

Alexander Kern
ERINNERUNGEN

10. Teil

1943 – 1993
Geschichten



Menschen, die mir begegneten

Geschichten eines alten Organisten

Sammlung 1



INHALTSVERZEICHNIS

Eine endlose Geschichte?	4
Major Cuboosh aus New Jersey, USA	8
Freudenstadt	21
Drei Salvator-Kirchen	31
Ciacona	44
Kaisers Geburtstag	65
Urlaub in Unterdumlingen?	74
Opium	91
L–S–D	113
Eine alte französische Goldmünze	118
Champagner zwischen Meaux und Crécy	125
Geheime Wahl	139
Deutsch in der Unterprima	159
Anmerkungen zum Begriff „pensioniert“	163

Die Nummer 15	166
Die 7, eine symbolische, eine magische Zahl	170
Das alte Kirchensiegel von Pellworm 1486	180
Intravenös	197
„Das Lieben bringt groß Freud“	199
Lukanga Mukara	203
Das Pommernzentrum in Travemünde	205
Die analoge Generation	210

EINE ENDLOSE GESCHICHTE?

Dieser Text fand sich im Nachlass von Alexander Kern – die Fotokopie einer in fremder Handschrift notierten Geschichte – Autor unbekannt.

Gleich wird Jean, unser französischer Kriegsgefangener, kommen.

Es ist Heiligabend 1943.

Seit ein paar Monaten wohnt Jean, von seinen französischen Schicksalsgefährten sehr beneidet, in einer kleinen Kammer auf unserem Betriebsgelände. Sein Zimmer hat meine Mutter ihm mit den in Kriegszeiten noch möglichen Gegenständen gemütlich eingerichtet, und ein Radio ist sein ganzer Stolz. – Jean soll bei nächtlichen Fliegerangriffen sofort helfen können; so verlangt die technische Notverordnung es, und darum wohnt er dort. Hat mein Vater ihm diese große Vergünstigung verschafft?

Ich treffe im Wohnzimmer die letzten Vorbereitungen. Ein paar Wollsocken, von Großmutter gestrickt, eine Tafel Schokolade, ein Päckchen Zigaretten und ein wenig Weihnachtsgebäck liegen für ihn unterm Tannenbaum.



Wir warten, ich stimme meine Geige. Erst wenn kein Fremder auf dem Grundstück sich befindet, können wir es wagen, Jean zu holen. Solche menschlichen Begegnungen zwischen Deutschen und den Feinden werden hart bestraft. Als es klingelt, stehen Vater und Jean vor der Tür, Jean strahlt. Wir vergessen darüber die Schägigkeit seiner inzwischen abgetragenen Uniform. – Wo mag er mit seinen Gedanken sein? In Marseille



sicher, dort lebt seine junge Frau; und wenn er von ihr spricht, wird seine Stimme ganz weich, und seine Augen bekommen einen flimmernden Glanz. – Mein Vater hat die Kerzen am Baum angezündet, und ich spiele Weihnachtslieder vom Frieden in der Welt, von der Fröhlichkeit der Kinder; und eigentlich kommt mir mein Tun wie Hohn vor in dieser Welt voller Haß, Kampf und Tod, der unser täglicher Begleiter ist. Wieviele junge Menschen aus meiner Familie sind gefallen und werden noch fallen? Und sicher hat auch Jeans Familie Menschen im Kampf gegen unser Land verloren.

Französische und ukrainische Zwangsarbeiter

Aber ich spiele weiter. Beim Singen versagt uns allen die Stimme. Trotzdem lassen wir vier, die Eltern, Jean und ich, uns von dem Zauber der Weihnacht gegen alle Vernunft tragen und empfinden diese Stunde mit Dankbarkeit.

Die Kerzen werden ausgeblasen, sie müssen noch für weitere Weihnachtstage reichen.

Nach dem Abendessen verläßt uns Jean in einer sonderbaren Mischung von Freude und Traurigkeit, Hoffnung und Resignation und auch wohl beglückt durch dies weihnachtliche Erleben. Wir begleiten ihn, der voller Stolz seine kleinen Geschenke an sich drückt. Der Weg ist sicher, Jean kann, von niemandem gesehen, seine Kammer aufsuchen.

Nun sind wir wieder allein, jeder hängt seinen Gedanken nach, und ich muß immer wieder an unseren doch wohl ungewöhnlichen Weihnachtsabend mit unserem Kriegsgefangenen denken.

Warum bringt mein Vater die Familie und sich wegen einer weihnachtlichen Einladung an einen „Feind“ in Gefahr?

Ich muß ihn fragen.

Bei seinem Erzählen wird's wirklich Weihnacht; Vergangenes wird heraufbeschworen, da Menschen im Kriege sich als Menschen und nicht als Feinde sahen.

Mein Vater berichtet.

„Mit der Vorstellung, Frankreich in ein paar Wochen zu schlagen, zogen wir 1914 siegesgewiß und zunächst siegreich durch den Norden des Landes. Gleich nach einem Monat traf mich ein feindliches Geschöß. – Kopfschuß. – Die Kameraden trugen mich in ein nahegelegenes Bauernhaus, wo ich nach Stunden oder Tagen, ich weiß es nicht, aufwachte. Ich lag in einem weißen Bett, hatte einen dicken Verband um den Kopf, Durst und Hunger plagten mich, die Schmerzen wollten mich schier zerreißen. Die französische Bäuerin muß auf mein Erwachen aus der Bewußtlosigkeit gewartet haben. Sie kam und sah nach mir und gab mir durch ihr aufseufzendes „Oh, oh, Monsieur“ zu verstehen, wie sehr sie mit mir meine Not und Hilflosigkeit empfand. Sie ging zum Herd und brachte nach einer Weile Rühreier. Da



ich den Kiefer so gut wie nicht bewegen konnte, schob sie mir geduldig kleine Portionen des Breis mit ihren Fingern in den Mund und munterte mich immer zum Essen auf. – Noch ein paar Tage blieb ich dort. Immer wieder, wenn der Schmerz nachließ und ich wach wurde, stand sie vor meinem Bett und bot ihre Hilfe an. – Diese rührende Sorge und Fürsorge nahm ich in meinen Gedanken

dankbar wahr und konnte sie eigentlich nicht begreifen. Ich sehe noch den Raum vor mir und die helfenden Hände. – Später kamen deutsche Soldaten, holten mich ab und brachten mich in ein Lazarett. Als ich, elend und unter Schmerzen, mich von meinen französischen „Gast“gebern verabschiedete und

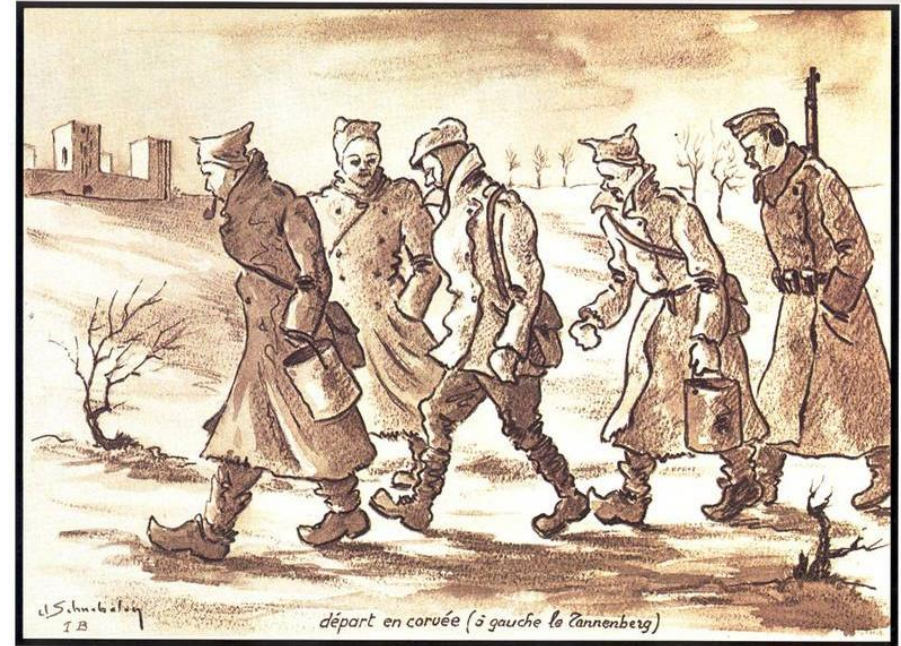
mich bedankte, mußte ich einfach fragen, warum sie mich als feindlichen Soldaten mit solcher Liebe und Güte aufgenommen und mich nicht abgewiesen hätten. Darauf antwortete der Bauer: „Oh, Monsieur, du krank! Ich war 1871 in Gefangenschaft bei Deutschen, Deutsche waren gut zu mir, darum ich gut zu dir.“ Diese einfachen Worte haben mich für mein Leben mitgeprägt, so wie die beiden Franzosen mich

gerettet haben“, so schließt mein Vater seine Erzählung, und wir sprechen an diesem Weihnachtsabend 1943 noch lange über den französischen Bauern und seine Frau und über unsern Jean.

Eigentlich könnte meine Geschichte damit zu Ende sein. Doch die Fortsetzung ist wie ein kleines Wunder.

Mit Kriegsende kehrt Jean in seine Heimat zurück, dankbar und glücklich. – Was mag aus ihm geworden sein?

Drei Jahre später etwa kommt mein Vater eines Abends strahlend nach Hause und kann mit dem Erzählen nicht aufhören. „Stellt euch vor“, berichtet mein Vater beglückt, „ich wurde von einem mir fremden Menschen angesprochen, der mir Grüße von Jean, ihr kennt ihn doch noch, ausrichtete. Und was ist mit Jean geschehen? Er wurde in Frankreich wieder eingezogen und war als Unteroffizier Bewachungsposten eines deutschen Kriegsgefangenenlagers. Eines Tages fragte er einige der Gefangenen nach ihrem Heimatort, und er erkundigte sich, ob einer von denen aus unserer Stadt käme. So meldete sich jener, und Jean erfüllte ihm von da an viele kleine Wünsche mit der Begründung: „Deutscher Chef gut zu mir, ich gut zu dir!“



MAJOR CUBOOSH AUS NEW JERSEY, USA

Eine Spritztour vom Bodensee in die Schweiz,

August 1956

Hagnau, 25. Juli 1956

Der alte romanische Turm der Johanneskirche in Hagnau am Bodensee überragt das Dorf um Haupteslänge. Ich stehe am Fuß des klobigen Bauwerkes aus dem frühen Mittelalter und schaue einem Turmfalken zu, der während des Abendläutens rüttelnd vor dem Stufengiebel in der Abendsonne steht und dann in einer Mauerspalte verschwindet.

Herrliche Tiere, diese Turmfalken; sie suchen sich ihre Nistplätze auf unzugänglichen Türmen oder Ruinen; sie schweben – scheinbar schwerelos – im Aufwind an der Spitze der Westfassade, hoch am Himmel, hoch erhaben über den Wesen, die an den Erdboden gefesselt sind. –

Es sind nun nur drei Tage vergangen, da stand ich vor der Turmruine der Alten Kirche auf der Insel Pellworm, die wohl



1200 km weit entfernt im Norden liegt. Auch in den Balkenlagernischen des alten Turmes nisteten zwei Turmfalkenpaare und schwebten 30 Meter hinab in die grünen Fennen, um dort Mäusen nachzustellen.

So schlägt der Turmfalke die Verbindung zwischen Nordmeer und Bodensee: zwei so stark unterschiedliche Landschaften.



Pellwormer Watt (Foto: Jimmyc2023 – CC BY-SA 3.0)

Dort oben an der Nordsee die unendliche Fläche des unbegrenzten Meeres, der Horizont nur zuweilen unterbrochen von den kleinen Erhebungen der Halligen und Inseln; und hier der Bodensee, das überall begrenzte Binnenmeer, dem die Schweizer Alpen nach Süden einen gewaltigen Riegel vorschoben, von Bregenz bis Hagnau, und im Norden durch die schwäbische Alb.

Ich lese zur Zeit mit Gewinn von G. B. Shaw: „Man and Superman“. Die geschliffenen Dialoge faszinieren mich. Das Bühnenstück wurde 1903 geschrieben; wieder mal ein Beweis,

daß geistreiche Frechheit in der Literatur nicht nur ein Privileg unserer Zeit ist. Die These: Frau ↔ Mann bei Shaw: Jeder Mann bekommt die Frau, die er verdient! Das heißt nun nicht einfach: Dein Mann, der nichts taugt, bekommt eine Frau, die genauso ist; sondern man muß da genauer definieren. Wenn ein Mann weich, nachgiebig, labil ist, bekommt er die Frau, die ihn – dank ihrer Energie – dauernd so zusetzt, beziehungsweise ihn piesackt (schon aus Selbsterhaltungstrieb), daß aus ihm, mit der Zeit, doch noch ein annehmbarer Zeitgenosse beziehungsweise Ehemann wird – entgegen seiner ursprünglichen Anlage. Notabene: diese Marginalie ist nicht autobiografisch zu verstehn!) Dagegen wird ein großspuriger, von seiner Intelligenz und seiner Vortrefflichkeit stark eingenommener

Mann häufig an eine Frau geraten, die ihn, durch ihre schonungslose und also echte Kritik und dauernden korrigierenden Einspruch in der wünschenswerten Demut erhält. Das sind dann die Typen, die „Herrenmenschen“, die in ihrer Berufsstellung gewaltig angeben, während sie zu Hause bestenfalls die 2. Geige spielen dürfen. So nach G. B. Shaw. Wie man weiß, war dieser Dichter vorsichtig genug, nicht zu heiraten.

Ich benutze die gute Gelegenheit, hier am Bodensee viel ausländische Zeitungen zu lesen: am Landesteg in Meersburg bekommt man viele englische, französische und italienische Zeitungen. Ich hole mir meistens „Le Monde“, „Figaro“, „Herald Tribune“ und „Daily Mirror“ und seit einigen Tagen auch den „Amsterdamer Kurier“ und stelle fest, daß ich – dank meiner Kenntnis des Plattdeutschen – auch holländisch einigermaßen fließend lesen kann. Schlechte Nachrichten in allen Blättern. Überall heftige Diskussionen über die Suez-Krise, die sich in diesen Tagen bedenklich zuspitzt.

Nasser hat die Suez-Kanal-Gesellschaft nationalisiert. Ab morgen (4. August 56) sollen alle passierenden Schiffe in ägyptischer Währung (in Kairo) die Passagegebühren bezahlen. England schickt



Nikita Chruschtschow, sowjetischer Regierungschef

schon Truppen und einen Flugzeugträger nach Zypern. Frankreich schimpft, ist aber ohnmächtig: Es hat genügend zu tun in Algerien. Amerika stärkt England und Frankreich den Rücken und sperrt die ägyptischen Konten an amerikanischen Banken. Chruschtschow dagegen läßt verlauten: Ägypten hätte das Recht, den Kanal zu nationalisieren, da er ja von Ägyptern gebaut worden sei und durch ägyptisches Gebiet führe.

So zeichnet sich in diesen Tagen eine große Ost-West-Krise ab, wobei – wie ich meine – Nasser wohl nur ein Strohhalm ist. Gott bewahre uns vor einem Krieg! Immer waren die Monate Juli–August kritische Zeiten (so 1870 – 1914 – 1939) = immer begannen die Kriege, wenn die Jahresernte gesichert war.

4. August 1956

Am Morgen dieses Tages platze ich verspätet in die Frühstück-Runde in der Pension Müller in Hagnau hinein. 5 oder 6 mir schon bekannte Gäste sind eifrig beim Konsum von Brötchen, Marmelade, Aufschnitt, Butter und Kaffee. Nur ein Ehepaar ist mir noch nicht bekannt. Sie reden eigentlich nur allein, während die



Hagnau (Foto: Rufus46 – CC BY-SA 3.0)

Amerika geheiratet, leben jetzt in New Jersey. Bald bestritt ich als einziger den Gegenpart des Gesprächs, während die übrigen Sommergäste scheinbar nicht alles mitkriegen.

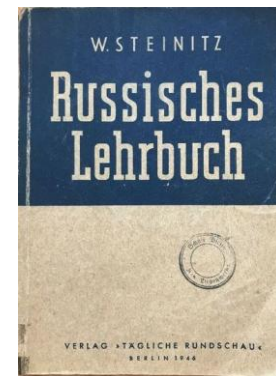
Mister und Mistress Cuboosh (sprich: Kabuusch) beklagten sich über das Wetter: „Where we come it begins raining!“ Das war umso trauriger, als sie Ende des Monats zurückmußten nach den USA.

Gleich nach dem Kaffeetrinken, als ich – wie gewöhnlich – am See saß und meine Aufmerksamkeit zwischen der russischen Steinitz-Lektion und der sehr klaren Sicht über den See zu den Alpen hin teilte, kam das amerikanische Ehepaar vorbei und

übrigen achtungsvoll schweigen, denn die Unterhaltung läuft englisch.

Es sind anscheinend Amerikaner. So um die 30–40 herum. Es stellt sich heraus, daß die Frau Deutsche ist, sie stammt aus Meldorf in Holstein. Da findet sich zum Gespräch bald ein Anknüpfungspunkt. Als ich gleich ein paar plattdeutsche Redensarten einfließen lasse, stutzt „sie“ und „grient“ verständnisvoll, überrascht, erfreut. Der Mann sprach kaum ein deutsches Wort, sprach überhaupt sehr wenig. Sie haben schon 1938 in

begrüßte mich so umständlich, daß ich merkte: Sie suchen Anschluß, vor allem jemanden, dem sie nicht jedes Wort zu übersetzen brauchte. Gut! Wir promenieren dann selbender los in Richtung Schloß Kirchberg, immer schön bequem am Seeufer entlang; wir saßen dann noch lange auf einer Bank neben der Badeanstalt.



Ich erfahre einiges von ihnen: über sie. Er war Major der US Army, im Korea-Kriege; ist jetzt ein schwer kriegsverletzter Invalide; höchstens 35 Jahre alt, aber ein dauernder Pflegefall für seine Frau, ein menschliches Wrack. Wie er berichtet, hat er vor allem eine schwere Hirnverletzung. Kopfschuß, breite Narben, starke Gedächtnisstörungen, darf als Folge nicht allein gelassen werden, darf nicht autofahren, darf nicht – – . Schußknochenverletzungen in beiden Beinen, 2 Steckschüsse noch in der Schulter; nun, es reichte, es war eigentlich schon zuviel für einen Körper. Aber der Major lebte, wahrscheinlich nur dank seiner Sportsfigur. –

Die Cubooshs waren vor einigen Wochen aus Amerika herübergekommen auf einem Navy-Transporter, zu sehr günstigen Bedingungen: Extra-Cabine, 3 Betten und Couch, Badezimmer und Lavatory – „and only 90 Dollars (each of us)“ = märchenhaft billig. –

Der Major vertritt in unserm Gespräch sehr energisch den amerikanischen Standpunkt: sich aus der gegenwärtigen Suez-Krise ganz herauszuhalten: „May they go to the UNO. In Korea we were alone and had to pay and to fight all



John Baggot Glubb 1954

alone!“ (Wenn der Major sich aufregt, glüht seine lange und breite Kopfnarbe blutrot auf.)

Ich erzähle den beiden dann zur Ablenkung von einer Karikatur, die ich am vergangenen Tage in der „Daily Mail“ von 2. 8. 56 gefunden habe: Nasser hat den Bericht vom Einfrieren der ägyptischen Guthaben in Amerika und England in der Hand und wandert nervös um den Teppich. An der Wand hängt ein Bild von Hitler, mit der Unterschrift: „My hero“. Auf dem Tisch liegt ein Buch: „My fight“ by A. Hitler. Da flüstert Hitler von der Wand Nasser ins Ohr: „In moments like these I used to find a little carpet-chewing most beneficial.“ (Bei ähnlichen Situationen fand ich ein wenig Teppich-Kauen immer sehr wohltuend!)

Allgemeine Heiterkeit!

Übrigens stand in dem Blatt auch ein recht bedeutender Artikel des ehemaligen Militär-Beraters von Jordanien, des Engländers Sir John Glubb, der ganz unmißverständlich sagte: „Free and equal navigation for the ships of the whole world is a cause which it would be worth dying for.“ Und damit meinte Glubb natürlich vor allem die Royal Navy.

Einige Zeilen weiter heißt es dann: „If all means fail to find a peaceful solution, we will employ all the resources in our possession, even if we perish in the attempt.“ Das war ja mehr als deutlich! Aber „all the resources“ waren jetzt, 1956, für England auch nicht mehr die Welt! –

Wir hatten den Tag über schönen Sonnenschein. Mittags esse ich im Restaurant „Seeblick“ ausgezeichnete Bodenseefische, „Blaufelchen“ genannt, gebacken mit Zitronenscheiben und Butterkartoffeln: delicat! Nach Scheffels „Ekkehard“ wurden

diese Felchen schon um 850 p. C. in den Klosterküchen um den Bodensee hoch geschätzt.

Im Abendlicht erscheint über dem See das Schweizer Ufer bei Romanshorn greifbar nahe, läßt die weißgetünchten Hauswände in den kleinen Ortschaften aufleuchten.

Sonntag, den 5. August 1956

Dieser Tag entwickelt sich – ganz unvorhergesehen – anders als erwartet, und zwar sehr gut: Von früh bis spät abends hatten wir schönsten Sommerwetter.

Beim Frühstück treffe ich wieder mit dem amerikanischen Ehepaar zusammen, das gleich wieder mit mir eine lebhafte Unterhaltung anfängt. Darin fragt der Major mich: „Mr. Kern, would you like to join our little trip to Switzerland today?“ Ich bin natürlich nicht böse über die Einladung, vor allem, da die Cubooshs einen großen Tourenwagen hatten. –

Wir gondeln schon gegen 9³⁰ Uhr los und erreichen in Meersburg die Autofähre nach Staad am Konstanzer Ufer. Da die Cubooshs beide weder geografisch noch historisch oder gar kunstgeschichtlich mit der Landschaft des Hegau und des Südufers des Untersees bis Schaffhausen etwas anfangen



Altes Schloss in Meersburg
(Foto: Reinhard Kirchner – CC BY-SA 3.0)

können, rede ich dann den ganzen Tag wie ein Buch, erzähle, mache sie auf Einzelheiten aufmerksam. Als Ziel schlage ich erst Zürich vor (die Cubooshs wissen nicht mal, wo sie hinfahren wollen). Aber Zürich wird ihnen zu weit, deshalb rate ich zu der schönen Tour Konstanz, Stein a/Rhein nach Schaffhausen, die ich von zwei früheren Besuchen (von Freudenstadt und von Stuttgart) gut kenne. Mein Vorschlag wird prompt angenommen, den sie waren noch nie in der Schweiz.

Auf dem Weg von Konstanz nach Schaffhausen gibt es nun eine Fülle von Siedlungen, Bergen und Flußlandschaften, unter anderem den Hegau, die geschichtsträchtige Landschaft Schwabens mit den vielen Basaltkuppen und alten Burgruinen, so zum Beispiel den Hohentwiel, Singen, die Klosterinsel Reichenau und vieles andere mehr, die geradezu danach schreien, aufgezählt und beschrieben zu werden.

Im Laufe der Fahrt grabe ich nun alles aus meinem Gedächtnis, was ich darüber gelesen habe. Natürlich auch manches aus Scheffels „Ekkehard“, der ja im Hegau und am Bodensee spielt.



**Annette von Droste-Hülshoff
(1797–1848)**

Zu diesen meinen Erklärungen gebrauche ich fast alle mir geläufigen englischen Vokabeln und Redewendungen. Die Cubooshs sind darüber erstaunt und erfreut; sie versichern mir immer wieder: „We are very fond of your coming with us; we didn't know anything of all these places, especially no historic dates.“

In Meersburg weise ich hin auf die mittelalterliche Burg mit dem von vier kleinen Türmen flankierten Belfried. Das Schloß wurde vom Bischof von Konstanz erbaut. Im 19. Jahrhundert lebte und starb hier die westfälische Dichterin Annette von Droste-Hülshoff; ihre Wohnung im Schloß ist heute Museum. Auf dem Bergfriedhof ist auch ein eindrucksvolles Grabdenkmal des naturheilkundigen Arztes Franz Anton Mesmer, der hier 1815 starb und der bekannt wurde durch seine Entdeckung des Körper-Magnetismus und die dadurch mögliche Hypnose.

Mit der Autofähre schwimmen wir auf dem Bodensee Richtung Staad. Vorher legt das Schiff an der Mainau an und entläßt viele Touristen. Die Blumeninsel Mainau gehörte ursprünglich zu dem großen Kloster Reichenau. Erst im vorigen Jahrhundert kam sie durch Erbschaft an das schwedische Königshaus: Prinz Lennart Bernadotte. Dieser übernahm damals ein



**Grabstein von Franz Anton Mesmer (1734–1818) in Meersburg
(Foto: Stefan-Xp – CC BY-SA 3.0)**

In Staad angekommen, sind wir schon im Weichbild der großen Stadt Konstanz. Der römische Kaiser Constantius Chlorus (290 p. C.) schon gründete hier ein Grenzkastell, dessen Abwehrfront nach Norden gerichtet war. Konstanz – später Bischofsstadt und 1415–18 Konzil-Stadt – ist die Brücke zwischen Schweiz und Deutschland, zwischen Süden und Norden. Neben dem schönen alten Dom findet sich am Ufer des Rheins auch der traurige Gedenkstein mit dem Namen der böhmischen Protestanten Jan Hus und Hieronymus von Prag, die hier während des Konzils 1416 als Ketzer verbrannt wur-

„Dschungelschiff“, so verwildert war die Insel. Er machte sie zum Blumenparadies, in dem sogar, dank des sehr milden Klimas, Tropenpflanzen und Bäume wie Bananen, Apfelsinen und Zitronen wachsen und reifen; herrliche Blumenrabatten vom Frühling bis in den Herbst und ein spätbarockes Schloß mit Kapelle. –

**Hussenstein in Konstanz
(Foto: Harke –CC BY-SA 3.0)**



den: ein trauriger Gedenkstein der römisch-katholischen Intoleranz. Dabei hatte der anwesende Kaiser Sigismund dem Reformator Hus freies Geleit zugesagt! (Parallele zum Verhör Luthers in Worms im Jahre 1521: Von römisch-katholischer Seite riet man Karl V., auch bei Luther sein Wort – freies sicheres Geleit nach Worms – nicht zu halten, da man „einem Ketzer gegenüber sein Wort nicht zu halten brauche“. Da sagte dieser Herrscher: „Nein, ich halte mein Wort, damit ich Luther gegenüber nicht erröten muß wie Sigismund vor Hus!“) Nebenbei: Die gesamte Stadt Konstanz trat 1529 der lutherischen Reformation bei! –

Gleich hinter Konstanz: Die Grenze zur Schweiz mit dem Ort Kreuzlingen. Wir fahren (nun auf Schweizer Boden) am Südufer des Untersees nach Westen. Auf den Höhen links von uns schöne Schlösser wie Arenenberg und Salenstein.

Mit Arenenberg verbinden sich viele Erinnerungen an das Zeitalter Napoléons. Nach dem Sturz des ersten Napoléons lebte hier auf Arenenberg seine Stieftochter Hortense, die Tochter der Josephine von Beauharnais und spätere Frau des Bruders des Kaisers, Louis Napoléon, der in Holland ohne Glück König war. Hortenses 2. Sohn machte in Paris 1852 einen Staatsstreich und nannte sich Napoléon III. (denn Napoléons I. Sohn, der „König von Rom“, Napoléon II., „L’Aiglon“, starb in österreichischer Gefangenschaft an Lungenentzündung als Herzog von Reichstadt schon 1832). Napoléons III. Regierungszeit endete mit seiner Gefangennahme in Sédan am 2. September 1870; er starb im englischen Exil 1873 in Chislehurst.

Dann lag rechts vom Weg die große Insel Reichenau: uralter deutscher Kirchenboden. Hier missionierten schon um 600 p. C. die irischschottischen Mönche Columban, Gallus, Pirmin und Fridolin unter den Alemannen und Südschweizern. Hier entstanden die ersten christlichen Kirchen (St.



Kloster Reichenau
(Foto: Hilarmont – CC BY-SA 3.0)

Burgruine Hohentwiel (Foto: Peter Stein – CC BY-SA 3.0)

Gallen). Reichenau wurde ein sehr reiches Kloster, im Mittelalter sogar „Reichsabtei“ mit riesigem Länderbesitz, von den Ottonen und Staufern mit Schätzen begabt. Zeugen dieser Blütezeit sind noch heute die drei romanischen Basiliken auf der Insel. Die Bibliothek des damaligen Klosters auf Reichenau war mit seinen kostbaren Handschriften berühmt in ganz Europa. –

Über die Insel Reichenau ging unser Blick zum alten Kloster Rudolfzell, hinter dem sich die Kuppeln des Hegaus auftürmten. Schwäbische Herzöge und Ritter saßen bis in 15. Jahrhundert auf den Burgen Hohentwiel, Hohenkrähen, Mägdeberg und Hohenstoffeln, heute nur noch malerische Ruinen.

Auf dem Hohentwiel residierte im 9. Jahrhundert die schwäbische Herzogin Hedwig, die Victor Scheffel in seinem historischen Roman „Ekkehard“ wieder literarisch zum Leben erweckte (1855), wie sie mit dem jungen St. Galler Theologielehrer Ekkehard die „Aeneis“ des Dichters Virgilius studiert. Im Hegau wechselten sich im Lauf der Jahrhunderte ab: Römer – Kelten – Alemannen – Karolinger.

Nach diesem geschichtlichen Blick über den Unter- und Zeller See in den malerischen Nordwesten folgten wir weiter der



Uferstraße nach Westen. Da tauchte die schöne alte Stadt Stein am Rhein vor uns auf, bewacht von der Burg Hohenklingen auf einem hohen Berg im Norden: Auch diese einst ein römisches Grenzcastell. Vorsichtshalber eroberten die Schweizer diese Burg schon im 12. Jahrhundert. Seitdem gehören Stadt und Burg zu Zürich.

Wir fanden an den schönen alten Bürgerbauten überraschend lebendige historische Bilder, die der Stadtgeschichte „Farbe“ verliehen. Besonders schön und mannigfaltig die Fresken am alten Rathaus.

Ich überredete nun die Cubooshs, eine Mittagsrast einzulegen. Sie waren einverstanden: „to take a lunch“. Mrs. Cuboosh machte viele Buntfotos. Wir setzten uns dann in den Gasthof



„Zum Fisch“. Wir waren alle sehr angetan von der Ruhe, der Gelassenheit dieser altbürgerlichen Kleinstadt und seiner Bewohner in ihrer ruhigen Würde. Major Cuboosh wollte nichts wissen von einer Beteiligung meinerseits an den Kosten des Lunch. „No, you are my guest, the whole day!“ Nun, da konnte man nichts machen. Der Major sprach nur wenige deutsche Worte und sein „Amerikanisch“ war noch stark dadurch getrübt, daß er es neben seiner dicken Zigarre von sich gab. Da mußte ich mächtig aufpassen. Schon dem Major zu Gefallen sprach ich ein sehr akzentuiertes Englisch, und zwar durchgehend: bei der praktischen Übung den Sonntag über habe ich selber allerhand profitiert.

Übrigens habe ich diesem Major gegenüber absolut keine Gefühlsabwehr empfunden, als von dem „Ami“, dem „Deutschengegner“ oder „Feind“ von damals. Sondern ich sah ihn vielmehr in der Art des „Sanitätsfeldwebels“ (echter, guter Prägung): Das ist für mich vor allem ein zusammengeschoener schwerkranker Mensch, dem man helfen muß, ein schwer angeschlagener „Kamerad“ aus der gemeinsamen Misere, dem Krieg, der gleich verhängnisvoll ist für alle kleinen Leute! –

Der Major gestand mir mehrmals auf unserer Fahrt, daß seit seinem Kopfschuß sein Gedächtnis „somehow defective“ wäre. –

Rheinfall bei Schaffhausen (Foto: CrazyD – CC BY-SA 3.0)

Unser Lunch bestand aus vielen dicken Bratwürsten, pommes frîtes, Tomatensaft und frischem Salat, dazu trank „er“ mehrere Biere.

Wir fuhren dann weiter nach Westen, nach Schaffhausen, zu dem berühmten Rheinfall. Es war dort (am Sonntag!) natürlich mächtig „crowded“ und es herrschte eine brütende Hitze. Hunderte von Autos aller Marken und Reisebusse standen auf den überfüllten Parkplätzen.

Als wir – was sehr angenehm war bei der Temperatur – direkt am Wasserfall standen und von dem kühlen Naß des Wasserstaubes benetzt wurden, stand neben uns eine französische Familie: Er und sie mit zwei kleinen Mädchen. Die Mädchen piepsten: „O, voyez, Mamam, o des beaux eaux, comme ça bruit, comme ça scintille!“ Die andere Kleine fragte: „C’est tout, Maman, n’est-ce pas, c’est tout!?“ – „Oui?“ – „Mais c’est joli quand même!“ Soweit Jungfrankreich.

Die Cubooshs meinten: „It’s very nice indeed.“ Soweit die endgültigen Urteile über dies Naturereignis = einmal von „Paris“ und zweitens von „New Jersey“. Ich fand diese Wertungen etwas dürftig, sagte aber gar nichts dazu. Ich freute mich nur an den prächtigen Regenbogenfarben in dem silbernen Wasserstaub über den wogenden, blau-grünen Wassermassen, die



auf einer Breite von 150 m zu Tal rauschten. Ein seltenes, ein schönes Bild von der Gewalt der Wellen, die senkrecht herunterstürzten. Wie lustig sah das flatternde rotweiße Fähnlein im Wasserdunst aus, auf der winzigen Felsenklippe, die mitten im Gebrause der Gischt des Falles auf einem ausgesparten Felsen weht, andeutend, daß dieser noch zur Schweiz gehöre; man konnte von dem deutschen Ufer aus mit Booten sich zu dem Felsen rudern lassen.

Säntis vom Bodensee aus
(Foto: Ulrich Prokop Scops)

Bei der Rückfahrt mußten wir in Konstanz eine ganze Weile warten, ehe wir auf einer der Fähren für unsern großen Wagen Platz bekamen. Das herrliche Wetter blieb uns treu und gegen 18 h landeten wir über Meersburg wieder in Hagnau. Major Cuboosh und seine Frau dankten mir überschwänglich: „for your excellent guiding us to Switzerland.“ –

Gegen Abend war eine besonders malerische Beleuchtung der Säntisgruppe in den Schweizer Alpen über dem blaßblauen Bodensee. Das gewaltige Gebirgsmassiv in zartrosa Licht wirkte beinahe transparent.

Bis zum Dunkelwerden saß ich noch auf einer Bank am Landungssteg; die schwarze Pappelreihe, halbwegs nach Meersburg zu, bildete vor dem rotgoldenen Abendhimmel im Westen eine feine Silhouette, während im Osten, über Romanshorn und Arbon die ersten Uferlichter aufblitzten. –

Am nächsten Morgen: Vor der Pforte unserer Pension Müller stand der große Wagen der Familie Cuboosh: Sie wollten gleich starten. Abschiedsfoto mit der Pensionsmutter. Und an mich gerichtet: „Goodbye, Mister Körn, thank you very much for your guiding us yesterday in Switzerland!“



Und dann brausten sie von dannen, nach Westen, die beiden mit ihrem großen Wagen. In welche Zukunft? Welch eine Lebensaufgabe für die junge Frau: ihren unheilbar kranken Mann zu pflegen, jahrelang. –

Ich sah an mir herunter und betrachtete meine heilgebliebenen Glieder mit anderen Augen als gewöhnlich. Eigentlich schade, daß meine „Sightseeing-Interpreter“-Rolle bei den Cubooshs von so kurzer Dauer war. Nun war ich im Englischen wieder nur aufs Lesen angewiesen.

August 1956 / Bad Salzuflen 1982 / redivivus 2001

FREUDENSTADT

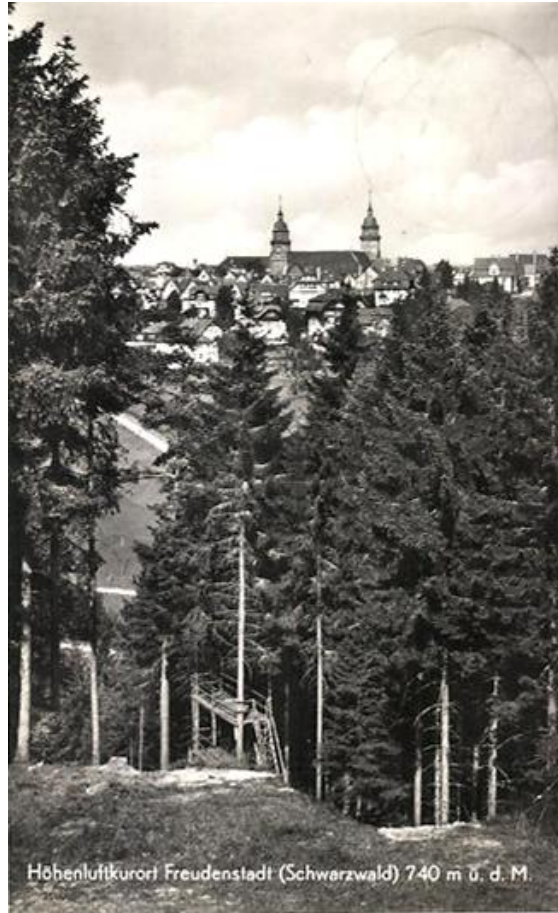
Schwarzwald

Verehrte, liebe Frau Anneliese!

Vor Kurzem waren Sie etwas ungehalten darüber, daß ich Ihnen aus meinem Urlaub auf der Insel Pellworm keinen Brief geschrieben habe (wie versprochen!). Ich bedaure das heute selber: Hätte ich doch damals schon an Sie geschrieben! Denn ein solcher Brief hätte – moralisch vollkommen einwandfrei – sicher nur von Sonne, Regen und Wattenmeer, Meerwasser und Wind, von Bauernhöfen, Schafen und Rindvieh gehandelt, Christoph und mich eingeschlossen.

Nun, es wurde leider nichts aus dem Brief von Pellworm, und deshalb kommt heute einer aus Freudenstadt.

Aber – ehe ich beginne – möchte ich Sie



warnen: Dies ist (wahrscheinlich) ein ganz unmoralischer Brief.

(Die Leserin: – und sowas adressiert der Mensch an mich?!)

Bei näherem Nachdenken wird Sie ein unmoralischer Brief bei dem Absender



Christoph vor der Alten Kirche auf Pellworm

nicht weiter verwundern. Ich bin der Meinung: Moralische Briefe kann jeder schreiben. Sicher können das auch 9/10 aller Menschen, von denen Sie sonst Briefe bekommen, wunderschön. Für unmoralische Briefe dagegen ist eine gewisse frivole Denkungsweise erforderlich, sagen wir ruhig „Dekadenz“, wie sie gelegentlich auch bei Kirchenbeamten vorkommt. –

Ich möchte Sie also noch einmal warnen. –

Bitte lesen Sie nicht weiter! –

Es lohnt sich wirklich nicht! –

Hören Sie bitte auf! –

Sie wollen doch? Gut! Dann haben Sie selber schuld!

Also nochmal angefangen:

Liebe, verehrte Frau Anneliese!

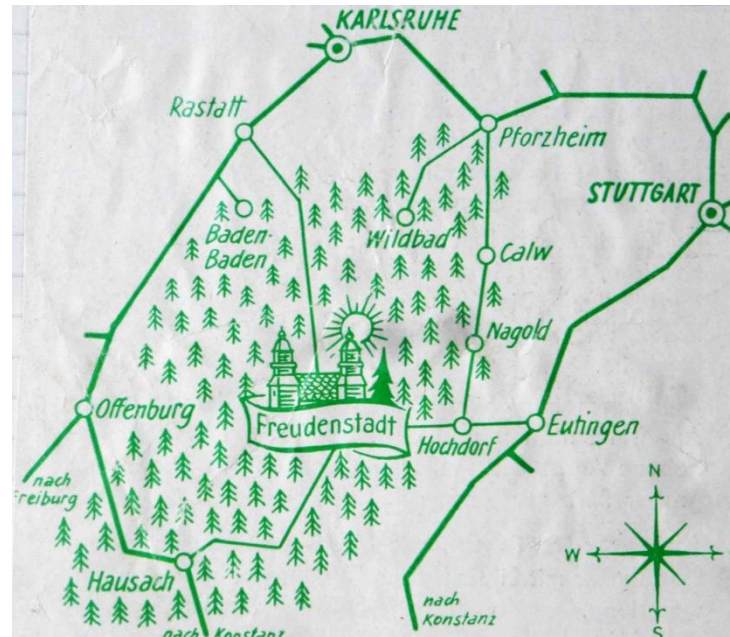
Als Sie und Ihr Mann mir den freundlichen Rat gaben, es einmal mit Freudenstadt im Schwarzwald

zu versuchen, taten Sie das sicher in der besten Absicht und in dem guten Glauben, daß die beruhigende Umgebung des Palmenwaldsanatoriums und des Schwarzwaldes überhaupt meine leicht zerrütteten Nerven und meine – sagen wir vorsichtig: etwas freie – Fantasie wohltuend nach der positiven Seite hin beeinflussen würde. Nun, um die Wahrheit zu sagen: Dem ist nicht so!

Beeinflußt wurde meine Fantasie hier zweifellos, aber nach welcher Seite, das bitte ich selber zu entscheiden. Bei mir, müssen Sie wissen, ist die Fantasie nicht so von Grund auf solide, so moralisch, so ehrenfest oder soll ich sagen „suwaweiß“, wie beispielsweise bei Ihnen, meiner Frau und andern Pastorentöchtern.

So kamen mir schon auf der Reise nach hier gewissen Bedenken, wenn ich mich nur einmal mit dem Namen der Stadt befaßte, in der ich jetzt lebe: „Freudenstadt“.

Nun, nach ca. eine Woche des Einlebens, komme ich zu erstaunlichen



Schlußfolgerungen, die ich Ihnen nicht vorenthalten möchte. Ich bitte aber um etwas Geduld! Bekanntlich haben Urlauber schrecklich viel Zeit – im Gegensatz zu den durch ihre Wirtschaft rasenden Hausfrauen. –

Den Anlaß zu meinen Überlegungen gab das erste Mittagessen im großen Speisesaal des Palmenwald-Hotels.

Es gibt da – wie Sie wissen – gewisse schwarz-weiß gekleidete weibliche Wesen, die sich schon durch ihre appetitlich-jugendlichen Formen wohltuend von den meisten Kurgästen unterscheiden, die sie bedienen.

Nebenbei gesagt: Das Durchschnittsalter der augenblicklich anwesenden Gäste scheint mir bei 67 ½ Jahren zu liegen. In solch antiker Umgebung wirkte sogar ich noch jugendlich! Thomas Mann, auf dessen Spuren (seines Romans: „Der Zauberberg“) ich hier auf Schritt und Tritt wandle, nennt diese schwarz-weißen Wesen „Saaltöchter“.

So gegen Ende des Mittagessens glitt eines dieser Mädchen auf dem glattgebohnerten Fußboden in der Nähe unseres Tisches aus. Ich schmeichle mir nicht, daß dieser „Fehltritt“ etwa auf meine Anwesenheit zurückzuführen war – schließlich war ich kaum einige Stunden im Palmenwald-Hotel – nein, es war



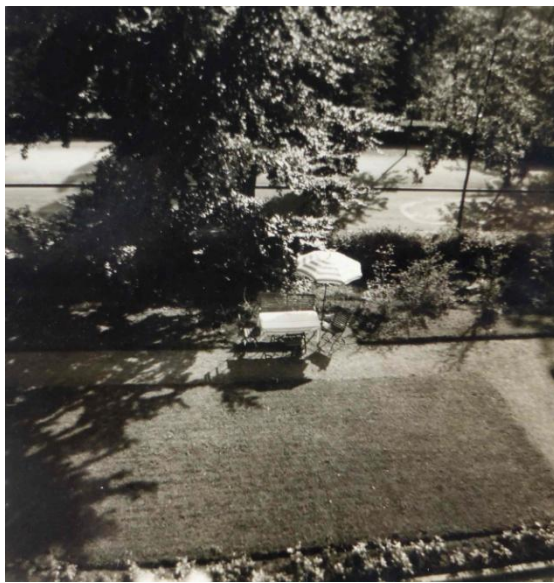
einfach der zu glatte Fußboden, der das Mädchen „zu Fall“ brachte. Da dieses ein Tablett mit vier niedlichen Eiscreme-Schälchen in der Hand trug, verteilten sich mit lautem Getöse der Inhalt und die Scherben der Schalen auf Fußboden, Menschen- und Stuhlbeine. Das Mädchen wurde sehr rot, das kam sicher von dem Schreck. Junge Mädchen können noch so wunderschön „rot werden“! Ja, es gibt sogar verheiratete Frauen, die das Erröten trotz aller Mühe (dank ihrer intensiven klerikalen Erziehung) nie ganz verlernen. Wir andern Sterblichen sehen darin ein unerreichbares Ideal! –

Also, das „gefallene Mädchen“ errötete nicht nur heftig, sondern das Kinn fing an zu zittern und Tränchen wollten rollen. Es verschwand laufend hinter dem Vorhang der Anrichte, und die Kolleginnen machten den dekorierten Fußboden sauber. Das war der erste „Fall“.

Nur wenige Minuten später fiel mit großem Krach ein zweites Mädchen und kurz darauf ein drittes. Dieses letzte erzielte noch einen besonderen Effekt dadurch, daß es einen Schuh dabei verlor. Es sei aber zum Ruhm des Mädchens gesagt, daß ihr Strumpf keine Notausgänge aufwies, und überhaupt waren die Beine bemerkenswert aufrichtig, grade und ehrlich.

(Die Leserin: „Was der so alles sieht!“)

Bei dem dritten „Fall“ wurde ich stutzig. Natürlich ist es möglich, dies alles mit dem glatten Fußboden zu erklären. Aber dafür bin ich nicht harmlos genug (siehe Einlei-



Blick aus meinem Zimmer

tung!). Bei mir ergab sich folgende Gedankenreihe:

- 1) Es geschieht am ersten Tag meines Hierseins beim ersten Mittagessen.
- 2) Es gibt drei „gefallene Mädchen“.
- 3) Das Ganze ereignet sich in Freudenstadt.

Nun drängten sich mir die weiteren Schlußfolgerungen förmlich auf:

In einer gewöhnlichen Provinzstadt wären drei „gefallene Mädchen“ an einem Tage natürlich ein etwas hoher Prozentsatz. Aber in Freudenstadt?

Hier ist doch wortwörtlich jedes Stadtviertel ein „Freudenviertel“, jedes Haus ein „Freudenhaus“ und wenn wir etymologisch konsequent bleiben, jedes Mädchen ein „Freuden – – –“

(Die Leserin, entrüstet: Aber, Herr Kantor!!)

Ja, entschuldigen Sie bitte, ich bin das Opfer meiner Logik. – Unser Mittagessenerlebnis war hier also gar nicht so ungewöhnlich. Ich dachte mir darum: Sei auf der Hut vor dieser Stadt. Wenn du auch sonst aus einer sehr moralischen Umgebung kommst und in der Heimat sozusagen von einer Pastorentochter zur anderen, zwecks Aufsicht, weitergereicht wirst: Achtung, mein Lieber, denn hier bist du ohne Aufsicht, und ein Ehemann solo, die schlechtere Hälfte eines sonst vortrefflichen Ganzen, ist eine öffentliche Versuchung! –



So ungefähr gingen meine Gedanken. Nun, das alles konnte ja auch nur in meiner etwas wurmstichigen Fantasie existieren. –

Aber – am Nachmittag kam ich auf den großen Marktplatz von Freudenstadt; und als ich mir den ganz genau besehen hatte, da wurde mir klar, daß meine „sinnigen“ Rückschlüsse doch wohl nicht so ganz aus der Luft gegriffen waren. Ein wichtiger Grund für diese Annahme lag da vor mir sozusagen „in der Luft“!

Der Marktplatz, dessen bemerkenswert schöne Anlagen jedem Besucher auffallen müssen, wird auf der Südseite begrenzt von der alten evangelischen Stadtkirche, einem sehr schönen Bau aus rotem Sandstein mit zwei herrlichen Glockentürmen. Schräg gegenüber der Kirche mündet die Martin-Luther-Straße auf den Marktplatz. Das wäre so weit alles einwandfrei und in Ordnung. Aber nun kommt die Mitte: Da liegt – halb hingegossen – ein Mädchen! Ich will das ominöse Zusatzwort (siehe oben) nicht nochmal verwenden, das ich von dem Namen

Freudenstadt ableitete. Das Mädchen liegt da sozusagen als weltlicher, sehr weltlicher Mittelpunkt zwischen Stadtkirche und Martin Luther. Das Mädchen ist aus Bronze und liegt in ca. 8 m Höhe auf einem Sandsteinobelisken. (Wissen Sie übrigens, daß dieses Wort aus dem Griechischen kommt und soviel bedeutet wie „Bratspießchen“?) Also, das Mädchen liegt halb auf dem Bratspießchen und winkt ganz offenkundig den Besucher zu sich heran, und das: mitten in der Stadt, an exponiertester Stelle, und abends wird sie sogar noch mit Scheinwerfern so

von unten angestrahlt von allen Seiten! Unnötig zu sagen, daß die Bekleidung dieser Dame sehr unvollständig ist. Überall da, wo man bei antiken und barocken Statuen Schleier gewöhnt ist, fehlen sie hier gänzlich; lediglich ein Teil der linken Wade ist schamhaft mit einem Tuch verhüllt. Als ich dann näher ging und direkt unter dem Mädchen stand, stellte ich auf einer Tafel fest, daß dieses Bildwerk ein Erinnerungsmal an den Brand und die Zerstörung der Stadt 1945 darstellen soll. –

Heute noch frage ich mich vergeblich nach dem Sinn dieses Denkmals. Ist es ein Mädchen, das bei diesem Ereignis seine letzte Bekleidung verloren hat und sich nach Ersatz umschaute? Oder aber gingen bei der Planung dieses Denkmals die würdigen Stadtväter von ähnlichen Voraussetzungen aus wie ich bei



meinen – zugegeben – etwas einseitigen Folgerungen, als ich den Namen der Stadt näher unter die Lupe nahm? Ich werde das wohl nie ergründen! Tatsache bleibt, daß dieses Mädchen an dieser Stelle doch wohl

so gewollt ist, wie es dasteht (beziehungsweise daliegt), und daß es den jungen und alten Stadt-





väter von Freudenstadt täglich die Möglichkeit zu Enthaltensübungen gibt.

Und in dieser Stadt bin ich gelandet! Das eröffnet Perspektiven! (Siehe auch oben unter „Dekadenz“ und „frivol“.) Kommen Sie mir bitte nicht mit den Einwurf: „Aber, aber! Sie, als Organist!“ Nach Wilhelm Busch – den ich als deutschen Klassiker

Stadtkirche, Freudenstadt (Foto: SchiDD CC BY-SA 4.0)

verehere – gibt der niedere geistliche Stand (clerus minor) bekanntlich die besten Teufelsbraten.

Wohin haben Sie mich verfrachtet?!



Da ich annehme, daß Ihnen meine frisch-fröhlichen Schlußfolgerungen nun langsam auf die Nerven gehen, will ich Ihnen noch schreiben, daß mir das Palmenwald-Hotel trotz seiner etwas antiquierten Belegschaft recht gut gefällt und daß ich mich in den herrlichen Tannenwäldern bei durchweg schönem Wetter sehr wohlfühle. Ich könnte noch manches andre an positiven Eindrücken hier anführen, fürchte aber, es paßt nicht so ganz in den fragwürdigen Rahmen dieses Schreibens.

Sollte dieser versöhnliche Zwischenteil Ihnen nicht genügen und sollten sich ihre Entrüstungsfalten – die ja bei Unterhaltungen mit mir nicht so ganz selten sind – sich noch nicht gänzlich geglättet haben, dann komme ich zuletzt noch mit einem ganz unverschämten Schluß: Wenn Sie mich nicht hierher geschickt hätten, wäre es



mir unmöglich gewesen, diesen „Schrieb“ zu erfinden!

Natürlich ginge es zu weit, Sie als geistige Urheberin meiner Beweisreihe zu verdächtigen. Zweifellos wäre das ein Trugschluß, der Ihrer unwürdig wäre, da die Voraussetzungen für eine solche Denkungsweise bei Ihnen sowieso nicht gegeben sind (siehe oben unter „Pastorentöchter“). Es wäre ein Trugschluß und vor einem solchen möchte ich mich hüten, vor allem, da die bestechende Folgerichtigkeit meiner bisherigen Beweisführung für jede unbefangene Leserin klar auf der Hand liegt.

Sollte Ihnen diese Geschichte von den gefallen Mädchen von Freudenstadt nicht gefallen, weil diese, statt Freude zu machen, Ihnen nur ein Gähnen entlockte, was ja durch-

aus möglich ist, da es eine ausgesprochen ausgefallene Geschichte ist, so tun Sie mir den Gefallen und werfen Sie dies Machwerk – anstatt es mit Freuden aufzuheben – in den Abfall: Es wäre dies eine literarische Tat.

Es grüßt Sie Ihr schüchterner Bekannter A. Kern

(Die Leserin: „Und so was ist nun Patenonkel meines Sohnes!!“)

Es folgen fünf Postscripta:

Postscriptum I.

Dieser Brief ist das Ergebnis einer Verbindung von drei Elementen:

- 1) Sechs Tassen guten Bohnencafés,
- 2) einer durch diesen angeregten, etwas lebhaften Fantasie und
- 3) der sonnenüberglänzten Terrasse des Kurhauses in Freudenstadt mit dem Blick auf die weite Schwarz-



waldlandschaft am Nachmittag des 15. August 1958.

Postscriptum II.

In diesem Brief wird mit einer ziemlich anrühigen Methode versucht, der Leserin etwas einzureden, von dem diese (wie auch der Schreiber) überzeugt ist, daß es in Wirklichkeit nicht glaubhaft ist.

Soweit das von vornherein negative Konzept, das dadurch aber nur an Reiz gewinnt: für Leute vom Schlage des Schreibers.

Postscriptum III.

Von der musikalischen Formenlehre her gesehen ist obiger „Bericht“ ein Präludium und eine Fuge in a-Moll. Capriccio $\text{♩} = 144$

„a“ wir „anrühig“ und „Moll“ aus Trauer über den Charakter des Verfassers. Das Präludium befaßt sich (siehe Einleitung) mit dem hohen Tugendstand der Adressatin

und dem gegenteiligen des Schreibers. Die Fuge hat als 1. Thema (Dux) den Begriff „Freudenstadt“, dem sich alsbald als 2. Thema oder Contrapunkt (Comes) der Begriff „gefallenes Mädchen“ zugesellt (das tun die ja gerne!). Im letzten Teil der Fuge (des Briefes) werden beide Themata in einer zünftigen „Engführung“ durcheinandergewirbelt, wobei die Elemente: „gefallen“, „Freude“ und „Stadt“ (statt) beständig ihre Bedeutung wechseln.

Postscriptum IV.

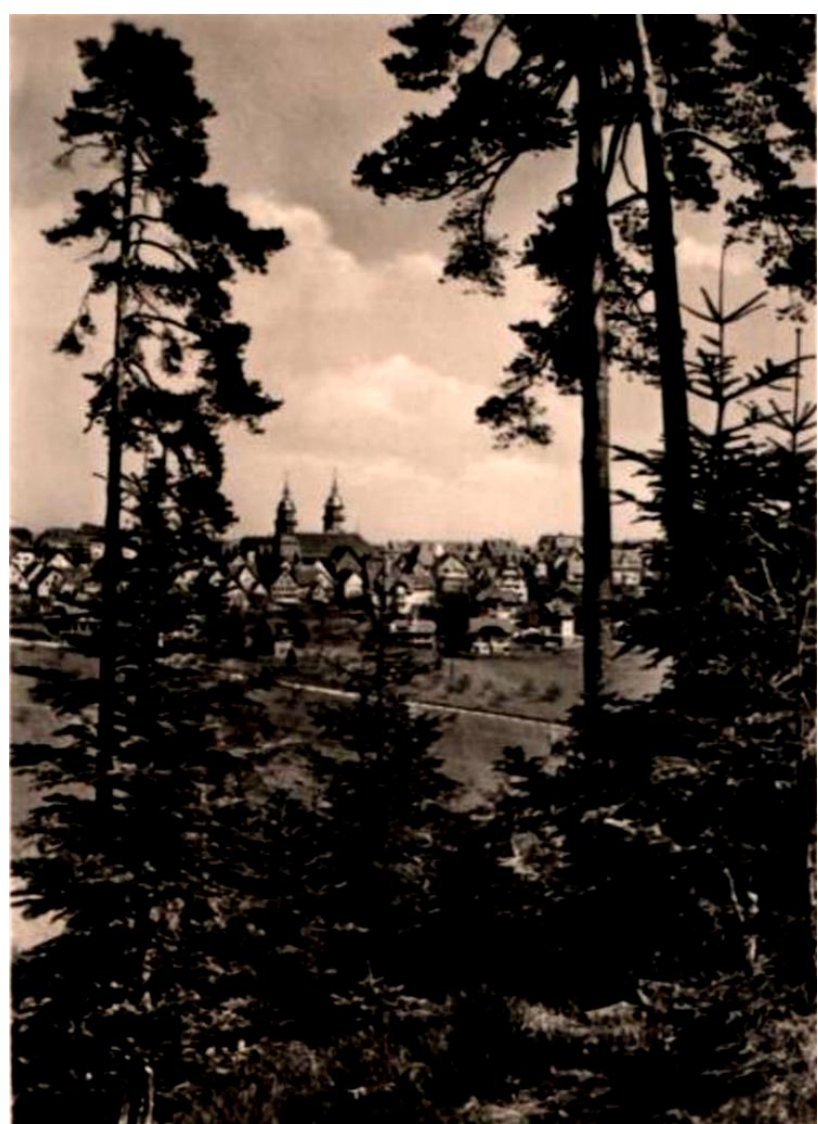
Sollten Sie die manchmal penetranten Weitschweifigkeiten dieses Briefes als Plagiatsversuch an Thomas Mann verdächtigen, dann wäre das für den Schreiber eine bemerkenswerte Auszeichnung.

Postscriptum V.

Da es sehr zeitraubend wäre, sich wegen aller „Freiheiten“ in diesem Brief zu verantworten, so beschränkt sich der Schreiber darauf, lediglich wegen seiner schlechten Handschrift um Entschuldigung zu bitten.

K.

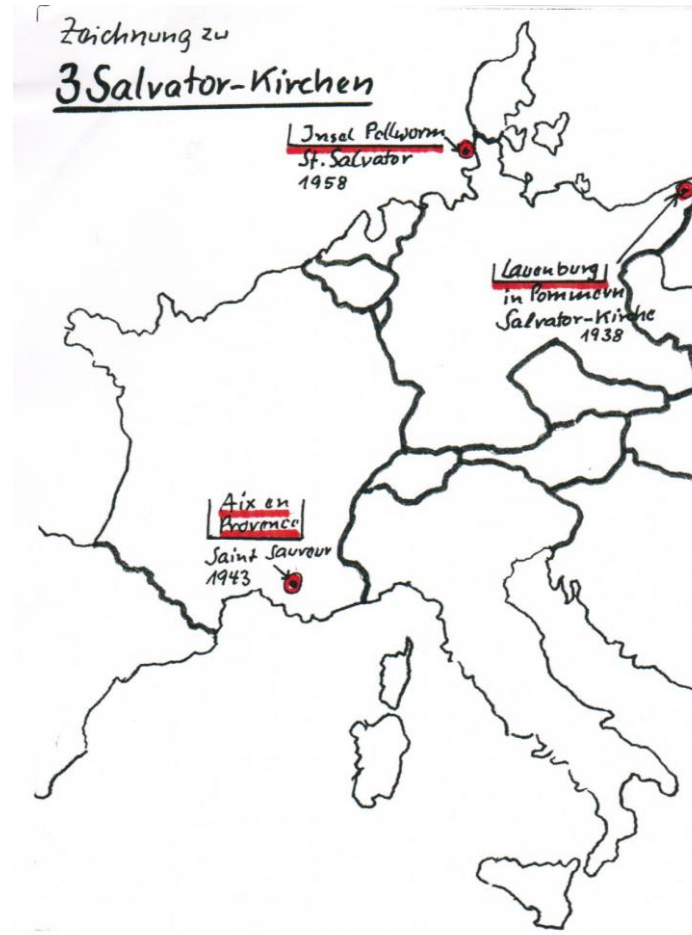
1958 / 27. Februar 1970



DREI SALVATOR- KIRCHEN

Das Wort, der Name „Salvator“ kommt aus der lateinischen Sprache. Das Verbum „salvare“ bedeutet: „erlösen, bewahren, retten, heilen“. Der Beiname „Salvator“ = „Erlöser, Heiland, Erretter“ wird Christus schon in der frühen Christenheit zugelegt. In einer Kirchenruine in Dura-Europos in Mesopotamien hat man eine Wandmalerei gefunden: Jesus als Hirte, mit dem geretteten Lamm auf der Schulter. In großen lateinischen Buchstaben steht darunter: C-S-M, das heißt, Christus Salvator Mundi: Christus – Heiland der Welt.

Drei Salvator-Kirchen haben in meinem Leben einen besonderen Platz, vielleicht auch eine tiefere Bedeutung gewonnen: Mein erstes Kirchenamt



als Kantor und Organist trat ich im Oktober 1934 an in der Sankt-Salvator-Kirche in Lauenburg in Pommern. Im 2. Weltkrieg wurde unsere Sanitätskompanie nach der Provence in Südfrankreich, in der Nähe von Marseille, verlegt. Wir arbeiteten dort in der Bischofsstadt Aix im Hospital „Hôtel de Dieu“ an deutschen Verwundeten mehrere Monate. Das Lazarett lag in unmittelbarer Nähe der großen gotischen Stadt-Kirche „Saint-Saveur“ (Sankt Salvator). Die dritte Salvator-Kirche liegt auf der Nordsee-Insel Pellworm, im Nordwesten Schleswig-Holsteins, dicht am See-
deich. Seit 1955 habe ich auf der Arp-Schnitger-Orgel in dieser schönen alten Kirche viele Orgelmusiken und Gottesdienste gespielt.

=====

1938 – Lauenburg in Pommern

An einem Sonntag im Sommer dieses Jahres ereignete sich in der Salvator-Kirche der pommerschen Kreisstadt während des Vormittag-Gottesdienstes ein Zwischenfall, der auf alle damals im Gotteshaus versammelten Gemeinemitglieder einen tiefen Eindruck machte.

Die Predigt hielt an diesem Sonntag Herr Pastor Lic. Ehrenforth, einer der führenden Geister im Kampf der Bekennenden Kirche gegen die Machthaber des „Dritten Reiches“. Im Jahre 1937 hatte man Pastor Ehrenforth aus der schlesischen Bergarbeiterstadt Waldenburg auf seinen Wunsch versetzt in das entlegene Hinterpommern, weil dieser hervorragende Theologe den Nazibehörden unbequem, lästig geworden war. Eigentlich sollte Pastor Ehrenforth



Superintendent in Oels werden, aber das verhinderte die Gestapo.

Hier in Lauenburg hatte Pastor Ehrenforth – er war in Wurow geboren – in der evangelischen Gemeinde altangestammter Gläubigkeit, die noch auf den Reformator Bugenhagen, den „Doctor Pommeranus“, zurückging, bald eine sehr aufmerksame Zuhörerschaft gefunden.

An diesem Sonntagmorgen nun hörte man in der Kirche gleich nach Beginn der Predigt einen Musikzug der Hitlerjugend die Bismarckstraße hinuntermarschieren, hinuntertrompeten, -pauken, die an der Salvator-Kirche vorbeiführte. In den Jahren vor 1933 – wie heute wieder – war es bei Umzügen mit Marschmusik zur Kirchzeit selbstverständlich, daß 100 Meter vor der Kirche die Blaskapellen pausierten.

An diesem Sonntag im Jahre 1938 schwoll der Klang der dröhnenden Marschmusik gewaltig an, je näher man der Kirche kam, und wurde keinesfalls eingestellt; ja, die Fanfarenbläser schwenkten nach rechts ein und marschierten auf dem Platz mehrmals um die Kirche herum, mit schmetternden Trompeten, Fanfaren und Trommeln. –

Die Stimme des Predigers auf der Kanzel wurde von diesem Lärm zugedeckt. Nach wenigen Minuten unwürdigen Nebeneinanders hörte Pastor Ehrenforth auf zu sprechen und blieb still auf der Kanzel stehen – – – so lange, bis sich der bewusst provozierende politische Lärm draußen entfernt hatte. Dann führte der Geistliche seine Predigt fort – – ohne den Zwischenfall auch nur zu erwähnen, auch ohne die Gemeinde zu einem lautschalenden Protestgesang mit dem Lied „Ein feste Burg“ aufzufordern (wie anderswo manchmal üblich). – –



Pastor Ehrenforth und Frau

Als die Predigt beendet war, spürte man es dem vollen Klang des Gemeindegesanges, des Kanzelverses ab, wie die Gemeinde über diese Störung der Hitlerjugend, das heißt: der seit 5 Jahren kirchenfeindlich erzogenen Jugendlichen, dachte und urteilte.

Im Jahre 1945 war es dann dieser aufrechte Pastor – – – – nachdem der Albtraum der Nazi-Herrschaft hinweggefegt worden war, der die evangelische Gemeinde und mit ihr die gesamte deutsche Bevölkerung Lauenburgs vor russischen und später polnischen Behörden vertrat – – – – als ein wahrer „Pastor Fidelium“, der oft mit seinen Vorstellungen und Protesten bei Russen und Polen sein Leben und seine Freiheit unbedenklich aufs Spiel setzte.

Herr Pastor Lic. Ehrenforth wurde dann ein Jahr später mit seiner Familie im März 1946 von den Polen aus Pommern ausgewiesen und kam über Köslin und das berüchtigte Lager Scheine bei Stettin nach Schleswig-

Holstein.

Ich selbst war nach der Gefangenschaft im Westen in meine Geburtsstadt Itzehoe/Holstein zurückgekehrt und an der Laurentii-Kirche als Kantor und Organist angestellt. Auch Pastor Ehrenforth wurde an diese Kirche berufen, und so haben wir gemeinsam unseren Dienst an der evangelischen Gemeinde fortgeführt.



St. Salvator, Lauenburg - Orgel

1943 – Aix-en-Provence

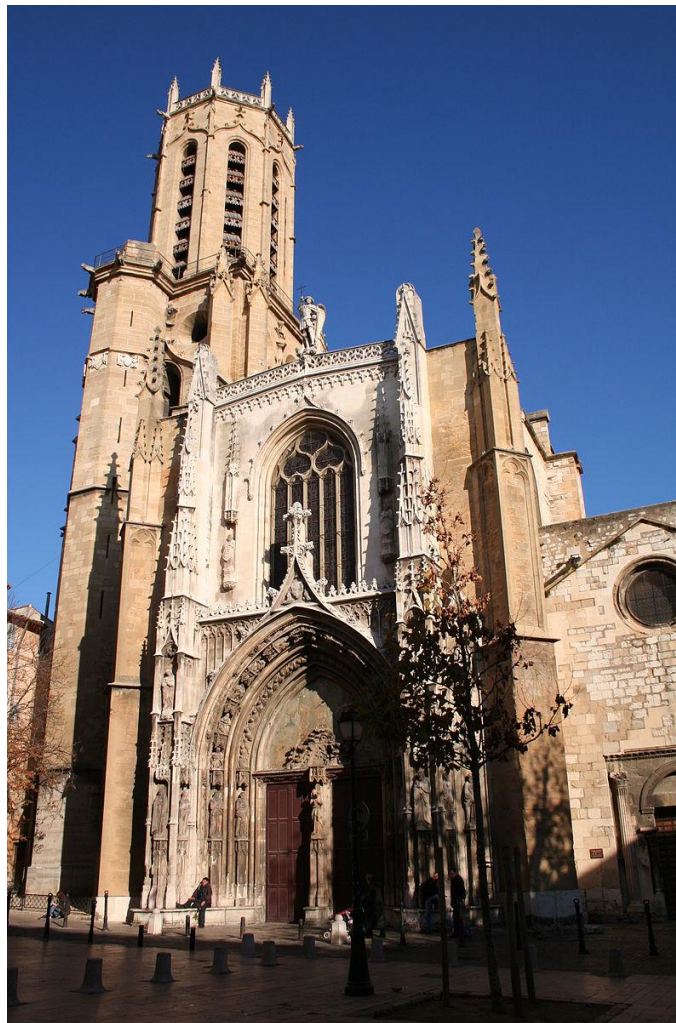
Die Kathedrale Saint-Sauveur: Durch den wunderschönen romanischen Kreuzgang des alten Klosters in Aix gehe ich in die gotische Domkirche. Es ist der 1. Osterfeiertag im Jahre 1943, morgens 6 Uhr.

Die Ostermette wird vor dem Hochaltar gehalten. Mächtige Säulen, gotische Kreuzgewölbe; der in prächtigem dunklem Rot gehaltene mittelalterliche Innenraum der Kirche ist trotz der ca. 20 Seitenkapellen, die in der Dämmerung verschwinden, auf den riesigen, goldstrotzenden Hochaltar ausgerichtet, auf dem heute, am Auferstehungsfest, schwere große Kerzen in stiller Pracht brennen. Das vergoldete Schnitzwerk des Altarblattes ist im Schein der Kerzen wie von innen her erleuchtet. Beinahe scheinen die Apostel- und Heiligenfiguren Leben zu gewinnen. Links neben dem Hochaltar steht der überdachte Erzbischofs-Sitz, geschmückt mit den Lilien der Bourbonen. –

Ich setze mich ganz hinten in der Nähe des Westportals auf einen der Betschemel.

Ich habe eine schwere Nacht hinter mir, mit viel Aufregung und mit wenig Schlaf. In unserer chirurgischen Abteilung des Orts-Lazarets (Hôtel de Dieu) haben wir bis 12 Uhr nachts operiert.

Es kamen am späten Abend mehrere Schwerverwundete aus Marseille: die Opfer eines Attentats auf deutsche Soldaten, wie sie damals und dort nicht selten waren. In diesem Falle, am Vorabend, war auf die Plattform eines Straßenbahnwagens, auf der sich auch viele deutsche Soldaten befanden, ein Neger gesprungen, der einen verdeckten Korb am Arm trug. In dem Korb befanden sich Handgranaten, die, zur Explosion gebracht, mehrere Landser und französische Zivilisten töteten oder schwer verwundeten. Der Attentäter selber wurde auch zerrissen. – Nachdem wir in unserem Operationsraum alle eingelieferten Verwundeten versorgt und teilweise operiert hatten, mußte ich nachts noch mehrmals hoch, um den Verwundeten, die zwischen Tod und Leben schwebten, Herz- und Kreislaufmittel zu injizieren (Cardiazol) und Sympatol und anderes. Unsere



Saint-Sauveur, Aix-en-Provence
(Foto: Georges Seguin CC BY-SA 3.0)

Schwerverwundeten-Station war ständig mit 70 Betten belegt. –

Heute, am Ostermorgen, will ich ein Wort von der Auferstehung hören und habe für eine Stunde Sanitäts-Unterroffizier Dallmann die Stations-Aufsicht übergeben.

Ich versuche die große Ruhe dieses jahrhundertealten Kirchenschiffes in mich aufzunehmen und höre die weitgeschwungenen gregorianischen Melodien, von gut geschulten Mönchsstimmen gesungen.

Die Schriftlesungen werden nicht lateinisch, sondern französisch gelesen. Ich kann den vertrauten Worten gut folgen:

Lorsque le sabbat fut passé, Marie de Magdala, Marie, mère de Jacques, et Salomé, achetèrent des aromates, afin d'aller embaumer Jésus. Le premier jour de la semaine, elles se ren-

dirent au sépulcre, de grand matin, comme le soleil venait de se lever. Elles disaient entre elles: Qui nous roulera la pierre loin de l'entrée du sépulcre?¹

Die Orgel beschränkte sich auf kurze Zwischenspiele bzw. Intonationen. Viele gute Rohrwerke sind in den verschiedenen Registern.

Die wenigen Gemeindelieder wirken schwach neben der handfesten Gregorianik der Mönchschole am Altar. Sie wird sparsam begleitet. Auf der Orgelempore – an der Südseite des Langhauses – sehe ich den weißhaarigen Organisten vor einem herrlichen Barockprospekt sitzen; riesige Pedaltürme ragen rechts und links vom Spieltisch auf. – –



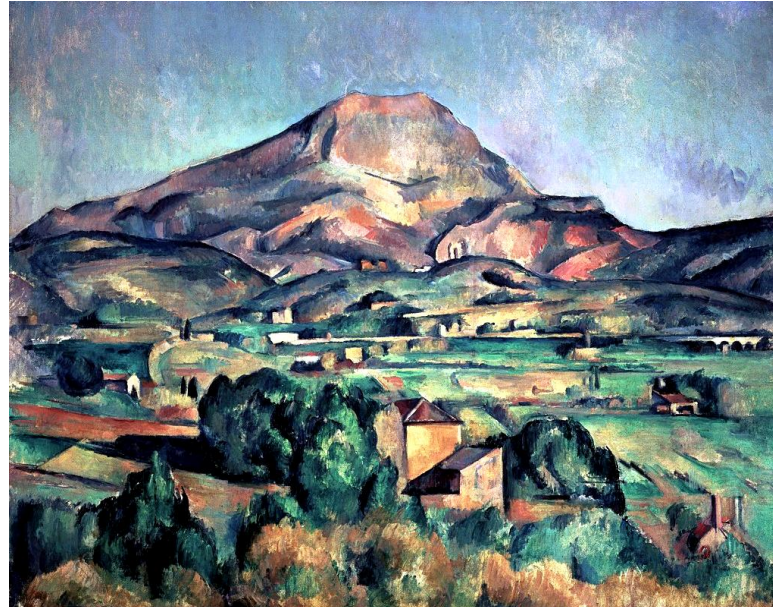
¹ *Markus-Evangelium 16,1–3:* Und da der Sabbat vergangen war, kauften Maria Magdalena und Maria, des Jakobus Mutter, und Salome Spezerei, auf daß sie kämen und salbten ihn. Und sie kamen zum Grabe am ersten Tag der Woche sehr früh, da die Sonne aufging. Und sie sprachen untereinander: Wer wälzt uns den Stein von des Grabes Tür?

Ich denke an meine Orgel in der Salvatorkirche in Pommern und an unsere Ostergottesdienste in den Jahren vor dem Kriege, morgens um 6 Uhr auf dem alten Friedhof zwischen den Gräbern.

Hier in der Provence, in Südfrankreich, bin ich beinahe in einer anderen Welt, weit im Süden Europas, in Aix, der alten Bischofsstadt, dem Wohnort des Malers Cézanne, dessen Bronzeplakette über einem der vielen Stadtbrunnen angebracht ist; der Stadt, in der Émile Zola aufwuchs und der er in seinem Roman „La conquête de Plassans“² ein literarisches Denkmal setzte. Der von Cézanne so oft gemalte Mont Victoire grüßt über die Hügelkette jenseits der Durance im Osten. Die dunkel lodernden Zypressen, deren schwarzes Grün Vincent van Gogh so einzigartig gemalt hat, als er seine Provence-Bilder hier ganz in der Nähe, in Arles und Saint-Rémy schuf. Das alte

Aquae Sextiae der Römer, die Hauptstadt der Provinz Gallia. Ausgrabungen brachten hier nicht nur Ruinen römischer Villen (Glannum), sondern auch griechische Anlagen und phönizische Reste zutage. Die Stadt Marseille – phönizisch „Massilia“ – wurde ca. 600 vor Christus als Handelsstadt gegründet. Im Stadtmuseum von Saint-Rémy habe ich die reichhal-

² Die Eroberung von Plassans (1874)



tige und sehr schöne Münzsammlung aus frühester griechischer und römischer Zeit betrachtet, die man dort in der Umgebung ausgegraben hat. – –

Schwarze Zypressenhecken begrenzten auch 1943 die Felder der Provence, dürre graue Felsen der kleinen Alpen, der „Alpilles“, waren unterbrochen von silbergrauen Olivenhainen und rosaroten Mandelbäumen in voller Blüte im Februar schon, dem Frühling in Frankreich. Man muß diese intensiven Farbzusammenklänge gesehen haben, um Cézanne und van Gogh zu verstehen. –

Als ich nach der Ostermette leise aus der Kathedrale St.-Sauveur gehe, aus der Kühle und den tiefen Schatten der Klostergänge in den unwahrscheinlich hellen Sonnenschein, der von dem leuchtend blauen, wolkenlosen Himmel strahlt, bin ich froh, etwas von Ostern verspürt zu haben, von dem Auferstehungsglauben, der alle Christen Europas eint, über allen Haß und Krieg der Völker hinweg.



1958 – Pellworm

„– – – Errett' dein armes Leben – – –“

Die nordfriesische Inselkette – in der Nordsee Schleswig-Holstein westlich vorgelagert – ist nur der geringe Rest einer einst großen, zusammenhängenden Landmasse, die ungefähr seit dem Jahre 1200 in immer neuen und schrecklichen Sturmfluten zerschlagen wurde.

Bald nach der Christianisierung Frieslands ließ der Wikingerkönig Knud der Große in dieser fruchtbaren und reichen Landschaft eine Reihe großer Kirchenbauten aufführen. Die bedeutsamsten waren: die St. Severinkirche in Keitum auf Sylt, die St. Johanneskirche in Nieblum auf Föhr, die St. Salvatorkirche auf Pellworm und die St. Magnuskirche in Tating auf der jetzigen Halbinsel Eiderstedt. Damals – 1050 bis 1100 – trennten nur schmale, überbrückte Priele die einzelnen Landesteile. Der Kirchenbaumeister, unter dessen Aufsicht die genannten vier Kirchen gebaut wurden, soll damals „zu Pferde“ von einer Baustelle zur anderen gereist sein.

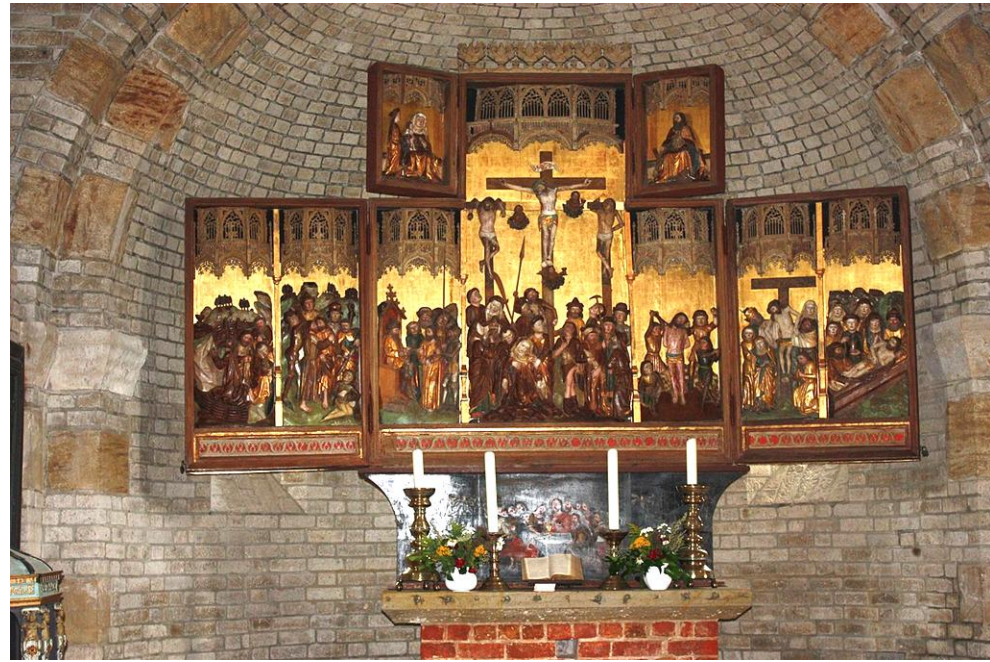
Die alte St. Salvatorkirche auf der Insel Pellworm ist als romanischer Kirchenbau bis heute erhalten geblieben und mit seinem Innenraum von 37 m Länge ein imponierender Bau aus Klosterziegeln. Die ursprünglich mitten im Land gebaute Kirche liegt heute auf ihrer hohen Warft dicht am Westdeich der Insel.

In der schweren, gedrungenen Apsis steht ein Doppelflügelaltar mit gotischen Schnitzfiguren – bildlichen Darstellungen aus dem Leben Jesu – und herrlichen Bildtafeln der Innenflügel aus dem späten 15. Jahrhundert. Dem Altar gegenüber, auf der Westempore, steht eine Orgel des berühmten norddeutschen Orgelbaumeisters Arp Schnitger, der hier im Jahre 1711

ein Orgelwerk mit 24 klingenden Stimmen auf Hauptwerk, Brustwerk und Pedalwerk erstellte. Dieses wunderbare alte Orgelwerk ist uns erhalten geblieben – dank der Abgelegenheit der Insel seit den Sturmfluten von 1362 und 1634 – und wurde 1954 sorgfältig restauriert.

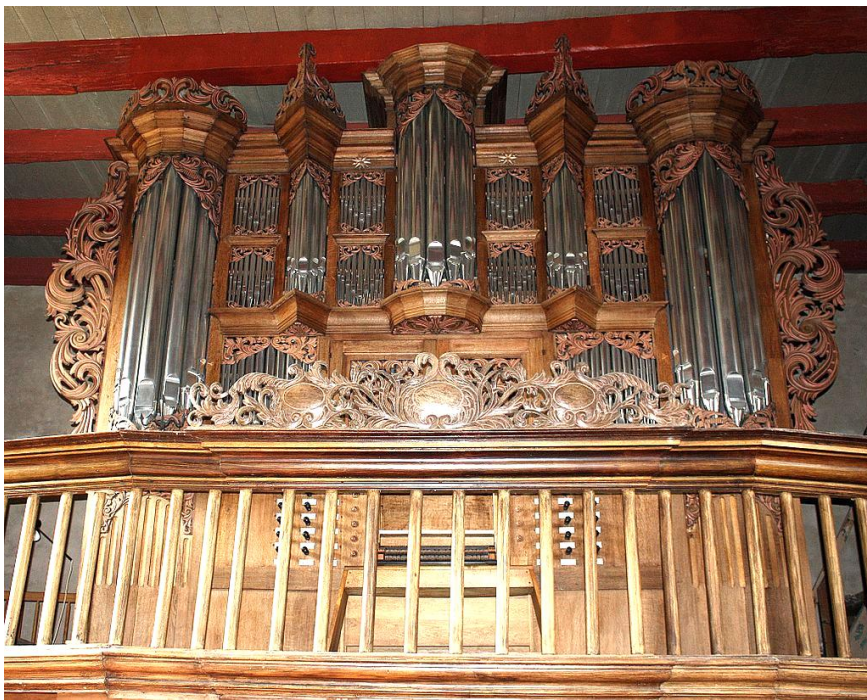
In einer geistlichen Abendmusik an der Orgel der alten Kirche spielte ich im Sommer des Jahres 1958 auf Wunsch der Organistin Frau Sophie Haar, die Frau des Pastors an der alten Kirche, Dr. Johannes Haar, die Choralpartita über das Lied „Nun lob, mein Seel, den Herren“ von dem Lübecker Orgelmeister Dietrich Buxtehude. Das einleitende Bicinium dieser Variationsreihe läßt sich auf dieser herrlichen Orgel mit den Registern Gedackt 8' und Waldflöte 4' im Brustwerk außerordentlich schön darstellen. Es war damals ein heller Sommertag zu Ende gegangen, und noch zu Beginn der Orgelmusik lag das brennende Abendrot, das vom Westen, von der kleinen Hallig Norderoog her, über den Westdeich schien, auf den gestuften Rahmen der großen Rundbogenfenster und ließ die rotbraunen Backstein förmlich aufglühen.

Wie alljährlich hatte die Abendmusik auch an diesem Abend viele Hörer, Inselbewohner und Badegäste, angelockt; denn Meer, Insellandschaft und Kirchenbau bilden zusammen mit dem Klangerlebnis der alten Barockorgel eine beglückende



Einheit, die jedesmal wieder zum unvergeßlichen Erlebnis wird.

Der langgestreckte Kirchenraum lag im halben Dämmern, besonders die Apsis, aus deren Dunkel goldene Lichtpunkt der geschnitzten Figuren aufleuchteten. Drei große schmiedeeiserne Radleuchter hingen von den dicken Eichenbalken der Kirchendecke herab und erhellten mit ihren weißen Kerzen die Reihen des Kirchengestühls gerade so weit, daß Kruzifixus,



Kanzel und Beichtstuhl in einem warmen rötlichen Lichte erschienen. Die Epitaphien an dem mittelalterlichen Backsteingemäuer und das riesige Gemälde vom Jüngsten Gericht aus dem Jahre 1735 an der Nordwand wirkten im Kerzenlicht seltsam lebendig. Der Prospekt der Orgel wurde vom Licht am Notenpult erleuchtet mit seinen silbernen Pfeifenfeldern im dunklen Eichenschnitzwerk.

Der Klang dieser alten Orgel ist klar, durchsichtig und ganz besonders plastisch. Schon mit wenigen Registern füllt sie den weiten Kirchenraum. Daher läßt sich die Orgelliteratur der Barockzeit, also die Werke eines Dietrich Buxtehude aus Lübeck, Nicolaus Bruhns aus Husum, Vincent Lübeck aus Stade und Hamburg und Nicolaus Hanff aus Schleswig, die alle zur Bauzeit der Orgel um 1700 entstanden sind, klanglich vollendet darstellen. Man hört, daß jede Stimme dieser Orgel in diesem Kirchenraum vom Orgelbauer hineinintoniert worden ist.

Die Intonationskunst des Arp Schnitger ist bis heute unerreicht; das beweisen auch die großen, von ihm noch erhaltenen Orgelwerke in den Kirchen St. Jacobi in Hamburg, St. Cosmae in Stade, in Cappel, Neuenfelde, Steinkirchen und anderen Orten.

Im Sommer 1958 spielte ich den 1. Satz der Choralpartita „Nun lob, mein Seel, den Herren“ von Buxtehude, die musikalische Ausdeutung der 1. Strophe „– hat dir dein Sünd vergeben und heilt dein Schwachheit groß, errett’ dein armes Leben –“. Bei dieser letzten Zeile fühlte ich mich plötzlich zurückversetzt in die Zeit vor 17 Jahren: – – 2. Weltkrieg – Ostfront – Rußland – ein Sonntagmorgen im Oktober 1941 – am Kessel der Umfassungsschlacht von Wjasma-Briansk.

In dem kleinen russischen Bauerndorf Lopatkina, ostwärts von Smolensk, hatte der zweite Zug unserer Sanitätskompanie 1/262 I. D. ihren Hauptverbandsplatz in einem Bauernhause aufgeschlagen und versorgte die Verwundeten dreier Regimenter unserer Division. Ich war damals San.-Gefreiter und als Instrumenteur des 2. Zuges verantwortlich für das Gerät (Instrumentarium) der Op.-Gruppe. Bei den Operationen hatte ich dem Chirurgen die vorbereiteten Instrumente zu reichen.

Das Bauernhaus, in dem wir unser OP untergebracht hatten, war aus dicken Baumstämmen in der Art der Blockhäuser zusammengefügt; die kleinen Innenräume waren mit Kalk geweißt. Unser HVP lag nur knapp 2000 m von der Hauptkampflinie entfernt und damit ständig im Bereich der russischen Artillerie; deshalb hatten wir um das OP-Haus herum behelfsmäßig Erdbunker aus Balkenlagen und Grassoden gebaut. Die feindliche Artillerie beharkte jeden Vormittag die Gegend um unser Dorf mit 15-cm-Brisanzgranaten. Am Tage kamen wenig Verwundete: Rote Kampfflieger und Rata kurvten viel über den deutschen Stellungen. Seitlich im Wald neben dem Dorf war eine Heeres-



Sanitater Alexander Kern (links) vor einem Bauernhaus in Olenin Mai 1942

Flak-Batterie in Stellung gegangen, die eifrig, aber ohne sichtbaren Erfolg zwischen die Fliegerpuls funkte. Der Hauptanfall an Verwundeten kam nachts.

An diesem Sonntagmorgen hatte ich im Anschluß an die nächtliche Versorgung der Verwundeten gerade die Sterilisation der gebrauchten Instrumente beendet. Wieder war in der Nacht mit den Verwundeten ein Strom von Schmerzen, Verzweiflung, Todesangst und stillem Leiden über unseren OP-Tisch gegangen. Ärzte und San.-Dienstgrade hatten versucht zu lindern und zu helfen, soweit menschliche Kunst noch

helfen konnte. – Ich saß am Fenster und schrieb Noten in ein kleines Notennotizbuch, das ich im Frühling in Warschau in der Ulica Krakowska gekauft hatte. Ich schrieb an einem polyphonen Satz, einer dreistimmigen Motette über den Choral „Nun lob, mein Seel, den Herren“. Ich arbeitete an der Zeile: „– errett' dein armes Leben –“, als 50 m von unserem OP entfernt eine Granate einschlug. Ich überlegte noch, ob es besser wäre, mit den Kameraden in den Erdbunker zu verschwinden, als schon die nächste Granate heranheulte und direkt neben dem

Fenster einschlug, an dem ich saß. Bei dem bedrohlichen Heranjaulen der Granate lag ich natürlich schon flach auf dem Fußboden. Die Splitter der 15-cm-Granate prasselten in die Holzwand neben mir. Durch den Druck der Explosion wurde das Fenster mit dem Rahmen aus der Fassung gerissen und fiel mir aufs Kreuz. Die Wände des Blockhauses waren aus 35–40 cm dicken Baumstämmen gefügt. Im Moment des Einschlages fühlte ich, wie etwas Heißes dicht an meiner rechten Hand vorbeigleite: Es war ein zackiger Granatsplitter von etwa 20 cm Länge, der dann hinter mir im Tischbein steckenblieb. Der Splitter war durch die Gewalt der Explosion quer durch den Holzbalken neben mir geschlagen und nur wenige Millimeter an meiner Hand vorbeigeflogen. Ich stellte mir vor, wie meine Hand jetzt aussehen würde, wenn – – ! Jede Nacht sah ich derartige Verwundungen auf unserem Operationstisch, und oft war dann die Hand nicht mehr zu retten, mußte amputiert werden. Dieser Splitter ging an meiner Hand vorbei! Später, als wir im OP-Raum wieder Ordnung gemacht hatten, schrieb ich weiter an meiner Motette, an der Zeile: „– errett’ dein armes Leben, nimmt dich in seinen Schoß – –“. Nach 22 Monaten Rußlandkrieg brachte ich im Urlaub dann den Granatsplitter mit nach Lauenburg in Pommern, sozusagen als Kommentar zu diesem Liedvers. –

An dem Sommerabend des Jahres 1958, an der alten Orgel auf der Insel Pellworm, war dies ganze Erleben nur in einem kurzen Augenblick an meinem geistigen Auge vorübergezogen. Ich spielte den Zwiesengesang der 1. Strophe zu Ende, eine weitere dreistimmige Variation manualiter und schloß mit dem schönsten Teil der Partita, der Ausdeutung der 4. Strophe: „Die Gottesgnad alleine steht fest und bleibt in Ewigkeit bei seiner lieben Gemeine –“ Buxtehude komponierte diese Strophe als Pedaltriosatz. Die beiden Oberstimmen im Diskant stimmen das Gotteslob in den hellsten Tonlagen an und kontrapunktieren die Melodie mit selbständigen Gegenmotiven, die an einer besonderen Stelle: „Ihr starken Engel waltet seines Lobs –“ dem ruhigen Dreischlag des Cantus firmus einen lebhaftschwingenden Triolenrhythmus entgegensetzen; und während so die hellen Sopranstimmen jublieren, zieht die Melodie des Chorals im tiefen Baß, dargestellt von der Posaune 16’ im Pedal, in majestätischem Fluß dahin, Melodie und Fundament zugleich, immer wieder unterbrochen durch die fröhlichen Zwischenspiele der beiden Oberstimmen. Hier kommen vier Komponenten zusammen:

Der Dichter Johann Gramann, ein früher Anhänger der Reformation nach der Leipziger Disputation, ein Freund Luthers und später selbst Reformator des Ordenslan-

dens Preußen – – der den 103. Psalm in Versform brachte;

Der Schöpfer der Melodie, Johann Kugelmann, der als Kapellmeister am herzoglichen Hof in Königsberg 1542 starb;

Der Komponist der Orgelpartita, Dietrich Buxtehude aus Lübeck, ein Großmeister evangelischer Kirchenmusik des 17. Jahrhunderts;

Der Orgelbaumeister Arp Schnitger (1648–1719), der zur vollendeten Darstellung der Komposition Buxtehudes das kongeniale Orgelwerk in der alten Kirche auf Pellworm schuf.

Der Dichter, die Komponisten und der Orgelbauer lassen in diesem letzten Satz der Partita künstlerisch und glaubensmäßig eine gemeinsame geistige Leistung von so hoher Qualität aufklingen, daß man dies als Organist nur in Ehrfurcht nachempfinden und nachgestalten kann. –

St. Salvator, Pellworm
(Foto: : Dguendel CC BY-SA 3.0)



Welch ein Gegensatz: Das unvergänglich schöne Psalmlied des Johann Gramann, gedichtet in der Zeit der Reformation – – 400 Jahre später durchlebt in zwei verschiedenen Welten: einer friedlosen in Rußland und einer friedvollen auf einer einsamen Insel in der Nordsee. – –

Die Folge der Orgelmusik lief dann weiter ab in Klangschönheit und in der Würde und Stille des alten Gotteshauses.

Nach dem Ende der Abendmusik ging ich – – wie immer – – noch auf den hohen Seedeich, den mächtigen Westdeich der Insel, direkt an der Alten Kirche.

Ich sah an dem nun blau-schwarzen Nachthimmel über dem silbergrauen Meer die Seeleuchtfeuer von Westerhever auf Eiderstedt und von den Inseln Amrum, Föhr und Sylt wie tröstliche, richtungsweisende Sterne aus dem Dunkel auftauchen und vergehen.

1967/1972

CIACONA

Christoph und Liisa zur Trauung in der alten Kirche auf Pellworm am 3. Juli 1975

1. Teil Die Orgel

Es war kurz vor Sonnenaufgang im Schiff der Alten Kirche auf Pellworm, kaum hundert Meter von der Nordsee entfernt; nur der hohe, mächtige Seedeich schützt dort Land, Warften und Kirche vor dem Ansturm der Wellen. –

In dem schwachen Kerzenschimmer der drei Rad-Kronleuchter wirkte die Kirche größer, je mehr sich die dunklen Schatten ausweiteten. Die Konturen der dicken Eichenbalken an der flachen Kirchen- decke ahnte man mehr, als daß man sie sah – so wuchs der Raum auch in die Höhe.

Die blassen, scheibenartigen Gesichter der Zuhörer im Kirchengestühl waren dem mystischen Dunkel des Chores und der Apsis zugewandt. Je weniger sich dem Auge bot, desto



St. Salvator, Pellworm (Foto: Tine CC BY-SA 3.0)

intensiver hörten die Menschen „mit Leib und Seele“ die Orgelmusik, die hinter ihnen auf der alten Orgel aus der Zeit vor 250 Jahren erklang, einem Wunderwerk, wie es uns Menschen des „technischen Zeitalters“ und des Verkehrstempos noch ab und zu begegnet, und dessen Klangwelt uns für kurze Zeit in

seinen Bann ziehen kann – wenn wir dafür noch ein Ohr haben.

Von der Orgel, das heißt: von ihrem dunkelbraunen Eichenschnitzwerk und den silberglänzenden Pfeifenfeldern des Prospektes, sah man vom Kirchenschiff aus deutlicher nur die Teile um den Spieltisch, die vom Licht des Notenpultes schwach angestrahlt waren. Der Spieltisch selbst und der Orgelspieler waren verdeckt durch ein reich geschnitztes Schmuckbord, das die Brüstung der Westempore überhöht. –

Die Orgel spielte die Ciacona in d-Moll von Dietrich Buxtehude, dem Orgelmeister der alten Hansestadt Lübeck, und seine Komposition erklang auf einem Werk des Orgelbaumeisters Arp Schnitger, das dieser, ein Zeitgenosse Buxtehudes, im Jahre 1711 in der Alten Kirche erbaut hat. Der die Orgel spielende Kirchenmusiker war neben diesem zeitlos schönen Orgelwerk unwichtig: „– die Orgel spielte!“ (Aus der Michaelberger Handschrift des Hrabanus Maurus: „Wenn wir recht zuhören, vergessen wir den Mann an der Orgel.“ Um 830)

Wer vom Orgelprospekt nach rechts auf die Nordmauer der Kirche schaute (die aus unverputzten großen Backsteinen gemauert ist), sah im Dämmern grade noch – in Gold auf schwarzem Grund gemalt – die Spendertafel zum Orgelbau

von 1711 mit den Namen von Deichgrafen, Ratsherren und reichen Hofbauern von den Warften der Insel. Da standen die Namen Pellwormer Geschlechter, aber auch von Bewohnern alter, längst untergegangener Ortschaften und Halligen wie Süderoog und Norderoog, die damals, vor 250 Jahren, noch an Umfang und Landreichtum bedeutsame Bauernhöfe auf mehreren Warften trugen – damals, vor der fressenden Weihnachtsflut von 1717 und der großen Sturmflut von 1825. Diese letztere hatte dem alten Pellwormer Westdeich so schwere Schäden zugefügt, daß die Insel fast zur Hallig geworden wäre, so tief waren die Grundbrüche und Wehlen nach der Flut. Auf Norderoog wurde damals das letzte Bauernhaus zerstört und die letzten Bewohner flüchteten nach Hooge. –

Heute, nach über 200 Jahren, schauten von der Spendertafel für die Schnitgerorgel immer noch die Namen längst untergegangener Familien und vom Meer verschlungener Marschenländer auf die Menschen der Gegenwart herab; sie selbst – die Namen – ein Sinnbild für Vergänglichkeit, fast schon eine Sage, wenn wir dort den Namen des „Großbauern Tade Paysen auf der Norder-ogh“ lesen. Heute liegen seine Äcker und Hofwarten unter dem Wasser der Nordsee. –



Die ersten Töne der Ciacona in d-Moll von Dietrich Buxtehude erklangen in weichen, weitmensurierten Pfeifenregistern: aus dem Grundton „D“ steigt das Thema in ruhig schreitendem 3/2-Takt, im Dreischlag auf zur Quinte, dem Ton „A“, fällt in schwerem, wiegendem Rhythmus tief herab zur Sechste, dem „Cis“, dem Leiteton der Grundtonart, der zu Beginn des 2. Taktes wieder zum nahen Grundton „D“ aufsteigt. Im 3. Takt fällt die Baßmelodie eine Quarte tiefer zum „A“, der Dominante, und wandert dann einen Halbton aufwärts zum „B“, der Terz des Subdominantendreiklanges g-Moll. Der letzte Takt der Viertakt-Gruppe gleitet wieder bescheiden herab zum Ton „A“, der Dominante, deren Auflösung zum „D“, der Tonika, somit den Kreis der Harmonie und der Melodie wieder schließt – der Kreislauf der einfachen harmonischen Reihe, der Schlußformel oder „Kadenz“ ist vollendet: mit der nächsten Variation beginnt von Neuem das Spiel der Folge. Soweit das funktionsharmonische Geschehen.

Doch das bisher Geschilderte, die Reihe der Baßtöne, ist nur das Fundament (und zugleich die Melodie) der Ciacona. Die gesamte, mehrstimmige Komposition entsteht dadurch, daß über diesem Fundament (des Pedals) die Manuale innerhalb der harmonischen Gegebenheiten Variationen – Veränderungen – spielen. Das hört sich in den Manualen zu Beginn beinahe nebensächlich an, so, als ob der Komponist erst einmal die Hauptsache, die Grundidee, die ostinate Baßtonreihe darstellen möchte. (Tatsächlich wird in den späteren Ciacona-Kompositionen, zum Beispiel von Bach und Reger, zunächst nur der „Ostinato“ allein gespielt.) Die Hände des Organisten geben auf den Manualen den stark profilierten Intervallsprüngen des Basses nur einige dürftige harmonische Akkordstützen in langen Notenwerten, in Halben und Vierteln und lang ausgehaltenen Oberstimmen. Aber allmählich kommt nun auch Leben in die Variationen der Manualstimmen zu dem majestätischen Schreiten des Basses; und während die immer neuen Ausdeutungen der hellen Flötenstimmen in den Manualen lebhaftere Notenwerte bringen – Achtelläufe erst nur abgehackt, dann flüssiger werdend – um schließlich in durchgehendem Fluß nun auch rhythmisch die lang ausgehaltenen Noten des Ostinato in drei selbständigen Stimmen zu kontrapunktieren, gewinnen die Oberstimmen auch klanglich an Bedeutung. Der Komponist faßt immer zwei Vierertaktgruppen des fortlaufen-

den Basses zusammen, so daß achttaktige Gruppen entstehen. Nach 7 Variationen (die Gegenstimmen in den Manualen sind nun zu fließenden Achtelketten geworden) wechselt die Tonart plötzlich von d-Moll nach F-Dur, der Parallele unserer Ausgangstonart. Durch diesen Wechsel wird der ganze Charakter des Tonstückes jetzt heller, fröhlicher; wir hören nun den Grundton um 2 Oktaven überhöht in den hellsten 4- und 2-Fuß-Registern der Orgel. Denn das ist etwas Wesentliches, das der Komponist von dem darstellenden Organisten fordert (da jedes Orgelwerk eine andere Disposition hat), nämlich, daß er registermäßig, klangvariabel, dem Gehalt und der harmonischen Entwicklung nachgeht und so das Wesen der Komposition dem Hörer veranschaulicht durch seine Registerwahl und seine Spieltechnik; und zwar durch häufigen Wechsel der Klangfarben und der Klangstärke (Echowirkung!); durch Steigerung in bestimmten Klanggruppen seiner Orgeldisposition kann er so das Ohr des Zuhörers immer wieder neu ansprechen, interessieren, reizen. –

Wir haben hier, im 2. Teil (F-Dur) der Ciacona, eine besonders fröhliche Variationsreihe vor uns. Zuletzt, bei der 6. + 7. Variation, spielten die Oberstimmen nun noch jublierende Triller, währen der Komponist zum Baß eine Gegenstimmengruppe der Alt- und Tenor-Lage erfindet, die in ruhigen, gesanglichen

Fortschreitungen etwas ungemein Tröstliches und Beruhigendes ausströmen, bis auch diese Gruppe in der 7. Variation ihre letzte Veränderung erreicht. –

Nun aber bricht die Idylle der Hirtenflöten über der nach Dur versetzten Baßmelodie unvermutet ab – die Tonart fällt jetzt, zu Beginn des 3. Teiles, hinunter nach a-Moll, der Dominant-Tonart der Grundtonreihe. Diesen Wechsel der Tonart und den damit verbundenen Klangcharakter der neuen Reihe wird der Organist auch farblich mit härteren und massiveren Registern betonen: Jetzt treten die Principale, die milden Mixturen und vor allem zum 1. Male die Rohrwerke, die Trompetenstimmen auf, wie: Dolcian 8', Trompete 8', Cornett 2', weil diese Registerfarben den stark abgesetzten akkordlichen Gegenrhythmen zu dem nun in a-Moll auftretenden rhythmisch differenzierteren Basso-Ostinato wirksam kontrastieren. Unvermutete, beinahe atemlose rhythmische Lücken, von kurzen Akkordschlägen unterbrochen, bringen die barocke Pracht des wandernden Basses in ganzer Schönheit heraus. Aber eine solche kräftige Registrierung ist – klug angewandt – nur für kurze Strecken möglich, will man das Ohr der Zuhörer nicht durch die oft grellen und lauten Klänge abstupfen. Also wendet sich schon von der 3. und 4. Veränderung die Akkordschlag-Begleitung im Manual in mehr fließende Achtelgänge, die auch registermäßig

die Klangkrone der Mixturen und Rohrwerke bis auf die silberklaren Cymbeln und Gedackten abbauen, so daß in der 6. und 7. Variation die kräftigen Stimmen langsam zur Ruhe kommen. Ein kurzes, dreitaktiges, überraschend dichtes 4stimmiges Zwischenspiel auf dem Manual führt eine sehr konzentrierte Modulation – unter starker Betonung der Subdominante (g-Moll) – zurück zur Ausgangstonart d-Moll, dem harmonischen Fundament unserer Ciacona. Rein tonartlich haben wir so den Weg von d-Moll (Tonika) über F-Dur (Tonikaparallele) nach a-Moll (Dominante) und wieder zurück nach d-Moll (Tonika) durchschritten.

Diese Entwicklung geschieht in genau 28 Variationen (7 x 4), in zusammen 123 Takten. Im 4. und letzten Abschnitt treten, als neues rhythmisches Element zum stetigen Ostinato, noch Achtel-Triolen auf, als Gegensatz zu dem ruhigen 3/2-Rhythmus (Takt) des Basses.

Durch die Triolen gewinnt der Begleitteil der Manuale noch an Schwung und Lebendigkeit; soweit bis zur 24. Variation. Hier tritt ein glockenartiges Oktavenmotiv, gleichsam ein „Orgelpunkt im Diskant“ auf, dem in den Mittelstimmen ganz ruhige Alt-Tenor-Terzengänge entgegengeführt werden. In der 25. Variation versucht noch einmal kurz das Triolenmotiv die lebhafteste Bewegung aufzugreifen, aber dann läutet wieder das

glockenklare Oktavenmotiv – in der zweigestrichenen Oktave – den Schluß, das Ausklingen der Ciacona ein. Der Organist stößt immer mehr ab, feine Terzenketten mit schlichten Dissonanzauflösungen lenken ab von der unentwegt vorwärts schreitenden Baßfolge. Der Ring zum verhaltenen Klang der Flötenregister des Anfanges schließt sich. Die Komposition kommt langsam zur Ruhe und schließt die letzte Kadenz mit der nach Dur erhellten Tonika, so, als wolle sie einen vorläufigen Schluß andeuten, während in Wahrheit kein Ende der Kreisbewegung stattfindet, als ob das Spiel von vorne beginnen könnte. Es scheint, als ob dieser Kreis der Tonarten – unendlich sich erneuernd, immer wieder in sich selbst zurückkehrend – einen besonderen, naturgegebenen Sinn habe, einen Sinn, der nicht nur musikalisch bedingt ist, sondern seine Entsprechungen auch noch auf ganz anderen Gebieten hat.

Diesen Entsprechungen der musikalischen und harmonischen Formgesetze auf naturgegebenem Gebiet, wie sie hier an der Nordsee durch den Rhythmus des Meeres gegeben sind, soll im Folgenden nachgegangen werden.

— — —

Andeutungen über die Zusammenhänge zwischen der Reihenform der Ciacona und dem Meeresrhythmus lassen sich schon

in der Geschichte finden. Hier ein kurzer Abriß: Um 1600 kommt in Spanien eine Tanzform auf unter dem Namen: Passacaglia oder Chacona, italienisch Ciacona, französisch: Passacaille und Chaconne, die sich im Laufe des 17. Jahrhunderts als Instrumentalform in Verbindung mit dem „Ostinato“-Verfahren zu hoher Blüte entwickelte. Berühmte Vertreter dieser Gattung der Variationsform mit immer wiederkehrendem (ostinatem = hartnäckigem) Baß sind unter anderem: in Italien Girolamo Frescobaldi 1614 (Cembalo), Tarquinio Merula 1637, in Frankreich Jean-Baptiste Lully 1670, in Deutschland Johann Pachelbel 1680 (Orgel), Dietrich Buxtehude 1690 (Orgel), Johann Sebastian Bach, Passacaglia 1716 (Orgel), Georg Friedrich Händel, Passacaille 1730 (Cembalo). Bis 1800 blieb diese Form bei allen Komponisten bevorzugt. Sie verschwindet in der Zeit der Romantik und findet erst seit dem Ende des 19. Jahrhunderts in Deutschland bei Max Reger, Paul Hindemith, Johann Nepomuk David, Ernst Pepping, Kurt Thomas und Hugo Distler wieder Komponisten, die die überkommene alte Reihenform mit neuem Inhalt füllen, bis hin zu Alban Berg's Oper „Wozzek“ 1914, der ein ganzes Bild seines Bühnenwerkes auf der Form der Passacaglia aufbaut. –

Die Ciacona (Passacaglia) hat bestimmte, immer wiederkehrende Merkmale:

- 1) Dreiertakt 3/2 oder 3/4, langsames Tempo
- 2) Streng symmetrische Periodik
- 3) Mehrfache Wiederholungen (bis 54) einer schlichten harmonischen Formel
- 4) Auf höherer Ebene folgt dann die Hauptform: Variation mit ostinatem Baß.

Diese eigenständige Form kam aus Spanien (und es ist fraglich, ob sie jemals eine wirkliche Tanzform war!), verbreitete sich Anfang des 17. Jahrhunderts über Italien, Frankreich, Holland, England und Deutschland. Alle diese Länder, in denen die Ciacona große Bedeutung gewann, liegen am Wasser, am Atlantik, an der Nordsee, am Mittelmeer: Es sind alle Länder, denen der Rhythmus der Brandungswelle, der Tide (Ebbe und Flut) und der großen Sturmfluten ein fester Begriff der Erfahrung war und ist. Diese Tatsache soll später für unsere Betrachtung von wesentlicher Bedeutung werden. –

Zuvor noch einige Form-Analysen.

Dietrich Buxtehude hat drei selbständige Variations-Werke in der Art der Ciacona in den Tonarten: c, d und e für die Orgel komponiert. Der Musikwissenschaftler Gotthold Frotscher (Danzig) beurteilt 1940 diese Kompositionen mit ostinatem Baß wie folgt:

In Buxtehudes Orgelwerken überragen seine freien Sätze, an der Spitze die Ciaconen, die choralgebundenen Kompositionen. [...] für die Orgel erlangt die Ciacona deshalb besondere Bedeutung, weil das reiche Klangvermögen der Orgel am leichtesten die Monotonie solcher „rundläufigen Bässe“ überwinden konnte, andererseits die Spieltechnik dem Wesen der Ciacona darin besonders entgegenkam, daß durch das Pedalspiel des Ostinato die Hände Freiheit für die Ausführung der Figuration erhielten. [...] Die Baßformen der 3 alleinstehenden Ciaconen Buxtehudes sind viertaktige kadenzierende Figuren mit überwiegenden Sekundschritten; am klarsten, wenn auch am starresten ist die Ciacona ex „d“ aufgebaut; je 7 Themen-Zitate füllen fast pausenlos einen Abschnitt in der Grundtonart (d), einen in der Moll-Dominante (a), einen in der Durparallele (F), und einen letzten wieder in der Grundtonart aus. [...] Als wichtigstes Variationsmittel (Figuralvariation im Gegensatz zur Charakter-Variation der Romantik) dient dem Komponisten die rhythmische Progression, sowie punktierte Rhythmen, die auch auf die Baßstimme übergreifen können, in der Ciacona in e sogar Umkehrung des Themas und seine Versetzung in den Sopran (der Dominante).



Eine der besten Definitionen der Musikgeschichte des Begriffes „Chaconne“ findet sich bei dem französischen Philosophen Jean Jacques Rousseau in seinem „Dictionnaire de la musique“, das in Genf im Jahre 1767 erschienen ist. Sein „Chaconne“-Artikel hat folgenden Wortlaut:

La beauté de la Chaconne consiste à trouver des Chants qui marquent bien le Mouvement, & comme elle est souvent fort longue, à varier tellement les Couplets qu'ils contrastent bien ensemble; & qu'ils réveillent sans cesse l'attention de l'auditeur. Pour cela, on passe & repasse à volonté du Majeur au Mineur, sans quitter pourtant beaucoup le Ton principal, & du grave au gai, ou du tendre au vif, sans presser ni ralentir jamais la Mésure.

In freier Übersetzung:

Die Schönheit der Chaconne besteht darin, Melodien zu erfinden, die scharf die Bewegung, den Rhythmus betonen; und, da sie manchmal ziemlich ausgedehnt (lang) ist, muß man die Gegenmelodien (Couplets!) der Oberstimmen derart verändern, daß sie sich gut voneinander abheben, unterscheiden, kontrastieren, damit sie ohne Aufhören das Interesse des Zuhörers wachhalten. Zu diesem Zwecke wechselt man nach Belieben die Tonart von Dur nach Moll, ohne jedoch sich all-

Das Thema hat 8 Noten und wird 36 Mal wiederholt = 9 (3x3) x 4. Gesamttaktzahl = 154



Tonart	e-Moll	e	h ₆	G ₆	a ₆	a	H	e
Funktion	T		D ₆	Tp ₆	S ₆	S	D [#]	T

Ciacona in „e“: Das Thema hat 6 Noten und wird in 32 Variationen durchgeführt. Gesamttaktzahl: 125

Ciacona in „d“ (= Notenbeispiel von Seite 46)



Tonart	d	a [#]	a ₆ [#]	d	a	g ₆	a [#]
Funktion	T	D	D ₆	T	D	S ₆	D

Das Thema des Basses hat 7 Noten und wird in 28 Variationen wiederholt (7x4): 7 Variationen in d; 7 Variationen in F; 7 Variationen in a; 7 Variationen in d. Die Gesamttaktzahl beträgt 122

Allen drei Ostinato-Variationsreihen von Buxtehude (in c, d, und e) ist gemeinsam: der Dreischlag ($\frac{3}{4}$, $\frac{3}{2}$, $\frac{3}{4}$) und die 4-Takt-Gruppen. Das ist wohl kein Zufall, denn der Dreischlag wird schon im frühen Mittelalter bei der Kirchenmusik bevorzugt. Um 1200 wirkten an der Kathedrale „Notre Dame“ in Paris die Kantoren Pérotin und Léonin. In den überlieferten Organum-Kompositionen dieser Meister bis hin zu den frühen nie-

derländischen Meistern aus dem Hennegau (bei Mons) wie Josquin des Préz, Dufay, Obrecht und Ockeghem (1450–1500), wurde der Dreischlag als Symbol der göttlichen Dreieinigkeit, der Vollkommenheit, zu Beginn der Komposition als Taktzeichen mit einem Kreis O, dem in sich selbst zurückkehrenden Zeichen, gekennzeichnet. In neueren Ausgaben wie zum Beispiel den Messen Josquin's, ist dieses alte Taktzeichen wieder aufgegriffen. –

Der grade, zweiteilige Takt dagegen (also 2/4, 2/2, 4/4) galt im Mittelalter als der nicht vollkommene Schlag, dessen Taktbezeichnung daher mit einem nicht geschlossenen Kreis: C, vermerkt wurde. Im Laufe der folgenden Jahrhunderte wurde aus diesem Zeichen unser heutiges Zeichen „C“ für den 4/4-Takt. –

Hier folgt ein kleiner Abstecher in das Gebiet der symbolischen Zahlen.

Der Dreischlag, die Symbolzahl 3, läßt sich auch in der Akkord- und Harmonielehre vielfach nachweisen. Zum Beispiel bilden der 4., 5. und 6. Ton der Obertonreihe (auf C aufgebaut) unseren Dur-Dreiklang c'e'g'. In jeder Tonart (Tonleiter) der klassischen Harmonielehre haben die 3 Töne der I., IV. und V. Stufe als Tonika, Subdominante und Dominante eine besondere Bedeutung, denen die Neben-Akkorde der Stufen VI. (Tp),

II. (Sp) und III. (Dp) untergeordnet sind (Parallelen). In der einfachen Kadenz (dem „Schluß“-Fall in jeder Tonart) bilden die drei Akkorde T–S–D–T das Gerüst. Auch in der erweiterten Kadenz, der Zusammenfassung der Haupt- und Neben-Funktionen einer Tonart (Tonartenkomplex): T–Tp–S–Sp–D–Dp–S–D–T = 3 x 3 Akkorde, ist die Dreierbasis augenscheinlich.

Auch die Zahl 4 hat in diesen Ciacona-Kompositionen ihre besondere Bedeutung. Alle Ciaconnen Buxtehude's haben 4-taktige Perioden, die meistens zu 8-taktigen Gruppen zusammengefaßt sind, die auf der Orgel dynamisch abgestuft werden können durch Ausnutzung des Registerwechsels und des Manualwechsels.

Über den Symbolwert der drei hier vorliegenden Zahlen: 3 +4 = 7

Von der Bedeutung der Dreizahl als Symbol der Dreieinigkeit wurde schon gesprochen.

Die Zahl 4 hat in der christlichen Symbolik die Bedeutung der 4 Evangelisten: Matthäus, Marcus, Lucas und Johannes. Aus

der Multiplizierung der Zahl 3 mit der 4 ergibt sich die Zahl 12, die Zahl der Apostel (auch der Stunden, Monate). Die Quadratezahl der Apostel 12×12 ergibt 144, die sich in den 144 000 Erwählten der Offenbarung des Johannes wiederfinden.

Weitere Entsprechungen der 4 auf weltlichem Gebiet: Die 4 Himmelsrichtungen, 4 Elemente: Erde, Wasser, Feuer, Luft des Mittelalters, 4 Jahreszeiten. Besonders interessant ist die symbolische Zahl, die sich aus der Addition von $3 + 4$ ergibt, die Zahl 7. Sie bedeutet ganz allgemein die Verbindung der Trinität mit der Zahl der Evangelisten. Die Gleichzeitigkeit von Dreischlag und 4-taktigen Perioden in der Ciacona wäre möglicherweise eine bewußte Gleichzeitigkeit und Durchdringung.

Die „Heilige“ 7 – wie sie schon früh genannt wurde – hat dann im Mittelalter die „böse“ 7 als Gegenpol.

Für die Zahl 7 gibt es in der Bibel eine ganze Reihe von Beispielen:

Die 7 Schöpfungstage, der 7-armige Leuchter im Tempel (Menorah), die Zahl 7 in den Träumen des Joseph; die beiden Gesetzestafeln des Mose am Sinai enthielten auf der 1. Tafel 3 göttliche Gebote und auf der 2. 7 menschliche Gebote. 7 Mal zog das Heer des Josua mit 7 Posaunen um die Stadt Jericho;

die 7 Bußpsalmen Davids. Im Neuen Testament: die 7 Bitten des „Vaterunser“, die 7 Worte Jesu am Kreuz, die 7 Passionswochen. –

Darüber hinaus zeigt es sich, daß die Symbolzahl 7 schon in vorchristlicher Zeit im Jahrtausend vor der Geburt Christi große Bedeutung hatte. Hier einige Beispiele aus dem Altertum:

Die griechischen Tonleitern: dorisch, phrygisch, lydisch, mixolydisch hatten 7 Töne. Mit Astronomie und Musik haben wir die Verbindung zu den 7 freien Künsten, den 7 Lehr-Disziplinen der Scholastik, die noch bis Luthers Zeiten an den Universitäten gelehrt wurden und die jeder „Magister artium“ beherrschen mußte:

Es waren zwei Gruppen. A. Das Trivium = Dreiergruppe: Grammatik, Rhetorik und Dialektik

B. Das Quadrivium = Vierergruppe: Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik.

Zusammen also 7 Lehrdisziplinen, von denen uns hier die letzte berührt, da im Laufe dieser Abhandlung die Zahlenentsprechungen grade von einem musikalischen Kunstwerk abgeleitet

worden sind; und auch hier steht die Disziplin „Musik“ auf einer Ebene mit drei naturwissenschaftlichen Gebieten.

Darüber hinaus gibt es Entsprechungen:

1. Das Siebengestirn: Plejaden – Sternhaufen im Sternbild des Stiers;
2. Die 7 Planeten (Merkur, Venus, Erde, Mars, Jupiter, Saturn, Uranus) der alten Zählung; erst 1846 wurden der Neptun und 1930 der Pluto entdeckt.
3. Die 7 Weltwunder der Antike: die Pyramiden, die hängenden Gärten der Semiramis, der Artemisempel von Ephesus, der Zeus des Phidias in Olympia, das Mausoleum in Halikarnassos, der Koloß von Rhodos und der Leuchtturm von Pharos. –

2. Teil Das Meer

Der steife Westwind jagt die Wellen der Nordsee gegen die Granitblöcke der Steinkante am Fuße des Deiches. Schon weit draußen sieht man die leuchtend weißen Schaumkronen der Brecher vor dem Wind ans Land jagen; und hier, am Steindeich der Alten Kirche, stehen jetzt bei mittlerem Hochwasser



die Wellen dicht unter der obersten Kante der meterbreiten Granitquadern, auf deren einem, einem roten glatten Block, mit unbeholfenen Meißelschlägen der Name „Deichgraf K. F. Tedzen 1897“ eingehauen ist. Hier wurde vor 80 Jahren der Schlußstein in die breite Steinmauer eingelassen, die dem großen Inseldeich das – wie man hoffte – unzerstörbare Fundament geben sollte für künftige, sicher zu erwartende Sturmfluten; denn über und hinter dem Steindeich türmt sich nach einer langsam und flach ansteigenden Böschung der ca. 8 m über Normalnull hohe Grasdeich, der Hauptdeich, aufgeschich-

tet aus Sand, Schlick, Reisig, Stroh und mit Millionen von Grassoden belegt, die nun seit langem zu einer festen Grasnarbe zusammengewachsen sind. –

Als um 1870 der Plan Gestalt gewann, den damaligen Sand- und Gras-Deich durch das Fundament eines breiten Steindeiches bis tief zum Meeresboden hinab zu verstärken, da waren noch viele Pellwormer Inselbewohner am Leben, die in der Schreckensnacht vom 3./4. Februar 1825, bei der letzten verheerenden Sturmflut, als Kinder mit den Eltern auf dem Dachboden ihres Warfthofes saßen und die Wasser der Nordsee um die Mauern des Hauses schäumen und brausen hörten. Damals brach der Westdeich der Insel unter der Wucht des



Nordweststurmes allein zwischen Tammwarft und der Alten Kirche an fünf Stellen ein. Die ganze Insel stand unter Wasser. Am nächsten Morgen fand man, daß mehrere Wehlen und gefährliche Grundbrüche den Deich bis auf seine Sohle aufgewühlt hatten, so daß das Nordseewasser mit jeder Flut ins Land hineinströmte. Wie verlorene kleine Inseln lagen die hochgebauten Warfthöfe damals im Wassermeer des Inselinneren. Man erwog tatsächlich in den folgenden Wochen bei der Landregierung, ob man die Insel Pellworm aufgeben solle, das heißt: nicht wieder mit einem geschlossenen Deichring versehen solle, sondern sie zur Hallig werden lasse, genauso, wie es 1634 mit den Warften von über 20 Kirchspielen geschah auf der alten Insel „Strand“ – weil damals die Kosten der Neueindeichung unerschwinglich waren. Der dänische König, Friedrich VI. (1768–1839) kam im Frühjahr 1825 persönlich auf die Insel Pellworm und die Halligen, um die Größe des Schadens anzusehen. Er übernachtete damals auf Hallig Hooge, in einem Haus der Hanswarft; dort wird noch heute der „Königspesel“ gezeigt. Mit Hilfe der Regierung und beträchtlichen eigenen Kosten wurde dann in den folgenden Jahrzehnten der gesamte Inseldeich wiederhergestellt und 50 Jahre später noch mit dem Steinkantengürtel verstärkt, der nun verhindern soll, daß die nagenden Wellenschläge jeder neuen Flut weiterhin die Basis des Deiches gefährden. –

Wir stehen auf den Granitblöcken der Steinkante. Der Wind peitscht die meterhohen graugrünen Wellen gegen die Steine, und zischend zerstieben sie weißschäumend an diesem Hindernis. Der salzige Schaum fliegt über unsere Köpfe hinweg bis halb den Grasdeich hinauf. Die Macht und Wucht der Wellen wird durch die Steinkante gebrochen – unschädlich fließen sie ab durch einzelne offengelassene Rinnen in der obersten Kante. Ich denke an das Gedicht „Ostern“ von Theodor Storm, dem gebürtigen Husumer, der die ungeheure Gewalt dieser Brandungswellen aus eigenem Erleben kannte. Es heißt da:

Hier stand ich oft, wenn in Novembernacht
Aufgor das Meer zu gischtbestäubten Hügeln,
Wenn in den Lüften war der Sturm erwacht,
Die Deiche peitschend mit den Geierflügeln.
Und jauchzend ließ ich an der festen Wehr
Den Wellenschlag die grimmen Zähne reiben;
Denn machtlos, zischend schoß zurück das Meer -
Das Land ist unser, unser soll es bleiben!

Welch eine Gewalt steckt doch in diesen Wellen der Nordsee, die da, getrieben vom scharfen, flachen Weststurm, gegen das Hindernis von Menschenhand branden! Wenige Meter vor dem Aufprallen auf die Steine sieht man, wie aus der Tiefe des Meeresgrundes, dunklen Wellentales, die langgestreckte Wel-

lenreihe sich erhebt, ständig wächst, immer steiler sich aufbaut, auftürmt, bis sie ihren Höhepunkt erreicht hat, umschlägt und krachen in sich zusammenstürzt, unter ihrer Gischt die Felsklötze der Steinkante begrabend, die unerschüttert daraus auftauchen, einmal, zehnmal, hundertmal. Dieser kleine Rundlauf der Welle, vom sekundenschnellen Entstehen aus dem Urgrund, dem Anwachsen bis zur $\frac{3}{4}$ -Höhe und dem „Kippen“ gleich nach dem Erreichen des höchsten Punktes, der Spitze der Bewegung – dem allen liegt eine „ewige“ Gesetzmäßigkeit zugrunde, eine Wellenbewegung (Wasserwellen – Tonwellen), die ihre zeitlich längere, nächste Entsprechung in den größeren Zeiträumen der Tide (Ebbe und Flut) haben. Nur, daß dieser stundenweite, größere Rhythmus sich über 12,25 Stunden (statt Sekunden) verteilt: 6 Stunden Ablaufen bis zur Hohlebbe und 6 Stunden Auflaufen bis zum Mittleren Hochwasser. Dem Dreier-Rhythmus der Wellenmasse entspricht jetzt der $6 = 2 \times 3$ - oder $12 = 4 \times 3$ -Rhythmus der Tide, dem großen Atemhollen des Meeres am Atlantik. Der Tidenhub der Nordsee am Deich von Pellworm liegt bei rund 3 m. –



Und dann, gleich nach dem Erreichen des höchsten Wasserstandes (MHWS), beginnt wieder das Zurückweichen des Wassers. Die Anziehungskraft des Mondes und, weniger stark,



der Sonne auf die Erde bewirken diese regelmäßige Verlagerung der Wassermassen auf der riesigen Fläche des Ozeans. Diese ist ihrerseits wieder gebunden an die Umlaufzeit der Erde, so wie die Erde an ihre Kreislaufbahn um die Sonne.

Der Kreislauf des Mondes um die Erde beträgt $27 = 3 \times 9$ Tage; ein Monat rund 30 Tage. Der Umlauf der

Erde um die Sonne beträgt ein Jahr = 4×3 Monate = 4 Jahreszeiten. Ein ewiger Atem des Meeres, des Mondes, der Erde, der Sonne: ein ewiger Kreislauf des Geschehens im Kleinsten und im Großen. –

Ebbe. Nach wenigen Stunden ist dort, wo noch vor Kurzem die Brecher an die Steinkante schäumten, trockenes Land, scheinbar tot, leblos daliegend, eine dunkle Schlammwüste – dazwischen Sandbänke – kilometerweit entfernt. Ganz weit

Wattwandern (Foto: Friedemann Wagner CC BY-SA 3.0)

draußen am Ende einer riesigen Sandfläche (Norderoog-Sand), sieht man im Sonnenlicht aufblitzende Brandungswellen, die dort Wälle aus weißem Dünen sand aufwerfen. Dort wartet die See auf den neuen Zustrom vom Atlantik, um dann, in kürzester Frist, das ganze weite Watt – das nicht Land und nicht Meer ist, eine Landschaft zwischen beiden Elementen – mit beängstigender Schnelligkeit wieder zu füllen, bis nach 6 Stunden die Wellenberge wieder an der Steinkante stehen. –



Aber in der Zwischenzeit, der Ebbe, ist das Watt nicht totes Land! Früher, vor Jahrhunderten, war dies ganze weite Gebiet blühendes Ackerland mit Wiesen, Kornfeldern, Warften, Höfen und Kirchen. Die großen Sturmfluten vernichteten alles. Noch heute findet man im Watt vor dem Deich der Alten Kirche Spuren aus der alten Zeit: Sootringe ehemaliger Brunnen, Tonscherben, Steine, Balken. –

Wenn das Meer für Stunden das Wattenmeer trockenlegt, ist der Tisch gedeckt für alle Seevögel, denn der Wattenboden lebt, lebt tausendfältig. Es wimmelt hier von Seetieren. Bald ist der Schlammboden bedeckt mit Wolken von weißen Möwen. Noch während der Flutzeit schwebten vor allem die schönen Silbermöwen im Aufwind am Deich entlang, fast ohne Flügelschlag dahingleitend, von Norden nach Süden, ab und zu ihre einsamen Schreie ausstoßend – oder die lustigen, lärmenden, ständig aufgeregten Austernfischer mit den storchröten langen Schnäbeln und Beinen. Sie lärmten über den Seedeich an der Steinkante und zurück an die Pütts, unaufhörlich schrill rufend; oder die Lachmöwen mit schwarzem Kopf, die pfeilschnellen Seeschwalben, mitunter auch Eiderenten und Erpel mit leuchtend schwarz-weißem Gefieder. Sie alle warten auf das Ablaufen des Wassers, auf das Freiwerden der Wattflächen.

Und die Lebewesen des scheinbar so „toten“ Watts? Wie oft haben wir bei Ebbe auf dem Wattboden das vielfältige Leben beobachtet und bewundert; was gibt es dort alles zu sehen an schönen und seltsamen Formen von Muscheln und Schnecken, Wattwürmern und Krebsen (Dwarslöper), von Tang und Algen und Seemoos, Seepocken, Seesternen, Seeigeln, Seerosen und Seelilien. Ein tausendfaches Leben auf und im Schlamm! Wenn dann die Flut zurückkehrt, kommen die Fische, die Fludern und Schollen, die Krabben (Porren), Quallen, und manchmal sieht man sogar den kurgelrunden Kopf eines Seehundes aus den Wellen auftauchen, wenn er an der Oberfläche Luft schnappt. 1958 brachte unser Freund Erwin Hinrichs – der Schulkamerad von Pastor Haar aus Rendsburg, ein Kunstmaler und Kunsterzieher an der dortigen Steiner-Schule – von der großen Lahnung am Deich in einem Weckglas voll Meerwasser Seetiere mit ins Pastorat: Seelilien und Seepocken, Einsiedlerkrebse in leeren Gehäusen von Wellhornschnecken; und diese bei Ebbe völlig unscheinbaren Lebewesen – im Glas vor eine Lampe gestellt – blühten im Meerwasser auf, entfalteten sich zu den farbigsten und graziösesten „Blumentieren“, die mit rosaroten und gelben Fangarmen aus dem Meerwasser kleinste Lebewesen heranstrudelten, von denen sie leben – eine Wunderwelt im Kleinen!

Es gibt aber noch einen größeren, gewaltigeren Rhythmus der Fluten, ein noch furchtbareres Atemholen des Ozeans als Ebbe und Flut, als Welle und Tide – das sind die verheerenden Sturmfluten, die in sehr großen, aber regelmäßigen Abständen unsere Nordseeküste heimsuchen: in Abständen von Jahrhunderten und – die größten – alle 300 Jahre.

Die Geologen haben nachgewiesen, daß sich der Boden des Nordseebeckens seit ca. 1000 Jahren regelmäßig senkt. So ist es zu verstehen, daß es seit dem Jahr 1000 nach Christus zur Eindeichung kam. Man weiß auch, daß diese Bodensenkung ca. 27 cm im Jahrhundert beträgt; das bedeutet, daß nach 300 Jahren die Deichkronen der Küste etwa 1 m niedriger geworden waren als in den vergangenen Jahrhunderten. Kam nun eine außergewöhnlich hohe Sturmflut, hervorgerufen durch Nordweststurm und Wasserstauungen in der deutschen Bucht, dann brachen die vorher genügend hohen Deiche, die jetzt durch die Senkungen zu niedrig geworden waren. Diese Tatsache war den Küstenbewohnern unbekannt, denn gedeicht hatten sie – unermüdlich – alle Jahrhunderte.

So kam es zu den furchtbaren „Manndränken“ an der Nordseeküste, in denen Zehntausende von Menschen umkamen. Die

bekanntesten dieser größten Sturmfluten sind: die Marcellusflut am 16. Januar 1362, in der Rungholt unterging; die Flut vom 11. Oktober 1634, in der die große Insel „Strand“ zerrissen wurde, deren Reste wir heute in Pellworm, Nordstrand und Nordstrandischmoor vor uns haben; und die letzte große Flut am 17. Februar 1962, in der in Hamburg-Wilhelmsburg 300 Menschen ertranken.

Das ist der große Rhythmus der schwersten Sturmfluten, die alle 300 Jahre die Westküste heimsuchen. Bedenken wir auch, daß die gewaltige Turmruine vor der Alten Kirche, in deren Schutz sich das Gotteshaus vor dem scharfen Westwind zu ducken scheint – hinter den Rest des einst 60 m hohen Turmes, der um 1100 erbaut wurde –, bedenken wir also, daß dieser alte Turm schon die drei größten Sturmfluten der vergangenen 600 Jahre miterlebt und überdauert hat: 1362, 1634 und 1962. Manchmal mag sogar das Seewasser bis an die Portale und die meterdicken Mauern gestiegen sein. –

Man wußte also, daß in der Mitte unseres Jahrhunderts wieder eine solche „länderfressende“ Flut fällig war, nach dem errechneten Kalender der Bodensenkungen. Aber einen großen Landverlust und eine Katastrophe alten Ausmaßes haben die Wissenschaftler an der deutschen Küste verhindert: Als 1953 (!) bei einer sehr großen Sturmflut an der holländischen Küste,

besonders auf der Insel Walcheren 2000 Menschen ertranken, weil die Deiche brachen, wurden mit ungeheurem Kostenaufwand an den besonders gefährdeten Stellen der schleswig-holsteinischen Westküste Deicherhöhungen bis zu 2 m in Angriff genommen. Allein der Westdeich an der Alten Kirche auf Pellworm wurde um 1,80 m erhöht. Dabei mußte man die Breite der Deichbasis auf 90 m erweitern.



Diese Aufnahme zeigt deutlich die Erhöhung des Westdeiches kurz nach Beendigung der jahrelangen Arbeiten. Als dann im Februar 1962 unser Land von der vielleicht größten Flut unseres Jahrhunderts heimgesucht wurde, stieg das Wasser beinahe 5 m über das MHW. Trotzdem hielt der so stark gefährdete Deich auf Pellworm – der Deich, der vor 140 Jahren (1825) an fünf Stellen brach! Drei Wochen nach der Sturmflut von

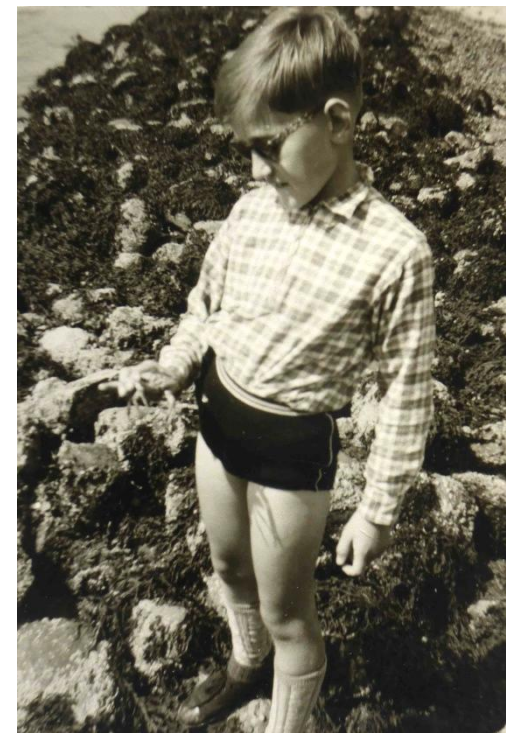
Pastor Haar und Christoph am Westdeich 1958

Der „Dwarslöper“. Christoph auf der Lahnung

1962, im März, war ich auf Pellworm bei Pastor Dr. Haar. Ich konnte damals am Grasdeich genau feststellen: Die Teek-(Treibsel-)Kante des höchsten Flutstandes vom 17. Februar lag ca. 1,50 m unter der Deichkrone, das heißt: genau auf der Höhe des alten Deiches von 1953. Nun sah man, wie notwendig die Erhöhung gewesen war.

— — —

Kehren wir nun wieder zurück in die Alte Kirche, zurück zur Ciacona in d von Buxtehude und ihrem systematischen und harmonischen Aufbau. Ich möchte aufzeigen, daß zwischen dem architektonischen Aufbau und Ablauf dieser Orgelkomposition und dem Naturgeschehen der Welle, der Ebbe und Flut im Wattenmeer vor dem Deich ähnliche Gesetzmäßigkeiten herrschen, über die es sich lohnt nachzudenken.



In der von mir vorher angeführten Reihe der symbolischen Zahlen spielte die Zahl 3 eine wichtige Rolle. Ich sehe folgende Entsprechungen zwischen der „Ciacona“ und dem „Meer“: Die kleinste Einheit der Ciacona ist der 3er-Takt, der Dreischlag (3/2), der sich in jedem Takt der 4rer-Taktperiode wiederholt. Der harmonische Aufbau dieser 4 Takte ist die Kadenz, das heißt: die Zusammenfassung der 3 Hauptfunktionen der Grundtonart (T–S–D–T). Den Aufbau der Meereswelle sehe ich genauso: Aus dem Urgrund (1. Stufe) baut sich die Welle auf bis zur $\frac{3}{4}$ -Höhe (4. Stufe), wird überhört durch die Wellenkronen (5. Stufe) und fällt dann sofort senkrecht zurück, steil in den Abgrund des Meeresbodens (1. Stufe), zum Schluß und zum Neubeginn der Wellenbewegung. Der nächste, größere Rhythmus ist dann der Tonartenwechsel in der Ciacona: In $4 \times 7 = 28$ Variationen wechseln die Tonarten von der Tonika (d) über die Tonika-Parallele (F) in die Dominante (a), um dann wieder in die Tonika zurückzukadenzieren. Diese Wellenbewegung der Tonarten könnte man den großen Atemzügen des Meeres, der Tide, gleichsetzen.



Ich sehe eine Übereinstimmung, eine Gesetzmäßigkeit zwischen dem harmonischen Ablauf der Komposition und dem naturgemäßen Geschehen im Meer. Ist aber nicht auch das gesetzmäßige Gefüge des Tonbereiches physikalisch gesehen

nur ein Teil der naturgegebenen Gesetze der Tonwellenschwingungen? Nur geschieht auf musikalischem Gebiet alles auf kleinster Basis.

Eine dritte – noch größere – Parallele zwischen musikalischer Form und Naturgeschehen möchte ich nun andeuten:

Die zu Beginn analysierte Ciacona in d-Moll von Buxtehude (ca. 1680), die wir als Typ dieser Kompositionsart im 17. Jahrhundert ansehen und gleichsam als Höhepunkt ihrer Gattung in diesem Zeitalter betrachten können, erfährt im nächsten Jahrhundert, im 18. Jahrhundert, ihre gewaltige Steigerung in der von Johann Sebastian Bach komponierten Passacaglia in c-Moll (ca. 1720), die der Ciacona Buxtehudes gegenüber an Genialität der Erfindung und an harmonischer Kühnheit ein enormer Fortschritt ist.

Buxtehude 1680 Ciacona in d

Bach 1720 Passacaglia in c

Reger 1890 Passacaglia in f

Ende des 19. Jahrhunderts ist es dann Max Reger, der um 1890 seine kühne Passacaglia op. 63 in f für die Orgel komponiert und damit einen dritten Höhepunkt der Reihenform (Ciacona, Chaconne, Passacaglia) innerhalb der Jahrhunderte schafft, indem er die altüberlieferte Variationsform mit neuem Inhalt und Geist erfüllt, ganz im Sinne der von ihm hochverehrten Meister Buxtehude und Bach.

Diese 3 Meisterwerke der Ciaconenform aus 3 Jahrhunderten – Höhepunkte menschlichen Geistesschaffens – stellen sich sozusagen als positive Parallelen zu den in jedem Jahrhundert auftretenden Sturmfluten an der Küste der Nordsee. –

Beide Disziplinen, die hier beschrieben wurden: die musikalisch-harmonische, die ich dem Mikrokosmos, und die natürliche der Wellen und des Meeres, die ich dem Makrokosmos zuweisen möchte, beiden ist zu Eigen die ständige Kreisbewegung, die Rückläufigkeit, die Rückkehr zum

Dietrich Buxtehude
(ca. 1637–1707)



Neubeginn, die Vollendung eines periodischen Kreislaufes, der für mich symbolisch den Ewigkeitsgedanken verkörpert.

Hier liegt auch der Grund für meine Behauptung am Anfang dieser Betrachtung, daß eine Orgelkomposition wie die Ciacona in d von Buxtehude in kaum einer Kirche, und gewiß auf keiner Orgel als der eines Arp Schnitger besser und sinnvoller



dargestellt werden kann als eben hier, in der Alten Kirche auf Pellworm, deren hohe Warft nur 100 Meter vom Westdeich und von der Nordsee entfernt aufragt. –

Zum Schluß noch eine Bemerkung, die vielleicht das metaphysische Gebiet streift: Wir hörten in der Kirche den leisen Beginn der alten Orgel-Ciacona, intoniert mit wenigen Registern – erlebten dann im Verlauf der Komposition ihre Steigerung an Klangfarbe und Klangstärke in den verschiedenen progressiven Variationsmöglichkeiten, bis hin zu der machtvollen Klangentwicklung des Orgelplenums mit Principalen, Mixturen und Rohrwerken. Zum Ende der Ciacona hörten wir dann das immer leisere Verklingen der Oberstimmen über dem unbeirrbar gleichmäßig dahinfließenden Rhythmus der ostinaten – scheinbar ewig gleichbleibenden – Baßfigur.

Ist es nicht so, als ob wir nur einen Ausschnitt der ewig tönenden Musik hörten, deren Beginn weit vor unserer Zeit lag und deren Ende wir nicht erleben werden? Wir kurzlebigen Menschen können immer nur einen geringen Teil eines solchen ewigen Geschehens erfassen.

Die Musik aber – so glaube ich – fließt weiter, wenn auch unhörbar für unsere Ohren; genau so, wie im großen Weltenraum die Gestirne nach ewigen Gesetzen kreisen.

Advent 1969

KAISERS GEBURTSTAG

Er wurde beinahe siebzig Jahre alt, der Ackerbürger Fritz Schmidt, aber in seinem ganzen Leben hat er den Tag nicht vergessen, den 3. September 1870, an dem in Fiddichow der große Sieg von Sédan bekanntgegeben wurde, die Kapitulation einer ganzen französischen Armee und die Gefangennahme des Kaisers der Franzosen, Napoleon III. An diesem Tage stürmte der kleine Fritz mit seinen Geschwistern die Treppe zum Hausboden hinauf, um die Fahne aus der Bodenluke zu hängen. Wie stolz wehte sie da über dem Marktplatz! Was für ein Tag! Der geliebte König Wilhelm hatte mit seinen tapferen Soldaten die bösen Franzosen besiegt. Wieviel größer war doch der deutsche König als der freche französische Kaiser!! Unser herrlicher König Wilhelm! Und Vater, der Soldat Karl Schmidt, war einer der siegreichen Helden des preußischen Königs in Frankreich! Was für ein Tag! — — —

Im Sommer des nächsten Jahres kam der Vater aus dem Krieg zurück: heil, braungebrannt und hager, und an seinem Waffenrock trug er das Eiserne Kreuz. Nicht wegzubringen waren die Kinder von Vaters Seite. Immer wieder mußte er ihnen erzäh-



len, wie er geholfen hatte, die Franzosen zu besiegen. Das Schönste aber war, wenn Vater von dem großen Schloß Versailles bei Paris erzählte, vor dessen Toren er mit seinen Kameraden Wachdienst hatte an dem Tag im Januar 1871, als im Spiegel-Saal der König Wilhelm zum Kaiser der Deutschen ausgerufen wurde. Der Vater fuhr dann fort: „Und nach der



großen Feier der Kai – ser – pro – kla – ma – tion (er buchstabierte das schwere Fremdwort förmlich!), da trat unser Kaiser Wilhelm I. aus dem Portal des großen Schlosses und sah im Vorbeigehen jeden von uns an, ganz fest und ganz kaiserlich. Da sind uns Soldaten beinahe die Tränen in die Augen gekommen vor Stolz über unsern Kaiser Wilhelm. Das vergißt keiner von uns wieder. –“ So schloß der Vater jedesmal seinen Bericht; „ – – und dann müßt ihr wissen: In der ganzen Wachkompanie, unter den 200 Soldaten, da war keiner, kein einziger, der nicht das Eiserne Kreuz trug!“ – – –

Mit gradezu ehrfürchtiger Andacht hörte Fritz seinem Vater zu und streichelte immer wieder das schwarze Kreuz mit den blitzenden silbernen Randleisten. Das war ein Mann! Das war sein Vater!

Kaisertreu bis auf die Knochen blieb die Familie Schmidt auch in den folgenden Jahrzehnten; und der Geburtstag des herrlichen Kaisers, der 22. März, wurde jedes Jahr festlich begangen; das Bild des greisen Monarchen (mit dem weißen Backenbart) hing an der Wand in der Wohnstube und wurde mit Blumen bekränzt. –

Fritze Schmidt wuchs heran, durchlief die Realschule und arbeitete dann im Betrieb seines Vaters mit auf der kleinen Landstelle – der „Klitsche“, wie man das nannte. Von 1880 an diente Fritz – voller Stolz – im Heere seines Kaisers als Infanterist seine Militärzeit in Küstrin ab und wurde – da er ein Muster an Unterwürfigkeit seines zeitweiligen Vorgesetzten gegenüber war, als Unteroffizier der Reserve entlassen.

Am Ende des Jahrhunderts bröckelten von dem elterlichen Anwesen mehrfach Teile ab: hier ein halber Acker, dort ein Stück Wiese – – da die Mutter und ihre Söhne nicht so gut mit der Wirtschaft zurechtkamen. Der Vater war Anfang der neunziger Jahre gestorben. Um 1905 war von der ganzen Familie

Kriegerdenkmal auf dem Markt von Fiddichow

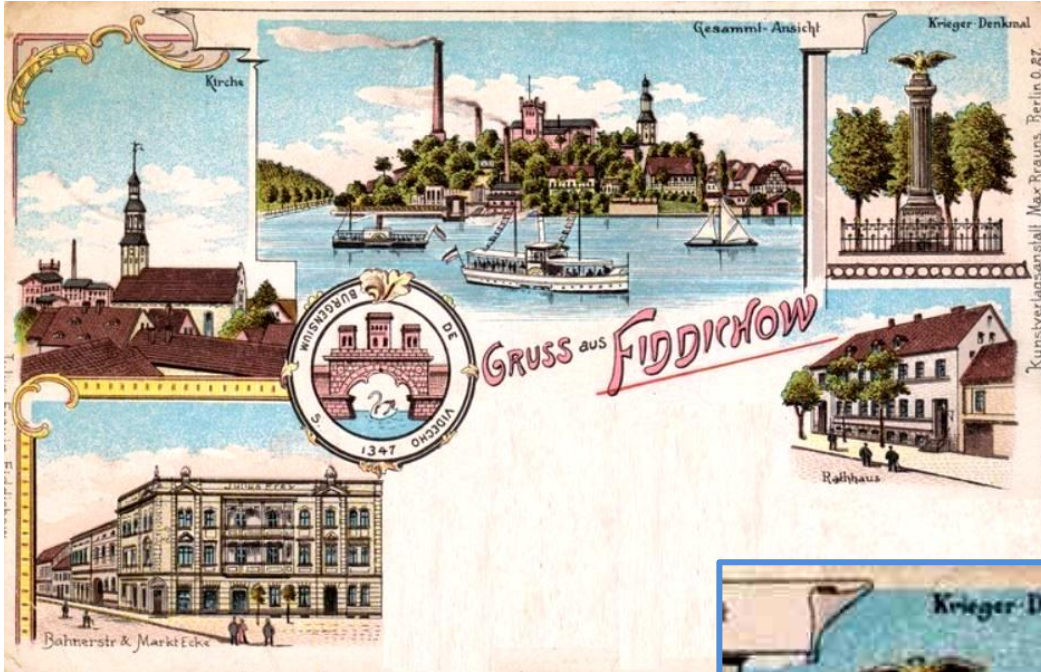
nur noch Fritz übrig, der nun als angesehener Ackerbürger der Stadt den von den Eltern ererbten Besitz selbst bearbeitete, mit einem Knecht und zwei Mägden. Neben den Äckern gehörten dazu ein kleines Stück Wald und ein paar Wiesen unten an der Oder. Ackerbürger, Bürger der Stadt Fiddichow: Das war was!

Die kleine Landstadt Fiddichow in der Uckermark, am Ostufer des hier schon mächtigen Oderstromes gelegen, hatte 1367 das Stadtrecht erhalten und zählte um 1920 ca. 2500 Einwohner. Man war sehr standesbewußt in Fiddichow. Die „besseren“ Leute – die Bürger – wohnten in der Vorstadt, der Oberstadt, die auf dem hohen Ufer des großen Flusses um den alten Marktplatz mit der Kirche erbaut war. Mitten auf dem Marktplatz wurde übrigens 1875 ein Kriegerdenkmal errichtet zur Erinnerung an den Sieg in Frankreich 1870/71 und die gefallenen Helden. Am Sockel dieses Denkmals war ein großes Medaillon aus Bronze mit dem Bildnis des Kaisers eingelassen. Es trug die Umschrift „Wilhelm der Große“. –

Die Stände der Stadt waren sehr exklusiv: Sozusagen Bürger 1. Klasse waren: der Amtsrichter, der Pastor, der Arzt und der Apotheker; schon der Tierarzt war in dieser Elite nicht mehr so



ganz salonfähig. Zur zweiten Klasse zählten vor allem die Bürger, die meist eine Landstelle hatten, und auch noch der reiche Sägewerksbesitzer sowie der nicht weniger begüterte Direktor der Fabrik von Rohrmatten. Zur dritten Kategorie rechnete man den Rektor der Realschule, den Konrektor und den Küster. – Was dann kam, die Bewohner der Unterstadt am Fluß, am Fuß



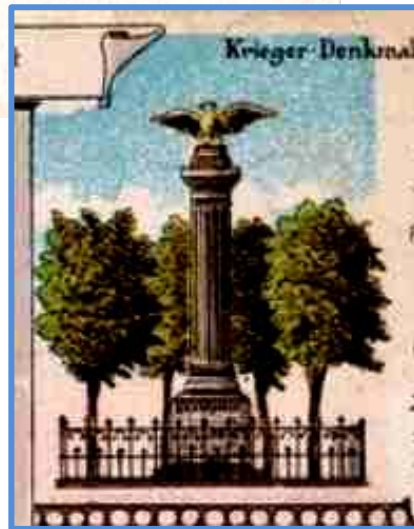
bescheidene Summe und lebte fortan „sein Geld“ in einem Stadthaus, am Markt Nr. 5. — —

Der Ausgang des 1. Weltkrieges war für den Bürger Schmidt und seine Weltanschauung eine Katastrophe. Sein ganzes monarchisches Weltbild schien zusammenzubrechen: das deutsche Heer besiegt, der Krieg verloren, Kaiser Wilhelm II. ins Ausland geflohen, ein deutscher Kaiser geflohen!! Es war unfassbar!

In seiner großen Enttäuschung flüchtete sich der unentwegt kaisertreue Fritz Schmidt noch tiefer in die Erinnerung an die schöne Zeit, in der sein Kaiser (vor 1888), Wilhelm der Große, noch regierte, die Zeit, in der Fritz Schmidt im kaiserlichen Heer gedient hatte. Allein, ganz für sich, hielt er diese Erinnerung hoch und hatte sich ein ganz besonderes persönliches Ritual dafür ausgedacht, das er in jedem Jahr demonstrativ vollzog: So ungefähr seit 1905 schon hatte er damit angefangen, am Geburtstag Kaiser Wilhelms des Ersten, am 22. März, ein Veilchensträußchen am Medaillon des Kriegerdenkmals auf dem Marktplatz von Fiddichow niederzulegen; und er behielt diesen schönen Brauch auch nach 1918

des hohen Ufers, nun – die waren einfach nicht „gesellschaftsfähig“, die zählten gar nicht mit. — —

Fritze Schmidt hatte sein ganzes Leben lang nie besonders gern gearbeitet; er hatte seine „Klitsche“ recht und schlecht bearbeitet, und als er eines Tages keine Lust mehr dazu hatte, verpachtete er das Anwesen für eine



bei – – – als letzter Vertreter seiner monarchistischen Familie. Nun grade!! Trotz der Republik!

Auf diesen Tag freute sich schon Alt und Jung der kleinen Stadt! Und es wurde beinahe zu einer Art kleinem Volksfest, wenn der geachtete Bürger Schmidt seinem Kaiser Veilchen brachte. Auch der alte Dorfpolizist und Ausrufer Schorsch Nadler – der noch Ende der 20er-Jahre im langen blauen Uniformrock mit goldenen Knöpfen, mit Pickelhelm und rasselndem Schleppeäbel die Staatsgewalt in Fiddichow symbolisierte – Gendarm Nadler betrachtete mit Wohlwollen den kaisertreuen Bürger Schmidt bei seinem feierlichen Gang zur Mitte des Marktplatzes, zum Denkmal. An dem Tag lauerten die Kinder immer schon auf Schmidt, und in den Fenstern der Häuser um den Marktplatz lagen die Eltern und weideten sich an der Geburtstagszeremonie ihres Mitbürgers. In jedem Jahr war das so am 22. März. Bis – – ja, bis zum Jahre 1929.

Der Bürgermeister der Stadt Fiddichow, Friedrich Brinkmann, ein alter Schulkamerad und Stammtischgenosse von Fritze Schmidt, war auch Oberster der Polizeibehörde der Stadt. Er mußte an diesem Tage in dringender Angelegenheit eine Dienstreise zur Kreisstadt Greifenhagen machen; und da der alte Gendarm Nadler plötzlich krank geworden war, wurde er



von dem erst kürzlich nach Fiddichow versetzten jungen Polizisten Hartmann vertreten. Dieser Hartmann wußte nicht von Fiddichows Stadtgeschichte und nichts von Fritze Schmidts privater Kaisergeburtstagsfeier.

Und so kam es dann: Am frühen Nachmittag des 22. März 1929 patrouillierte Polizist Hartmann um den Marktplatz unter den noch kahlen Linden. Forsch und streng dienstlich bis zum letzten Uniformknopf verkörperte er das Auge des Gesetzes, das über die Ordnung in der Stadt wachte.

Plötzlich bemerkte er eine Schar Kinder, die sich vor dem Hause Schmidt sammelte. In diesem Augenblick trat der Bürger Fritz Schmidt aus seinem Hause: Nun kam sein großer Auftritt!

Er wußte: Alle Anwohner des Marktes sahen ihm zu, wie er jetzt seinem Kaiser die „schuldige Ehre“ erwies. Der Stolz des letzten kaisertreuen Bürgers leuchtete auf seinem Gesicht. Prächtig war er angetan: Die gestreiften Hosen seines „Cut“ waren messerscharf gebügelt, auf dem Kopfe trug er einen Zylinder, und in dem silbergrauen Binder um den blütenweißen Eckenkragen glänzte eine echte Perle. In der linken Hand hielt er den obligaten Veilchenstrauß.

Einen Moment blieb Schmidt vor seiner Haustür stehen: Ja, das war er, der einzige kaisertreue Bürger der Stadt Fiddichow – – – und heute war wieder der historische Tag seiner privaten Huldigung.

Gespreizten Schrittes ging er über das Feldsteinpflaster des Marktplatzes zur Mitte, zum Kriegerdenkmal – – die Schar der Kinder hinter ihm her. Der Bürger Schmidt fühlte die



Augen aller Erwachsenen in den Fenstern auf sich gerichtet. Das war sein großer Tag des Jahres! Heute war „er“ der wichtigste Mann hier in der Stadt!

Freudestrahlend schritt er weiter. Er kam zum Denkmal, das von einer kurzgeschnittenen Taxushecke umgeben und mit einem niedrigen Eisengitter eingefriedet war. Wie immer ging Schmidt zur Südseite des Denkmals, um auf dem Sims unter der Kaiser-Medaille seinen Veilchenstrauß feierlich niederzulegen. Ganz selbstverständlich – aus langer Gewohnheit – stieg er über das niedrige Gitter und trat zwischen die Taxushecke, um direkt an den Sockel des Denkmals zu gelangen.

In diesem Moment griff der Polizist Hartmann ein. Mit drei großen Schritten war er am Gitter des Denkmals und fuhr den Bürger Schmidt an: „Was machen Sie da!? Wie kommen Sie dazu, über das Gitter zu steigen?“

Fritz Schmidt drehte sich in der Taxushecke um. Fassungslos sah er den forschenden Polizisten an: „Aber – aber“, stammelte er, „jedes Jahr –“

Er wollte erklären, doch der Polizist ließ ihn nicht zu Wort kommen: „Sofort kommen Sie da raus! Das ist grober Unfug! Los, raus da! Wird's bald! – Sehen Sie: Jetzt haben Sie einen Zweig von der Hecke abgebrochen. Das ist Sachbeschädigung einer öffentlichen Anlage, die Sie unbefugt betreten haben!“

Jetzt hatte sich Schmidt endlich gefaßt. Voller Empörung erwiderte er: „Seit zwanzig Jahren lege ich hier an Kaisers Geburtstag einen Strauß – –“

Aber nun reichte es dem Polizisten Hartmann. Er packte Schmidt am Arm und zerzte ihn aus der Hecke und über das



Fiddichow – Rathaus

Gitter. Rot vor Wut versuchte dieser sich loszureißen. Dabei stieß er den Polizisten vor die Brust. Das war zuviel! „Was?!“, schrie er, „auch noch Widerstand leisten? Das ist Widerstand gegen die Staatsgewalt! Sie kommen mit zur Wache! Ich laß Sie einsperren, Mensch!“

Bei dieser Eröffnung fiel Schmidt das Veilchensträußchen aus der Hand, das er immer noch umklammert hielt. Ihn, Fritz Schmidt, den kaisertreuen Bürger, wollte der Polizist verhaften? Ihn, der sich in seinem ganzen Leben nie hatte etwas zuschulden kommen lassen; der seine Staatsbürgerpflichten immer vorbildlich erfüllt hatte, ihn wollte man festnehmen und einsperren? Schmidt verstand die Welt nicht mehr. Der Schock war so groß, daß er sich nun widerstandslos die ca. 100 Meter zur Wachstube der Polizei führen ließ. Tief gebeugt von der Schande schlich er vor dem Polizisten Hartmann dahin und verschwand im Gebäude. –

Auf dem Marktplatz blieben die aufgeregten Kinder zurück, und in den Fenstern standen die konsternierten Anwohner, die sehr beunruhigten Erwachsenen.

Und keiner protestierte gegen diese Verhaftung? Keiner trat für Fritze Schmidt ein? Keiner von all den Zuschauern? Nein, keiner!

Wer wagte es schon damals in Deutschland (wer wagt schon heute in Deutschland), einem bewaffneten Polizisten in der „vermeintlichen Ausübung seiner Pflicht, seines Dienstes“, noch dazu bei einer Verhaftung, in den Arm zu fallen, oder auch ihn nur zur Rede zu stellen? Einem Polizisten hat man zu gehorchen!

Anmerkung: Übrigens ist ein Polizist immer bewaffnet: entweder mit Dienstvorschriften oder mit dem Gummiknüppel – meist aber mit beidem.

Der Marktplatz leerte sich sehr schnell. Das Einzige, was zurückblieb, war der kleine Veilchenstrauß. Er lag, drei Meter von dem ihm zgedachten Platz, zertreten auf dem Pflaster im Schmutz. –

Abends, gegen 20 Uhr, kehrte Bürgermeister Brinkmann aus der Kreisstadt zurück. Gewohnheitsmäßig ließ er sich auf der Wache Meldung machen: „Was Besonderes passiert?“



Der Polizist Hartmann stand stramm: „Zu Befehl! Ein Mann verhaftet und eingeschlossen. Inhaftiert wegen groben Unfugs, Sachbeschädigung und tätlichen Widerstandes bei der Festnahme.“

Der Bürgermeister fragte nach den näheren Umständen und erfuhr den Namen des „Inhaftierten“: Fritz Schmidt, am Markt Nr. 5.

Sofort brauste der Bürgermeister auf: „Was, Sie haben Fritze Schmidt eingesperrt? Den Bürger Schmidt, meinen alten Schulkameraden? Weil er seinen Geburtstagsstrauß für den alten Kaiser am Denkmal niederlegen wollte?? Mensch, wissen Sie überhaupt, was Sie da angeordnet haben? Wo ist der Mann?“

„In Zelle 1.“

„Da haben Sie ja schön was versiebt! Das müssen wir sofort wiedergutmachen. Wird gar nicht so leicht sein! Los! Mitkommen – Zelle aufschließen!“ Schon im Gang vor der Zelle

rief Brinkmann: „Fritze, ich komme! Ich hol dich raus!“

Aber Fritz antwortete nicht. Nachdem hastig die eiserne Tür aufgeschlossen und geöffnet worden war, sahen sie, warum: Es war totenstill in dem kahlen dämmerigen Gelaß. Und da hing Fritz Schmidt, still und steif – – – wohl schon seit Stunden. Er

hatte sich am Fensterkreuz aufgehängt, an seinem Hosenträger. Die Schande dieses Tages konnte er nicht überleben, es war zuviel für ihn gewesen. Kläglich hing er da in seinem schwarzen Festgewand; und der misshandelte, zerbeulte Zylinder lag in der Ecke der Zelle auf dem Boden.



Entsetzt starrte Bürgermeister Brinkmann, und selbst der forsche Polizist Hartmann war leichenblass geworden.

Noch in derselben Nacht erreichte der Bürgermeister, daß sein übereifriger Polizist versetzt wurde. Am nächsten Morgen war Hartmann schon fort.

Und das war gut so; denn sonst wäre er von der aufgebrachten Bevölkerung Fiddichows gelyncht worden.

— — —

Diese Geschichte ist – leider – wahr! Sie hat sich tatsächlich Ende der zwanziger Jahre so zugetragen: Wie unser Vetter Hans Wulf uns erzählte, der in Fiddichow aufgewachsen ist.

1970

URLAUB IN UNTERDÜMLINGEN?

„Les extrêmes se touchent dans la Forêt noire“

„Wo fahren wir in diesem Sommer hin?“ Diese Frage kurstierte schon seit vielen Wochen im Familienkreise. Meine Frau las im Hamburger Abendblatt. „Sieh mal hier“, sagte sie, „noch ein Angebot aus dem Schwarzwald, diesmal aus der Umgebung von Freudenstadt.“ Nebenbei gesagt, wir hatten auf unsere Anfragen schon von Alpirsbach, Enzklösterle, Herzogsweiler, Baiersbronn und Rippoldsweiler Antworten bekommen, Absagen zumeist, oder es war uns zu teuer, oder man bot uns Quartier an im Wirtshaus, das laut Ortsplan direkt an der Durchgangsstraße lag. Durchgangsstraße! Brrrr! Wir hörten förmlich die an unserem Fenster vorbeiratternden Motorräder, Busse, PKWs und Laster.

Nein, auf keinen Fall an einer Durchgangsstraße! Was bei uns im Norden „-dorf“ heißt (also: Oldendorf, Münsterdorf, Oelixdorf), ist im Schwarzwald „-weiler“. Eine Zeitlang hatte ich geschwankt zwischen einem billigen Angebot aus Kotzenweiler und einem andern aus Busenweiler. Wobei mir, ehrlich gesagt, der zweite Ort wesentlich sympathischer erschien. Denn wenn ich dort „weilen“ sollte, dann schon lieber am – – Verzeihung,



der strafende Blick einer ZuhörerIn läßt es ratsam erscheinen, hier nicht zu sehr ins Detail zu gehen.

Aber nun war da ja ein neues Angebot. Von einer Pension Handrecker aus Unterdümlingen. Ich: „Unterdümlingen?!“

Komischer Name. Sind die so, oder wollen sie andere dazu machen?“

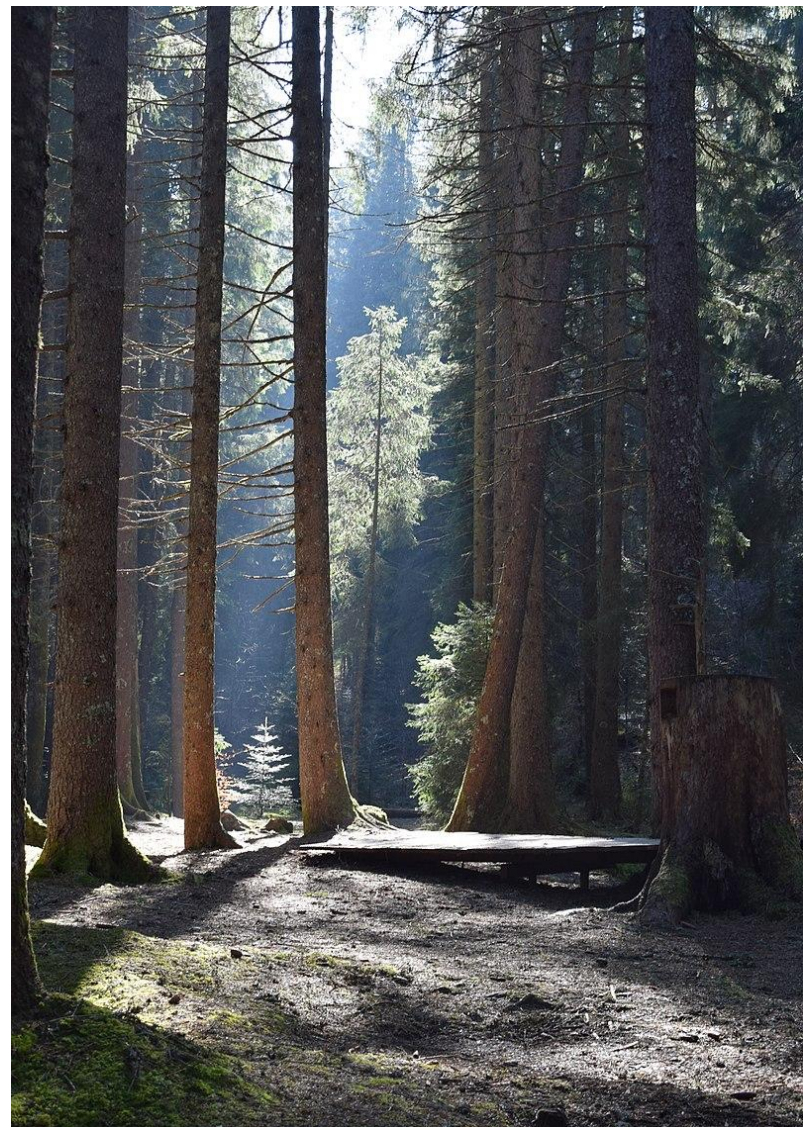
Darauf meine Frau: „Mit dir kann man auch kein vernünftiges Wort reden!“

Ich widersprach nicht, denn grundsätzlich hat sie damit recht. Ich: „Also: Karte her! Wo soll das liegen? Bei dem Kurort Lützenhardt.“

Den finden wir nach einigem Suchen im Osten von Freudensadt. Aber keiner findet Unterdümlingen. Der Familienrat: „Gut, das ist ein Vorteil: Der Ort ist natürlich ganz klein und liegt weitab vom großen Verkehr in irgendeinem verschwiegenen Waldtal.“ Und dann: der Preis! Vollpension 15,- DM! Wo gibt's das heute noch? Da schreiben wir gleich mal um nähere Angaben. –

Gesagt, getan. Die Antwort kam schon nach drei Tagen; zusammen mit einem gedruckten Hausprospekt und drei Fotos! Das Angebot war wirklich verlockend. Hier einige Zitate aus dem Prospekt:

Das Gästehaus Handrecker steht in ruhiger, von Wald und Wiesen umgebener Landschaft. – Unterdümlingen, 600–700 m über dem Meer, liegt 10 Minuten von dem



Kurort Lützenhardt. – Reizvolle, ebene und ansteigende Spazierwege rund um den Ort führen durch den wildreichen Tannenwald. – Da wir günstig liegen, können in Halbtages- und Tagesfahrten die schönsten Plätze des Schwarzwalds, des Bodensees und der Schweiz erreicht werden. – mit dem Linienbus nur 15 Minuten von Freudenstadt. Zimmer mit fließend kaltem und warmem Wasser. Der ideale Platz für Ausspannung und Erholung.

Wir: „Na, ist das ein Angebot??!“ Und dann gingen die Fotos vom Gästehaus und Umgebung von Hand zu Hand. Einfach idyllisch: Über einem Grasgarten mit einzelnen Tannen sah man das 2-stöckige Haus mit Fensterläden freundlich und einladend in der Sonne stehen. Rechts und hinter dem Haus ein paar Obstbäume mit anschließender Wiese. Auf dem Foto waren zwar von der Wiese nur 2 m zu sehen, aber unsere Fantasie ergänzte sie zu weiteren 50 m, bis zum Dorfbach hinunter, der sicher fröhlich dahinplätscherte. –

Wir: „Da wollen wir doch gleich mal anrufen!“ Die Verbindung kam schnell. Wir: Ob man noch Platz habe, noch Zimmer frei, dann und dann? Wir brauchten aber 2 Zimmer, wir wären 4 Personen.

Pension Handrecker: Ja, noch 2 Doppelzimmer.

Wir: Ob das Gästehaus auch ruhig läge, wir suchten vor allem ein ganz stilles Quartier zum Ausruhen!

Pension Handrecker: „Da ist unser Haus grade das Richtige für Sie!“

Wir: Ob in der Nähe auch keine Durchgangsstraße vorbeigeht?

Pension Handrecker: Keineswegs, nur die Dorfstraße wäre da, wenig befahren.

Wir: Und die Wiese, mit Liegestühlen?

Pension Handrecker: Ja, direkt am Bach, der durch das Dorf fließt. – Wir müßten uns aber sofort entscheiden, denn die von uns angegebene Zeit wäre die letzte Lücke im Belegungsplan des Gästehauses.

Wir: Dann sagen wir zu! Schriftliche Bestätigung folgt! Nur: Wie kommen wir von Freudenstadt nach Unterdumlingen?

Pension Handrecker: „Wir holen Sie vom Bahnhof Freudenstadt mit dem PKW ab!“

Wir: „Bestens! Abgemacht, punktum!“ –



Soweit unser Informationsgespräch mit der Pension Handrecker. – Ich träumte: Genüßlich sah ich in Gedanken meine Familie ausgestreckt auf Liegestühlen auf einer frischgemähten Wiese im Sonnenschein liegen, während der muntere Dorfbach, wenige Schritte entfernt, uns in den Schlaf murmelte. Das würden wahre Ferienwochen werden! – – –

Auf dem Bahnhof von Freudenstadt erwartete uns der schwarzhaarige Sohn des Quartierswirts mit einem geräumigen Wagen. Munter jumpte er mit uns die vielfältigen horizon-

talenen und vertikalen Kurven entlang in einem rasanten Tempo Marke „jugendbeschleunigt“. Es ging berg- und talwärts durch Tannenwald und kleine Dörfer – eine recht lebhaft, aber kurze Fahrt. Nach ca. 20 Minuten stoppte der Sohn am Straßenrand: „Das sind wir!“ und stellte den Motor ab.

Wir stiegen aus und standen vor dem Gästehaus – nur, die Umgebung sah etwas anders aus als auf dem Werbefoto. Das lag unmittelbar (1 m) an der Straße, und diese war nicht nur eine bescheidene Dorfstraße, sondern eine gut ausgebaute Chaussee und – das merkten wir recht bald – eine eifrig befahrene Durchgangsstraße nach der Kreisstadt Horb. –

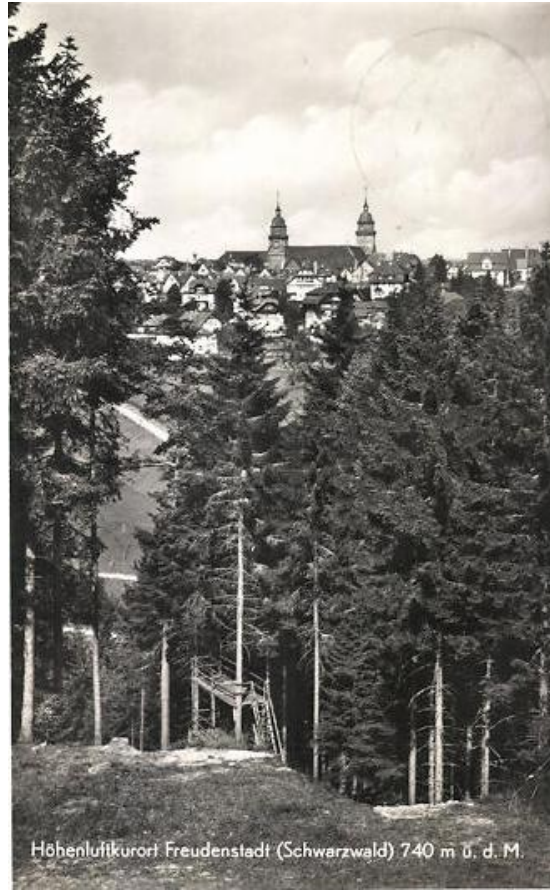
Als wir unsere Koffer über die Straße ins Haus bringen wollten, wurden wir dreimal daran gehindert durch vorbeihusende Autos, Trecker und knatternde Motorräder. – Nachdenklich folgte ich dem Wirtssohn ins Haus. – Man wies uns zwei Zimmer im Erdgeschoß an mit je zwei Betten. Die Türschlösser schlossen nicht so recht, man mußte ein übriges tun und ihnen etwas zureden, dann funktionierten sie – beim dritten Mal! In den Zimmern konnten gerade die Betten stehen; sonst war ein Stehplatz eigentlich nur noch vor dem Waschbecken. Aber was machte das aus! Wir wollten hier ja nicht den ganzen Tag wohnen, höchstens schlafen. Draußen wollten wir sein, in der

wunderbaren Waldluft, auf der Liegewiese in der Sonne braten und spazieren gehen in den schattigen Wäldern.

Beim Auspacken merkte ich, daß der Kleiderschrank sich nicht abschließen ließ, eine Tür stand immer offen, das Schloß war altersschwach, traurig hing der Schlüssel in Richtung Fußboden, er hatte seine Tätigkeit aufgegeben.

Wir gingen dann essen und danach sanken wir aufatmend in einen erquickenden Mittagsschlaf, denn seit dem Vorabend um 22⁰⁰ waren wir auf Achse gewesen, wenn auch im Liegewagen, aber recht müde waren wir doch alle. Also sanken wir in den Schlaf – ungefähr 10 Minuten. Dann war er vorbei!

Entsetzt starteten wir uns an: Was da vor den Läden unseres Schlafzimmers losging, war ein Höllenkonzert. Wir machten Fenster und Läden auf und sahen und hörten: Hinter dem Hause, ca. 30 m



von uns entfernt, war eine umfangreiche Baustelle eingerichtet. Es ging da um einen Brückenbau über den Dorfbach, um die Anlage einer Straße über Bach und Tal und um den Abtransport einer riesigen Schutthalde, die bei der Verlegung des Bachlaufes entstanden war. Die Halde war ca. 5 m hoch und 150 m lang. Alle diese nützlichen Arbeiten – die jetzt nach der Mittagspause wieder in Angriff genommen wurden – teilten sich 2 Bulldozer, ein Greifbagger, eine Straßenwalze, eine Asphaltiermaschine, 3 Lastkraftwagen und ein halbes Dutzend Straßenarbeiter, die den Schutt und den Schotter auf dem Weg und an dem neuen Bachufer gleichmäßig verteilten. Im Hintergrunde standen 3 große Wohnwagen der Baufirma; dort logierten die Straßenarbeiter.

Als wir unser Fenster öffneten, fuhr grade einer der LKWs – hoch mit rötlichem Schutt beladen – an unserem Haus vorbei und hinterließ eine gelbrote Wolke von Straßenstaub, die wie eine Wand gegen die Liegewiese, das

Gästehaus und unsere offenen Fenster wallte. Es war akustisch und visuell ein sehr eindrucksvolles Geschehen!

Die Familie: „Das kann ja heiter werden!“ Wir verglichen die Situation mit den Versprechungen des Hausprospektes und konstatierten wesentlich Abweichungen. Bis 18⁰⁰ hatten wir dann Zeit, uns an die Geräuschkulisse zu gewöhnen.

Am nächsten Tage kam auf der Straßenseite unseres Hauses noch eine Duftkomponente dazu: Von einem schwarzen Behälter wurde eine übelriechende, ätzende, schwarzbraune Flüssigkeit auf das Pflaster gesprüht. Der Grundgeruch – Teer – war noch der harmloseste, zusammen mit anderen Chemikalien drang er in unsere Zimmer und unsere Nasen – wir hatten alle Fenster weit auf, denn wir hatten 27° im Schatten! Soweit der „außenpolitische“ Aspekt des Gästehauses. –

Den „innenpolitischen“ lernten wir abends und nachts kennen. Im Erdgeschoß des Hauses waren 3 Gästezimmer zu je 2 Betten; im 1. Stock waren es 4 Zimmer. Wir wenden uns nun den Geräuschen zu, die uns den Ablauf der Nacht kurzweilig gestalteten. An der Phon-Zahl gemessen waren sie nicht so penetrant wie die „außenpolitischen“, aber ihrem Zeiteintritt nach waren sie nicht minder ärgerlich.

2 Zimmer, unten, hatten wir belegt; in dem 3. Zimmer logierte ein altes Ehepaar. Nur eine dünne Sperrholztür trennte uns. Man hörte jeden Ton von „drüben“. Er, 75 Jahre, war schwerhörig. In dem Gästehaus Handrecker war das zweifellos ein Vorteil – so war er unempfindlich gegen Lärmbelästigung. Natürlich wußte er nicht, daß er selbst durch sein Auftreten (wörtlich gemeint) die andern Gäste störte. Er sprach so laut wie sonst Schwerhörige auch. Als wir am endlich hereingebrochenen Abend einschlafen wollten, so gegen 22 Uhr, hörte man den durchdringenden Baß des Herrn von nebenan zu seiner Frau sagen: „Was meinst du, ob unsere Nachbarn schon schlafen?“ Die Tonwellen hatten gar keine Mühe, unser Ohr zu erreichen, denn die Tür zum Nebenzimmer war wirklich nur papierdünn. Tableau! –

Es kam aber noch schlimmer. Mitten in der Nacht – so gegen 4 Uhr – spürte unser Zimmernachbar ein menschliches Rühren. Großes Geräusch von „drüben“. „Er“ tapste schwerfällig und gewichtig aus seinem Zimmer zum „stillen Ort“, der auf unserm Flur der 4. Raum war. Dieser „Ort“ hatte auch ein defektes Türschloß, ein schon sehr defektes, so daß es nur mit Kraftanwendung und entsprechendem Krach einschnappte. Allein von diesem Toiletten-Tür-Schließ-Knall sind wir in den wenigen Nächten im Gästehaus Unterdumlingen in jeder Nacht mehr-

fach aufgeweckt worden: denn dieser Ort war der einzige im Haus und also auch für die obere Etage bestimmt. Nach längerer Sitzung trampelte der Schwerhörige in sein Zimmer zurück, dessen Tür sich auf gutes Zureden nach dem 3. Versuch schloß, denn auch dieses Schloß war ausgeleiert. –

Und dabei sollten wir nun ausschlafen oder und gar erholen? Wegen der Baustelle protestierten wir am nächsten Morgen beim Wirt. Sogleich begann er uns zu beschwichtigen: „Also, diese Arbeiten da draußen sind ganz unplanmäßig.“ Spätestens heute Abend wären sie beendet. Wirklich, heute Abend! Das versprache er fest. Er hätte sich schon beim Bürgermeister erkündigt.

(Unser stiller Argwohn? Wieso haben sich die schon erkündigt? Haben sich auch schon andere beschwert?!)

Nach den wortreichen Entschuldigungen des Wirtes müssen dann beim Frühstück unsere Gesichter doch nicht sehr überzeugt ausgesehen haben – absolut nicht überzeugt, vielmehr verbittert – oder sagen wir: „verbissen“. Wir verbissen uns in die Brötchen; und die Brötchen reagierten „knirschend“. –

Nach dem Frühstück machten wir uns gleich auf die Socken, um dem Baulärm hinter dem Gästehaus zu entgehen, der

schon um 6³⁰ emsig begonnen hatte. Wir beschlossen in die „wildreichen, schattigen Tannenwälder um den Ort“ (so der Prospekt) einzutauchen, die man „auf reizvollen ebenen Wegen erreichen kann“. „Um den Ort“ stand da. Wir brauchten dann in der knallheißen Sonne eine gute halbe Stunde auf staubigen Wegen, ehe wir den ersten Waldrand erreichten; erschöpft suchten wir dort Bänke im Schatten des Waldes. Wir fanden aber nur einen kranken Trecker, der leise vor sich hinstank, mit Plattfuß hinten links, und zwei Ameisenhaufen. Diese Einladungen zum Sitzen schlugen wir aus, begreiflicherweise. Langsam wurden wir doch mißtrauisch gegenüber den Versprechungen des Hausprospektes. –

Die „außenpolitischen“ Verhältnisse hinter dem Haus blieben den ganzen Tag konstant, leider! Unser schwerhöriger Zimmernachbar aber erfand in der nächsten Nacht um 3³⁰ eine Variante der Geräusentwicklung. Um diese Zeit holte er Koffer vom Schrank und fing an, diese zu packen unter wiederholtem Aufsperrern des Kleiderschranks, dessen Türen dann ein müdes, stereotypes Stöhnen von sich gaben: Kein Wunder, bei den Gästen! Diese Tätigkeit dauerte ungefähr eine Stunde. Natürlich blieben wir die ganze Zeit wach, um nichts zu versäumen. Dann fing der Dicke an, sich elektrisch zu rasieren.

Zwischendurch unterhielt er sich mit seiner Frau. Das klang dann so:

Sie: Murmel, murmel.

Er (laut und deutlich): „Wie meinst du? Was? Die Handtücher in den andern Koffer?“

Sie: Murmel, murmel. –

Als dann die Außenarbeiten hinter dem Haus pünktlich um 6³⁰ begannen, kam mir folgende Idee: Der amerikanische Komponist George Gershwin hat eine berühmte Oper geschrieben: „Porgy and Bess“. Darin gibt es eine kompositorisch besonders interessante Stelle im 2. Akt. Gershwin schildert dort musikalisch das Erwachen des Tagewerkes in der Catfish Row, der Straße in einer kleinen Hafenstadt. Nacheinander und ineinandergefügt erscheinen, erklingen die kleineren und kräftigeren Arbeitsgeräusche der Hausfrauen, der Handwerker und der Händler. Zuerst hört man nur das rhythmische Schnarchen von Porgy in seinem Holzverschlag, ein dumpfer Klopftön gegen eine Tür kommt dazu, eine Frau fängt an zu fegen: Das Streichen des Besens auf den Steinen ist rhythmisch genau eingepaßt in die Lücken der vorhergehenden Geräusche. Ein Mann fängt an zu sägen, ein anderer beginnt Blech zu klopfen, ein

Schuster schlägt Nägel ein, Rufe kommen aus einem Fenster. Und das Erstaunliche ist, daß alle diese Geräusche sich zu einer subtilen polyrhythmischen Partitur zusammenfügen mit der Präzision einer Nähmaschine. Ein großartiges Stück Rhythmik! Zum Schluß fällt dann der Chor mit seinem hellen: „Good morning!“-Rufen ein. Diese diffizile, in stetigem Crescendo sich steigernde Geräuscentfaltung ist interessant. Ein prächtiges und höchst einfallsreiches Stück Partitur. Gershwins minutiöser Aufbau dieser Szene dauert vielleicht 6–8 Minuten. Deshalb ist er amüsant und köstlich zu hören. – –

Wenn ich nun einmal hierzu die Parallelen ziehe zu den Arbeitsgeräuschen, die uns am Morgen in Unterdümlingen weckten, dann war das leiseste Geräusch wohl das Plätschern des Dorfbaches, der mit einigem Gefälle nach Westen floß. Diesen Bach hörte man aber nur nachts. Auch das dazukommende Schrapen und Glätten der Handschaufeln, das die Straßenarbeiter auf dem Schotter des Weges und am Ufer des Baches verursachten, rechnete noch zu den Piano-Einsätzen der Schwarzwaldgeräuschpartitur. Aber schon das rhythmische Festklopfen mit den flachen Schaufeln brachte Mezzofortetöne hinein.

Einblendung des Hausprospektes:

„ – – in ruhiger, von Wald und Wiesen umgebener Landschaft!“

Das tiefe Summen der Straßenwalze brachte eine Art Orgelpunkt in den Ablauf, überhöht durch das Singen, das die großen Eisenwalzen bei der Pflasterberührung von sich gaben. Sozusagen ein Subbaß 16' mit darüberliegender kleiner Mixtur. Kräftig im Forte ließen sich hierzu die voll Schutt geladenen LKW hören, wenn sie von der Halde abfuhren. Den Greifbagger mit seinem wütenden Anrucken des Motors beim Aufnehmen der Felsbrocken konnte man getrost zu den sforzato-Einsätzen rechnen.

Einblendung des Hausprospektes:

„ – – schöne Liegewiese am Ufer des Dorfbaches.“

Aber den brutalen Höhepunkt, das Fortissimo furioso, bildeten dann die beiden Bulldozer mit ihrem Aufbrüllen, ihrem bohrenden Aufheulen der Motoren, das sie von sich gaben, wenn sich ihre breiten blanken Schaufeln in den Dreck der Schutthalde gruben. Das Toben wurde nur unterbrochen von dem gleichmäßigen Tuckern der Motoren im Leerlauf.

Einblendung des Hausprospektes:

„Ein idealer Platz für Ausspannung und Erholung.“

Im traurigen Gegensatz zu Gershwins Szene in „Porgy and Bess“ dauerte das „Arbeitsgeräusch“ bei uns in Unterdümlin-

gen, diese uns von allen Seiten umgebende Symphonie in Krach-Dur (durus = Lateinisch: hart) von 6³⁰–12⁰⁰ und von 13³⁰–18⁰⁰, ohne Gnade für die „Kurgäste“. Der Krach zermürbte unsere Nerven und war darüber hinaus vom Fachlichen her rhythmisch unerfreulich, weil der 2-stimmige Kanon der sich abwechselnden Bulldozer dauernd aus dem Takt kam. Ich muß gestehen, daß es mir, daß es uns, die wir in der Mitte dieser Krach-, Staub- und Gestank-Partitur saßen, doch einige Anstrengung kostete, an dem Vorsatz festzuhalten, jetzt, um 14⁰⁰–16⁰⁰ einen tiefen Mittagsschlaf zu unserer Erholung zu halten. Dieser Anflug von Charakterschwäche war wohl darauf zurückzuführen, daß wir schon beim Antritt unserer Urlaubsreise reichlich abgekämpft waren. Ich bin heute noch der Meinung, daß bei einem Zweikampf zwischen 2 Bulldozern und einem nervenmäßig mittelkräftigen Musiker auf jeden Fall die Bulldozer siegen werden: Die höhere Phon-Zahl siegt und überzeugt auf die Dauer jeden Zweifler!

Sich gegen so etwas aufzulehnen ist Notwehr, ist Selbsterhaltungstrieb! Wir flohen also mutig, wir ermutigten uns gegenseitig zur Flucht, das heißt: wir faßten erstmal den Plan zu fliehen. Erst faßte ihn meine Frau, dann faßte ich nach, dann faßten wir uns beide ein Herz. Wir waren uns wieder erfreulich einig!



(Übrigens ist meine Frau auch sonst viel mutiger als ich. Das ergibt sich schon aus der Tatsache, daß sie gewagt hat, so etwas wie mich zu heiraten!) Ich sage, wie's ist! –

Dies war der 3. Tag unseres Urlaubs und nun mußte etwas unternommen werden. Die Zeit war reif für Taten! So ging es auf keinen Fall weiter!

Wir verzichteten endgültig auf unseren Mittagsschlaf und machten uns (Verzweiflung im Herzen) auf den Weg zum

nächsten Ort, Lützenhardt, um ein anderes Quartier zu suchen. Der Ort liegt $\frac{1}{4}$ Stunde von Unterdümlingen entfernt. Bei einem Spaziergang am Vortage hatten wir in der Nähe ein stilles Seitental entdeckt. Das Waldbachtal führt hinter Lützenhardt durch ein kleines Dorf namens Vesperweiler. Im hintersten Winkel dieses „Weilers“ entdeckten wir von der Höhe des Waldrandes 3 Häuser, die uns durch ihre Lage gefielen. Als wir noch auf dem Höhenweg standen, trat eine alte Bäuerin zu uns. Wir fragten nach Unterkunftsmöglichkeiten im Ort. Sie zeigte auf das 1. der von uns bemerkten Häuser und sagte: „Da wohnt ein altes Ehepaar, die vermieten Zimmer.“

Wir: Nichts wie hin! Und, o Glück, die Wirtin, Frau Bisle, war freundlich und konnte es einrichten. Erstaunlich, wie schnell das klappte! Wir schauten uns die beiden Zimmer an: ruhige Lage und absolut keine Maschinen in der Nähe. Außer uns war da nur ein junges Paar zu Gast, das meistens mit dem Auto unterwegs wäre. Das war unser Quartier! Wir machten mit der Wirtin aus, daß wir am gleichen Tage noch anrufen würden, ob wir im alten Quartier in Unterdümlingen freikämen. Ihre Frage: Wo wir denn da wohnten?

Wir: Pension Handrecker.

Sie: Ach Handrecker, das sind ja Verwandte von uns!

(Nun, dachte ich, wie günstig; da bleibt das Geld ja in der Familie!) –

Beschwingten, was sage ich: beflügelten Schrittes eilten wir nach Unterdümlingen zurück. Wir instruierten unsere beiden



Haus Bisle

Söhne und beschlossen nach dem Abendessen (das übrigens wieder vorzüglich war, wie alle Mahlzeiten dort!), uns den Wirtsleuten zu offenbaren, das heißt: zu kündigen. Natürlich waren sie betreten über unsere Absage. Aber zu ihrer Ehre sei gesagt: Sie waren objektiv genug einzusehen, daß der augenblickliche Zustand um das Gästehaus unmöglich eine Erholung für uns sein konnte. Wir unsererseits betonten, daß ja nicht sie für die Baustelle verantwortlich gemacht werden könnten. (Was wir allerdings nicht sagten, war: daß die Lage des Gästehauses von ihnen doch wohl reichlich rosig im Prospekt dargestellt sei.) Gegen eine mäßige Abstandssumme trennten wir uns dann – im Frieden – von der Pension Handrecker. Es war 19⁰⁰ Uhr. Meine Frau machte sich mit den Jungen daran, unsere Koffer zu packen, denn wir wollten sofort, noch an diesem Abend, umziehen! Ich eilte zum öffentlichen Telefonhäuschen am Dorfrathaus, um ein Taxi zu organisieren, das uns um 19³⁰ nach Vesperweiler fahren sollte. Mit Groschen und 50-Pf.-Stücken bewaffnet rief ich zuerst Frau Bisle an und kündigte ihr unseren Einzug für 19⁴⁵ an. Jetzt war es 19⁰⁵.

Warum überhaupt ein Taxi? Nun, ich gestehe, daß wir ohne Auto in die Ferien gefahren waren, noch besser: Wir haben gar keins, noch schlimmer: Ich gehöre zu den immer seltener werdenden Petrefakten (siehe unter „Versteinerungen“) in unse-

rem Land, die zwar einen fahrbaren Untersatz besteigen, nicht aber ihn dirigieren können. Ich habe es nie gelernt, nicht mal beim Kommiß, wie die guten anderen Deutschen. Ich glaube, meine Umwelt müßte mir eigentlich dankbar sein dafür, denn von mir droht ihr kein Knochenbruch oder Blechschaden. Ich kann zwar eine große elektrische Orgel bedienen, aber kein Auto. 1934 saß ich mal an so einem Riesenorgelwerk in Hannover in der Stadthalle. 180 Register und ca. 250 Registerwippen und Knöpfe zu bedienen, mit Händen und Füßen. Damit bin ich ganz gut fertiggeworden – nachdem ich mich einen Tag lang eingespielt hatte. Aber dieses Instrument hatte auch einen unbestreitbaren Vorteil: Es war seßhaft, es blieb an seinem Platz. Man brauchte es nicht bei Rot über eine Kreuzung zu bringen oder mit ihm einen Mercedes rechts zu überholen. Andererseits kann aber ein solches Instrument auch nicht annähernd das Volumen und die Klangschönheit einer Autohupe erreichen.

Ein Zuhörer (ungehalten): „Nun hören Sie mal? Müssen Sie denn dauernd fachsimpeln? Die Geschichte mit der Gershwin-Partitur ging ja noch an. Aber nun wieder diese vielen anderen Anspielungen auf Ihr Fachgebiet: Eben die Orgel und nun die Autohupe! Müssen Sie uns denn dauernd unter die Nase reiben, daß Sie Musiker sind? Glauben Sie denn wirklich, das sei

eine große Sache? Ist Ihnen bekannt, daß noch vor gar nicht langer Zeit, im Mittelalter, ihr Beruf genauso wie der Schauspieler und der Bader als minderwertig, ja als „unehrlich“ galt, also als Beruf 3. Güte? Damals konnte jeder „ehrliche“, das heißt: jeder anständige Bürger Mitglieder dieser minderen Stände ungestraft beleidigen, so „inferior“ waren die!“

Ich: „Gewiß, ich weiß das! Entschuldigen Sie bitte meine musikalische Weitschweifigkeit. Ja, diese anständigen Menschen, damals, im Mittelalter! – Aber ich weiß mich mit Ihnen einig, daß es ein entschiedener Fortschritt seit dem Mittelalter ist, daß derartige Beleidigungen heute eigentlich nur noch von unanständigen Menschen versucht werden. Wie, Sie wollen schon gehen?“

(Der Herr erhebt sich entrüstet und geht hinaus. „Rrrumms“ macht die Tür.)

Schade! So vergrault man sich seine Zuhörer! Dabei wollte ich ihm doch nur eine Brücke bauen, eine Brücke zur Selbsterkenntnis, sozusagen in der Art der sokratischen Hebammenkunst. Aber Sie, meine lieben Zurückgebliebenen, oder besser gesagt: meine mir verbliebenen Zuhörer, Sie haben Recht: „Mann“ und „Hebamme“, das ist ein Vergleich, so schief, daß er hinkt! (Nebenbei gesagt: Sie erinnern sich gewiß an die im

Anfang erwähnte Zuhörerin, die mit dem strafenden Blick mit der ... aber ich sehe schon, Sie erinnern sich! Es war nur billig, auch einen männlichen Hörer zu Wort kommen zu lassen. Darf ich Sie aber darauf aufmerksam machen, daß ich bei der Dame schon auf den ersten vorwurfsvollen Blick hin reagierte, dieser Herr aber eine ganze Reihe von Injurien anbringen mußte, ehe ich ihn zur Kenntnis und unter die Lupe nahm!

Meine lieben Zuhörer, ich bewundere Ihre Geduld. Bitte lassen Sie mir noch ein wenig Zeit, denn ich muß mir jetzt ein Taxi besorgen, in dem ich meine Familie und unsere Koffer nach Vesperweiler verfrachten kann.

Es ist nun 19⁰⁵ und es ist ein Sonnabend. Es wurde eine recht lebhaft Jagd nach der Fahrmöglichkeit. Erster Anruf in Unterdumlingen. Ergebnis: Es gibt kein Taxi im Dorf.

19¹⁰. Anruf bei dem Reisebüro Autobushaus Schweizer in Lützenhardt. Endlich meldet sich eine verschlafene Stimme: Nein! Ein Taxi könne man nicht schicken, es sein kein Fahrer da! Ob ich nicht in Unterdumlingen eins bekommen könne? Nein? Dann solle ich es mal in Dornstetten versuchen, bei dem Weinländer.



19¹⁵ Ich suche fieberhaft im dicken Telefonbuch nach Dornstetten, das 8 km entfernt liegt, und nach dem Weinländer. Es gibt 6 Anschlüsse unter diesem Namen. Ich versuche erstmal bei Gustav, Autohaus. Nach einer Weile kommt jemand an den Apparat: „Nein, Taxis haben wir keine. Da müßte Se mal den Friitz anrufen, den Friitz Weinländer, wissense, vielleicht kann der.“

19²⁰ Mit meinen letzten 2 Groschen versuche ich den Friiitz zu erreichen. Er hebt ab: „Nein, wir kommen nicht, heute ist doch Sonnabend! Versuchen Sie's doch mal beim Giemsch, der hat Taxis!“

Es ist 19²⁵ und ich habe keine Groschen mehr. Zunächst suche ich mir die Nummer von dem Giemsch. Dann rase ich aus dem Häuschen, um irgendwo Groschen aufzutreiben. Ein schlanker Jägersmann will grade in sein Auto steigen. Ich pumpe ihn um Kleingeld an. Ich habe Glück, er wechselt mir tatsächlich meine Mark in 8 Groschen. Ich finde das großzügig. Schließlich ist es meine Schuld, daß ich Kurgast bin. Dafür muß man eben zahlen! Ich danke ihm und sause zurück ins Telefonhäuschen. Bekomme den Giemsch in Dornstetten. Sage meine Litanei auf:

Giemsch: Warum denn nicht beim dem Schweizer in Lützenhardt? Wäre doch billiger! Wie, geht nicht? Na, denn wolle er kommen, aber nicht so schnell, frühestens um 19⁴⁵. Wo er mich denn abholen sollte?

Ich: Bei Handrecker.

Er: „Was, wie heißt der Mann?“

Ich koche langsam, greife auf die Erfahrungen aus meiner Militärzeit zurück und brülle schneidig in den Apparat: „Pension Handrecker, Unterdumlingen, gleich Anfang des Dorfes, links!“ Bei meiner Lautstärke beginnen die Glaswände der Zelle sachte zu vibrieren. Bei solchem Kasernenhoftönen fangen sogar öffentliche Gebäude an zu zittern.

Darauf der Giemsch: „Sie brauchen nicht so zu brüllen, ich bin ja nicht schwerhörig!“

Schwerhörig? Dieses Wort weckte schreckliche Assoziationen in mir.

Giemsch: „Handrecker also, sagten Sie. Handrecker, das ist doch ein Mann, der die Hand aufhält?“

Ich: „Stimmt genau.“

Giemsch: „Ja, von denen gibt's hier viele.“

Endlich habe ich ein Taxi! Es ist 19³². Ich eile zurück zur Pension. Meine Frau fragt mich ungeduldig, was ich die ganze Zeit gemacht hätte. Ich gestehe, daß ich einen wildfremden Menschen um Groschen angebettelt habe. Mutter und Söhne haben inzwischen alle Koffer und Taschen fertig gepackt. Um 19⁴⁰ kommt der Giemsch aus Dornstetten mit einem VW-Bus

Blick auf das Bienenhaus der Bisles

und setzt uns und unsere Habe 10 Minuten später vor dem neuen Quartier bei Frau Bisle in Vesperweiler ab. Phhh! – Atempause. –

In der Nacht wachte ich zweimal auf: Es war so beunruhigend still um mich herum. – Im Halbschlaf träumte ich dann, die beiden Bulldozer-Fahrer in Unterdumlingen hätten die Masern bekommen. Aber man soll seinen Mitmenschen nichts Böses wünschen, nicht mal im Schlaf. Ich schlief weiter. Morgens gegen 8 Uhr tuckerte ca. 150 m von unserem Haus ein Trecker vorbei. Es klang direkt gemütlich.

Von dem nun in Vesperweiler verlebten, wahren Urlaub braucht nicht berichtet zu werden. Er war voll Tannenwald, Wegen an Waldbächen, voller Bienensummen und eiskaltem Quellwasser, aus Dorfbrunnen getrunken, die aus Baumstämmen geschnitzt waren. –

Frühstück im Garten



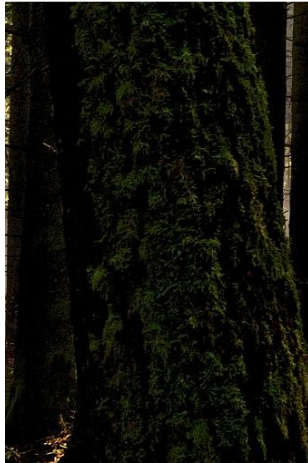
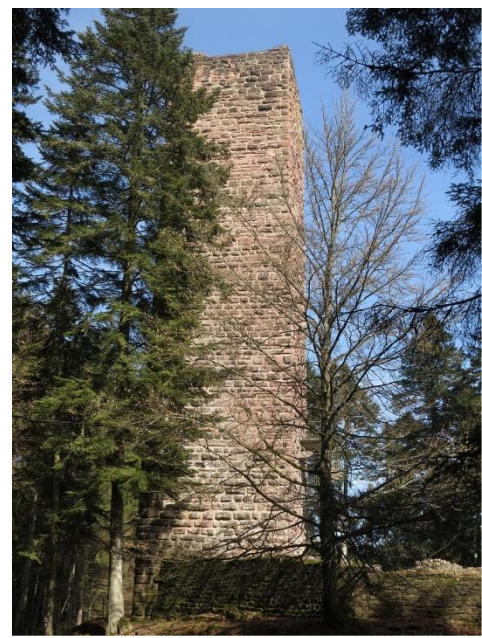
Am Tage unserer Abreise aus dem Schwarzwald fahren wir morgens sehr früh aus Vesperweiler über Lützenhardt und Dornstetten nach Freudenstadt. Es war



schön, so durch die taufrischen Wiesen und Wälder mit den himmelhohen Tannen zu fahren. Wir kamen auch durch Unterdumlingen. Im Fenster der Pension Hand-

Ruine Mandelberg
Foto: Stefan Karl CC BY-SA 3.0

Foto: MHikeBike CC BY 2.0



recker, die ja direkt an der Hauptstraße liegt, sahen wir ein Schild: Zimmer frei!

„So?“, dachten wir. „Frei? Jetzt auch noch, nach all der Zeit? Als wir damals flohen, war doch alles auf Wochen hinaus belegt! Sollten auch noch andere Gäste –? – Wie friedlich es dalag, das Gästehaus, genau nach Prospekt: „ – in ruhiger, von Wald und Wiesen umgebener Landschaft.“ Der ideale Ort für Ausspannung und Erholung. Aber dann sahen wir hinter dem Haus die Maschinen stehen, die auf ihr neues Tagewerk lauerten. In ca. ½ Stunde würden sie wieder beginnen. „Na schön, aber ohne uns!“, dachten wir, als wir den Ort durchfahren hatten. –

Auf der Bahnfahrt von Freudenstadt nach Norden kamen wir bald ins Gespräch mit anderen Kurgästen aus „unserer“ Gegend. Gemeinsam schwärmten wir von den Bergwäldern, von den Wanderwegen im Tal an den Bergbächen, von dem weiten Blick oben auf den Höhen des Schwarzwaldes in dem immer schönen Sonnenwetter, das uns geschenkt war. Man fragte uns, wo wir



denn einquartiert gewesen seien. „So, Vesperweiler, dann waren Sie ja nur 3–4 km entfernt von den romantischen Burgruinen Mandelberg und Vorbach. Haben Sie die auch besehen?“

Ich: „Nein, da waren wir nicht! Wissen Sie, wenn ich wirklich mal eine noch einigermaßen erhaltene Ruine betrachten will, dann brauche ich nur in einen Spiegel zu sehen.“

(Die „Ruine“ kommt auf das Konto von Unterdumlingen. Das „noch einigermaßen erhalten“ ist das Verdienst von Vesperweiler.)

Urlaub in Unterdumlingen?

Nein, danke!

Urlaub in Vesperweiler? Ja, gern!

„Les extrêmes se touchent dans la Forêt noire.“

Da es sich um den Schwarzwald handelt, ist diese Geschichte naturgemäß ziemlich schwarzweiß gefärbt!

1971

OPIUM

Der folgende Text findet sich in einer gleichnamigen Kladde. Auf der zweiten Umschlagseite steht der Hinweis. „Studien zu H. F.“, also zu Alexander Kerns Patenonkel Hugo Flemming, der im Ersten Weltkrieg morphinsüchtig wurde. Teile dieses Recherche-Textes hat Kern in seine Biografie über Hugo Flemming eingearbeitet.

Opium, von griechisch ὀπιον = Mohnsaft (ὄπιος). Aus dem Milchsaft des Schlafmohns gewonnenes Rauschgift und Betäubungsmittel (bekannt seit ca. 700 a. C).

Der in Kleinasien durch Anschneiden der unreifen Früchte von Papaver somniferum gewonnene, an der Luft eingetrocknete Milchsaft. Narcoticum. Syn. Laudanum, Mekonium, Thebainum. Enthält über 20 Alkaloide: zum Beispiel Morphin, Codäin, Narcotin und andere.

Mohnkapsel = Symbol für Morpheus, den Gott. Homer, Odyssee: Trank des Vergessens „Nepenthes“. Rom: Theriak (Heiltrank mit Opium), Komposition hat sich bis in unsere Zeit erhalten unter den

Mohnkapsel
(Foto: Kora27 CC BY-SA 4.0)



Namen: Laudanum, Arkanum (von Paracelsus 1540 als Wunderheilmittel gepriesen). Es war eine in seiner genauen Zusammensetzung geheime Opium-Tinktur. Opium wahrscheinlich von den Arabern 6. – 7. Jahrhundert p. C. nach Persien, Indien und China eingeführt. Hier (in China) bald nationales Rauschgift. Erst gekaut, ab 17. Jahrhundert geraucht, so noch bis heute. Opium-Laster sicher auch durch Hungersnöte gefördert: Opium vermindert den Appetit und unterdrückt das Hungergefühl. In China 1729 Opiumrauchen verboten. Nun bangte England um seinen Opiumhandel von Indien: 2 Opiumkriege, an deren Ende England China zwang, daß Opiumhandel im Lande freigegeben wurde (!), das heißt: um sein Volk zu vergiften!

Gewinnung des Opium-Saftes: Ritzen der grünen Mohnkapseln, weißer Saft, trocknet, wird braun. Pro Kapsel 0,05 g. Für 1 kg Opium also 20 000 Mohnkapseln notwendig = ca. 200–300 Arbeitsstunden. Roh-Opium zu Broten geformt von ca. 3 kg Gewicht. So noch heute vielfach im illegalen Handel.

Morphin – Morphium

Hauptalkaloid des Opiums. Formel $C_{17}H_{19}O_3N \cdot H_2O$. 1806 von Sertürner in

Paderborn aus dem Opium isoliert = weißes kristallines Pulver, geruchlos, sehr bitter. Das Morphin gehört zu den Phenanthren-Alkaloiden.

Mengenmäßiges Vorkommen der wichtigsten Alkaloide im Opium:

Morphin	ca. 10 %	} Penanthren-Alkaloide
Codëin	ca. 0,5 %	
Thebain	ca. 0,2 %	
Papaverin	ca. 1,0 %	} Benzylisochinolin-Alkaloide
Noscapin	ca. 6,0 %	
Narcëin	ca. 0,3 %	

Brockhaus:

Morphin meist zu 10–14 % im Opium enthalten. Es bildet farblose, seidenglänzende Nadeln oder rhombische Prismen. Es ist ein narcotisches Gift.

- a) Gaben von 0,01–0,02 g zur Bekämpfung schwerer Schmerzzustände. Bei Dosen von 0,1–0,2 g tritt bei Erwachsenen bereits akute Morphin-Vergiftung ein. Kennzeichen: Die Pupillen werden sehr eng und starr,

die Atmung wird langsamer; der Tod tritt ein durch Erstickung.

- b) Da Morphin neben der Schmerzempfindung auch Unlustgefühle, Müdigkeit und Angstzustände herabsetzt oder aufhebt, sowie bei vielen Menschen Wohlgestimmtheit (Euphorie) hervorruft, wird Morphin auch mißbräuchlich genommen; dies führt dann zur chronischen Morphinvergiftung (Morphiumsucht). Der dauernde Gebrauch des Rauschgiftes bewirkt letztlich Verfall der Persönlichkeit, Intelligenz- und Charakterdefekte bis zum vollständig asozialen Verhalten. Bei der Behandlung der Morphinisten sind Entziehungskuren erforderlich. Die Verordnung von Morphin und morphiumähnlich wirkenden Abkömmlingen desselben unterliegt den Vorschriften des Betäubungsmittelgesetzes.

Weitere Abkömmlinge (außer den 6 links aufgeführten) sind: Dionin, Peronin und Heroin.

Über die Wirkung des Morphiums (Literatur: Erich Hesse „Die Rausch- und Genußgifte“, Ferdinand-Enke-Verlag, Stuttgart 1953, 34, – DM!): Mit reinem Morphin kann man die gleichen Rauschsymptome erzeugen wie mit Opium.

Kombiniert man (zur Steigerung) Morphin mit dem Alkaloid Nacëin, so kommt es zu einer Erhöhung des schmerzstillenden Effektes um das 4–5-fache der Morphin-Grundwirkung. Kombiniert man Morphin mit dem Alkaloid Noscadin, so wirkt das Morphin nicht mehr so lähmend auf das Atemzentrum, dafür erhöht sich aber die Giftigkeit des Morphiums um das Sechsfache.

Überwiegend wird das Morphium geraucht. Man atmet den Opium-Dunst ein. Das Roh-Opium wird erhitzt und geröstet, der Röstkuchen mit Wasser behandelt und der dicke Syrup mehrere Monate in Tontöpfen aufbewahrt. Durch Pilzkulturen kommt es zur Fermentation. Aromatische knetbare Masse = „Chandu“. Dieses wird in der Pfeife erhitzt und die Dämpfe geraucht. Bei 10 g Chandu-Tagesration inhaliert man 1 g Morphiummenge, davon werden aber tatsächlich nur 20–30 % inhaliert. Diese Menge genügt, um einen normalen Menschen in Dämmerzustand oder narkoseähnlichen Schlaf zu versenken.

Ein chronischer Opiumraucher braucht wesentlich mehr. So schreibt der engli-

sche Schriftsteller Thomas de Quincey in seinem Buch: „Bekenntnisse eines Opium-Essers“ (1821), daß sein höchster Tagesverbrauch 15 g Opium betragen habe, das entspräche 1,5 g Morphin. Da das Opiumrauchen schnell betäubt, zieht sich der Süchtige in die Stille zurück.

Wirkung des Opiums

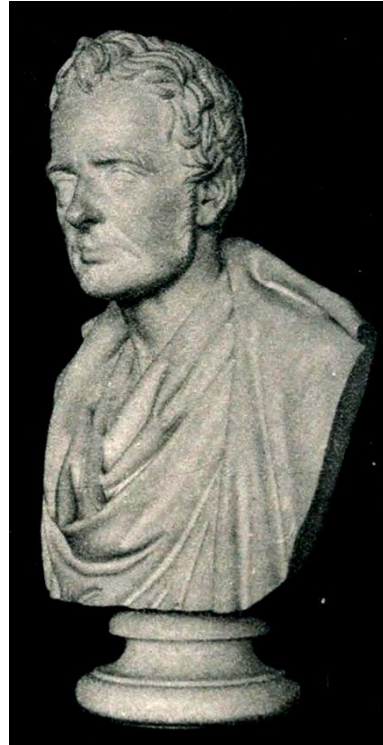
Warum wird Opium geraucht? Zunächst sicher, um der schmerzstillenden Wirkung willen. Später entdeckte man die euphorisierende Wirkung des Opiums. Bei entsprechender Dosierung versinkt der Opiumraucher schnell in einen Dämmerzustand. Alle leiblichen und seelischen Schmerzen verschwinden. Mit einem zufriedenen Lächeln im Gesicht und „offenen, bald sehnsüchtig schmachtenden, bald wollüstig sinnlichen Augen“ gibt er sich genußvoll seinen Träumereien hin. Die Umgebung erscheint in paradiesischem Glanze und ein Gefühl des Losgelöstseins von allen Fesseln des täglichen Lebens beherrscht das euphorische Geschehen. Bezeichnend für das Verhalten des Berauschten ist seine Ruhe, Sanftmut und Weltentrücktheit. Opium erhebt über



Rhopium

das Erdendasein. Es macht das Häßliche schön und läßt Unrecht und Ungleichheit vergessen. Dieser Zustand des seligen Dahindämmerns dauert einige Stunden. Dann schläft der Opiumraucher ein. Aber schon nach wenigen Stunden erwacht er mit einem Katzenjammer, je nach Dosierung. Nicht selten ist dieses Gefühl unsäglicher Ernüchterung die Triebfeder, weshalb der Opiumraucher sofort wieder zur Pfeife greift. Es kommt zu einer derart starken Gewöhnung, daß nur Entziehungskuren von dieser Sucht befreien können. Da Opium die Darmbewegung lähmt, führt es zu Appetitlosigkeit und Abmagerung. Von Thomas de Quincey gibt es ein berühmtes Beispiel der Schilderung eines Rauschzustandes:

O gerechtes, wunderbares und mächtiges Opium! Das du gleichmäßig den Herzen der Armen wie der Reichen, gegen Wunden, die nimmer heilen, gegen Qualen, die die Seele aufbrüllen lassen, lindernden Balsam reichst. Beredtes Opium! Das du mit gewaltiger Überzeugungskraft die Auswirkungen des Zornes fortnimmst, das du dem schuldbeladenen Manne für eine Nacht die Hoffnungen seiner Jugend wiederschenkst und das Blut von seinen Händen fortwäschst;



**Thomas de Quincey
(1785–1859)**

das du dem stolzen Manne ein kurzes Vergessen von „nie gutgemachtem Unrecht schenkst und ungerächtem Schimpf“, das du zum Triumph der leidenden Unschuld Meineidige vor den Richterstuhl der Träume lädst und falsches Urteil zur Beschämung führst und ungerechter Richter Spruch umstürzest; das Städte baut und Tempel aus der Finsternis Herzen, aus den phantastischen Bildwerken des Hirnes, die weit die Kunst des Phidias und Praxiteles, Babylons und Hekatompylos in den Schatten stellen – das aus der „Anarchie traumschweren Schlummers“ ins sonnige Licht verstorbene Schönheit ruft, die ohne allen Schandverfall des Grabes noch einmal leuchten darf für deinen Freund. Nur du allein kannst solche Gaben schenken, du wahrst die Schlüssel zu dem Paradies – gerechtes, mildes, mächtiges Opium!

Diese enthusiastische Lobeshymne kann aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß der Opiumkonsum ein Laster ist, das wie wenige Rauschgifte ganze Völker demoralisiert hat.

Gustav Adolf Gedat schildert 1935 eine Opiumhöhle in einer Hafenstadt in China, in Kanton am großen Strom:

Der Rikschakuli rennt ... Wir halten an der Ecke einer Straße, in der wenig Wagen fahren, wo aber Menschen auf und ab fluten in langen Strömen. Der Kampf um den Fahrlohn der Kulis beginnt. Zufrieden sind sie nie, ob man ihn gleich viel höher einsetzt, als der Tarif es fordert. Ein paar Bettler sind längst hinter uns her. Der eine schiebt mir seine vom Aussatz widerlich zerfressene Hand entgegen. Ein Weib hält ihren Jungen auf dem Arm. Sein kleiner gelber Schädel ist voll Eiterbeulen. An der Stelle der Augen liegen ein paar dunkle Höhlen. Der Junge ist einer der vielen Blinden Chinas. Liu jagt die Bettler fort. Es werden ihrer schon immer mehr, denn Europäer sind selten in diesen Vierteln zu finden und darum dem Bettelvolk willkommene Beute. — Wir suchen ein Opium-Haus, aber es ist sehr schwer zu finden. Liu hält einen Mann an und fragt ihn danach. Es wird eine lange, echt chinesische Unterhaltung mit vielen Verbeugungen und endlosem Hin und Her und vielen mißtrauischen Blicken nach mir herüber. Der Mann



CHINE. — Une fumerie d'opium.

traut mir nicht. Er macht Ausflüchte, redet und will nichts wissen. Liu gibt es auf. Wir fragen einen andern, einen dritten. Jeder sagt etwas andres, keiner gibt eine befriedigende Antwort.

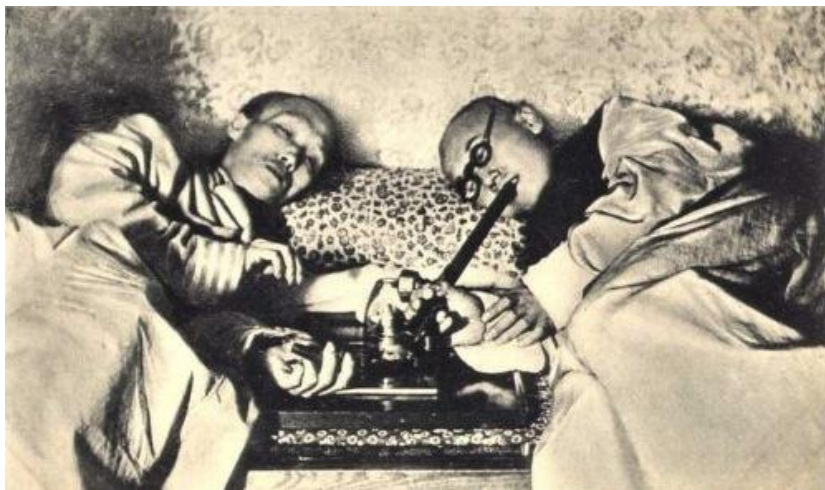
Dann plötzlich packt mich mein Freund am Arm und flüstert mir zu. Wir gehen hinter einem Mann her, dessen müder Gang eines gebückten Körpers sein Ziel

verrät. In einigen Minuten stehen wir vor einem großen alten Haus. Es ist schmutzig, das sehe ich trotz des trüben Lichtes. Das Haus ist sehr mäßig erhellt. Über der Tür hängt eine gelbe Laterne. Sie schaukelt leicht in dem Wind, der vom Fluß her aufkommt. Der Mann verschwindet in dem Haus und wir beide gehen ihm nach. Eine widerlich süße Luft schlägt uns entgegen. Ich muß mich einen Augenblick bezwingen, daß mir nicht übel wird. Es riecht nach Menschen und nach dem süßen Gift. Mein Herz klopft laut und heftig. Wir

bleiben ein paar Minuten an der Tür stehen, um unsere Augen an das Dunkel zu gewöhnen.

Wir sind im Vorraum eines alten chinesischen Hauses. Es ist schmutzig. Über dem Tisch in der Mitte hängt eine kleine Lampe mit bunter Glasmalerei. Um ihn herum stehen ein paar unbequeme, hochlehnige Stühle. Das Ganze unterscheidet sich durch nichts von einem andern Hausflur in China.

Der vor uns Eintretene klettert eine Treppe hinauf. Er weiß in diesem Haus Bescheid, sicherlich ist er Stammgast. Ein anderer kommt die Treppe herunter. Er ist der Wirt des Hauses, ein alter Chinese, schmutziger Rock, Bart um Mund und Kinn. In den Augen des Mannes steht sichtbar großes Unbehagen über meine Anwesenheit. Liu gibt ihm Erklärungen, er redet lange mit dem Alten, sie machen sich Verbeugungen. Der Herr



des Hauses wird ruhiger und sogar freundlich lächelnd ob der Ehre, die ihm durch meinen Besuch widerfährt. So sagt Liu, aber ich glaube ihm nicht. Der andere wird froh sein, wenn wir wieder draußen sind. Die Treppe knarrt, als wir hinaufsteigen. Der süßliche Geruch wird stärker, widerlicher. Dann stehen wir auf einem kleinen Vorplatz und sehen in vier größere Räume. Lampen mit bunter Glasmalerei geben ein trübes Licht. An den Wänden stehen Holzpritschen, eine neben der andern. Alle Pritschen sind benutzt. Männer aller Altersstufen liegen darauf. Einige rauchen, andere sind schon hinübergedämmert. Gleich vorn auf der ersten finde ich den Mann, der uns den Weg hierher voranging. In seiner Hand hält er die Pfeife aus Bambus. Etwa einen halben Meter ist sie lang. Das eine Ende ist das Mundstück, das andere trägt den kleinen Behälter, in dem das Gift schwelt, das der Mann über die Flamme einer kleinen Öllampe hält. Der Mann hat den Kopf auf den Arm gestützt. Er zieht an seiner Pfeife und beachtet uns nicht weiter. Ich sehe ihm zu, wie er Zug um Zug herausholt, wie sich die Muskeln seines Gesichts spannen und lösen, wie sich ein Ausdruck großer Befreiung und Glückseligkeit darüberlegt. Nach wenigen Minuten sackt der Körper zusammen. Der Mann dämmert einem grausigen Erwachen entgegen. Der Besitzer des Hauses bringt Pfeifen für uns. Er lädt mich ein, den Genuß des Hauses nicht zu verschmä-

hen. Mit viel Verbeugungen und höflichem Gerede überreicht er mir das Bambusrohr. Wenn mich nicht schon der süßliche Geruch und die ganze Umgebung anekeln würden, ein Blick auf die Mundstücke der Pfeifen genügt, um meine Verneinung klar und eindeutig zum Ausdruck zu bringen. Der Wirt lächelt. Ich weiß nicht, ist er gekränkt oder freut er sich, daß er Opium spart. Mit unnachahmbarem Blick überzeugt er sich von der Höhe der Summe, die ich in seine Hand gleiten ließ. Er scheint zufrieden. Das Geld verschwindet in seinem dreckigen Rock, dessen Besitzer sich sicher über den verrückten Europäer wundert. –

Ein Mann ist aufgewacht. Er reckt sich auf seiner Pritsche, streckt seine Glieder, steht langsam auf. Er geht nach Hause. Als er an uns vorüberkommt, trete ich unwillkürlich einen Schritt zurück. Grauenhaft ist der Anblick dieses Gesichts. Der ganze Ekel des Erwachens steht in diesen Augen. Der Mann stolpert die Treppe hinunter. Ich weiß, daß über seine Lippe ein Fluch geht, ein Fluch auf sich selbst und auf dieses Haus und das Leben. Und vielleicht bricht sich der Fluch in einen Schwur, in jenes „nie wieder“. Aber der Mann weiß genau wie ich, daß er doch wieder hierhergehen wird, wieder und immer wieder, daß er nicht mehr anders kann, sondern daß er muß. Das Laster hat die Menschen gepackt, und das Laster läßt sie nicht wieder los.

Kühl und frisch ist die Nachtluft, die uns umfängt, als wir beide wieder auf der Straße stehen. Ich atme ganz tief und lang.

Auszug aus Oscar Wilde, „The Picture of Dorian Gray“ (1890)

Deutsche Übersetzung am Ende des Textes.

At last he got up from the sofa on which he had been lying, went over to it, and having unlocked it, touched some hidden spring. A triangular drawer passed slowly out. His fingers moved instinctively towards it, dipped in, and closed on something. It was a small Chinese box of black and gold-dust lacquer, elaborately wrought, the sides patterned with curved waves, and the silken cords hung with round crystals and tasselled in plaited metal threads. He opened it. Inside was a green paste, waxy in lustre, the odour curiously heavy and persistent.

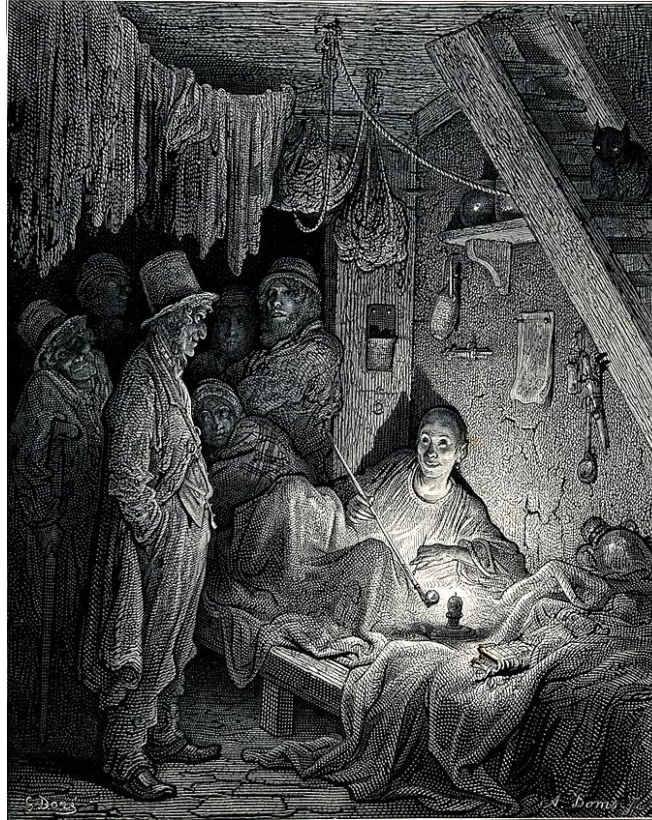
He hesitated for some moments, with a strangely immobile smile upon his face. Then shivering, though the atmosphere of the room was terribly hot, he drew himself up and glanced at the clock. It was twenty minutes to twelve. He put the box back, shutting the cabinet doors as he did so, and went into his bedroom.

Opiumhöhle im Londoner East End (Illustration von Gustave Doré)
(Abbildung: wellcomecollection.org CC-BY-4.0)

[...] Dorian Gray, dressed commonly, and with a muffler wrapped round his throat, crept quietly out of his house. In Bond Street he found a hansom with a good horse. He hailed it and in a low voice gave the driver an address.

[...] He hurried on towards the left, glancing back now and then to see if he was being followed. In about seven or eight minutes he reached a small shabby house that was wedged in between two gaunt factories. In one of the top-windows stood a lamp. He stopped and gave a peculiar knock.

After a little time he heard steps in the passage and the chain being unhooked. The door opened quietly, and he went in without saying a word to the squat misshapen figure that flattened itself into the shadow as he passed. At the end of the hall



passed by. The man looked at her in terror and began to whimper.

hung a tattered green curtain that swayed and shook in the gusty wind which had followed him in from the street. He dragged it aside and entered a long low room which looked as if it had once been a third-rate dancing-saloon. Shrill flaring gas-jets, dulled and distorted in the fly-blown mirrors that faced them, were ranged round the walls. Greasy reflectors of ribbed tin backed them, making quivering disks of light. The floor was covered with ochre-coloured sawdust, trampled here and there into mud, and stained with dark rings of spilled liquor. Some Malays were crouching by a little charcoal stove, playing with bone counters and showing their white teeth as they chattered. In one corner, with his head buried in his arms, a sailor sprawled over a table, and by the tawdrily painted bar that ran across one complete side stood two haggard women, mocking an old man who was brushing the sleeves of his coat with an expression of disgust. "He thinks he's got red ants on him," laughed one of them, as Dorian

At the end of the room there was a little staircase, leading to a darkened chamber. As Dorian hurried up its three rickety steps, the heavy odour of opium met him. He heaved a deep breath, and his nostrils quivered with pleasure. When he entered, a young man with smooth yellow hair, who was bending over a lamp lighting a long thin pipe, looked up at him and nodded in a hesitating manner.

“You here, Adrian?” muttered Dorian.

“Where else should I be?” he answered, listlessly.

“None of the chaps will speak to me now.”

“I thought you had left England.”

“Darlington is not going to do anything. My brother paid the bill at last. George doesn’t speak to me either. . . . I don’t care,” he added with a sigh. “As long as one has this stuff, one doesn’t want friends. I think I have had too many friends.”

Dorian winced and looked round at the grotesque things that lay in such fantastic postures on the ragged mattresses. The twisted limbs, the gaping mouths, the staring lustreless eyes, fascinated him. He knew in what strange heavens they were suffering, and what dull hells were teaching them the secret of some new joy. They were better off than he was. He was prisoned in thought. Memory, like a horrible malady, was eating his soul away. From time to time he seemed to see the eyes of Basil Hallward looking at him. Yet he felt he

could not stay. The presence of Adrian Singleton troubled him. He wanted to be where no one would know who he was. He wanted to escape from himself.

“I am going on to the other place,” he said after a pause.

“On the wharf?”

“Yes.”³

³*Übersetzung:* Endlich stand er auf vom Sofa, auf dem er gelegen hatte, ging zu dem Schrank hinüber, schloß ihn auf und rührte an eine verborgene Feder. Ein dreieckiges Geheimfach schob sich langsam heraus. Seine Finger bewegten sich instinktiv danach hin, langten hinein und umschlossen etwas. Es war eine kleine chinesische Büchse, eine Lackarbeit in Schwarz und Goldstaub, die sehr schön gearbeitet war, die Seiten hatten ein Muster von gekrümmten Wogen, und die seidenen Schnüre waren mit runden Kristallen behangen und endeten in Quasten aus ineinander geflochtenen Metallfäden. Er öffnete sie. Innen war eine grüne Paste mit wachsartigem Glanz, der Geruch seltsam schwer und durchdringend.

Er zögerte ein paar Augenblicke, mit einem seltsam unbeweglichen Lächeln auf den Lippen. Dann richtete er sich fröstelnd auf, obwohl es im Zimmer entsetzlich heiß war, und sah nach der Uhr. Es war zwanzig Minuten vor zwölf. Er legte die Büchse zurück, schloß die Türen des Schranks und ging in sein Schlafzimmer.

[...] schlich sich Dorian Gray in ordinären Kleidern und ein Tuch um den Hals geschlungen leise aus dem Hause. In Bond Street traf er eine Droschke mit einem kräftigen Pferd. Er rief sie an und nannte dem Kutscher mit leiser Stimme eine Adresse.

[...] Er eilte nach links weiter und sah sich hie und da um, ob ihm niemand folgte. Nach etwa sechs bis acht Minuten erreichte er ein kleines, niedriges Haus, das zwischen zwei schmutzigen Fabriken stand. In einem der Dachfenster stand eine Lampe. Er blieb stehn und klopfte. Es klang wie ein verabredetes Zeichen.

Nach einer Weile hörte er Schritte im Flur und das Klirren der Türkette, die losgemacht wurde. Die Tür ging leise auf, und er ging hinein, ohne zu der kleinen, elenden Gestalt, die sich, als er vorbeiging, in den Schatten drückte, ein Wort zu sagen. Am Ende des Flurs hing ein zeretzter grüner Vorhang, der in dem starken Wind, der von der Straße mit hereingekommen war, hin und her flatterte. Er schob ihn zur Seite und betrat einen langen, niedrigen Raum, der aussah, als wär er einmal ein Tanzsaal niedrigster Sorte gewesen. Grelle, flackernde Gasflammen, die in den fliegenbeschnitzten Spiegeln, die ihnen gegenüber hingen, stumpf und verzerrt wurden, brannten an den Wänden. Verschmierte Scheinwerfer aus geripptem Blech waren hinter ihnen angebracht, um die zitternde Lichtkreise schwebten. Der Boden war mit ockerfarbenem Sägemehl bestreut, das von den Tritten hie und da zu Kot geworden war und auf dem sich von vergossenen Getränken dunkle, kreisrunde Flecken zeigten. Ein paar Malaien hockten an einem kleinen Kohlenofen, spielten mit beinernen Würfeln und zeigten beim Sprechen ihre weißen Zähne. In einer Ecke saß ein Matrose, den Kopf auf den Armen über den Tisch gebeugt, und an der grell bemalten Schenke, die eine ganze Seite des Saals einnahm, standen zwei verkommene Weiber, die einen alten Mann verhöhnerten, der mit einem Ausdruck des Ekels im Gesicht die Ärmel seines Rockes bürstete. »Er denkt, er hat Läuse gekriegt,« lachte eine von ihnen, als Dorian vorbeiging. Der Mann sah sie ängstlich an und begann zu wimmern.

Am Ende des Saals war eine kleine Treppe, die zu einem verhängten Zimmer führte. Als Dorian die drei gebrechlichen Stufen hinaufging, kam ihm der schwere Duft des Opiums entgegen. Er holte tief Atem, und seine Nüstern zitterten vor Lust. Als er eintrat, blickte ein junger Mann mit glattem blonden Haar, der sich über eine Lampe beugte, um eine lange, dünne Pfeife anzuzünden, zu ihm auf und nickte zögernd.

»Du hier, Adrian?« sagte Dorian halblaut.

»Wo sollte ich sonst sein?« antwortete jener, ohne sich stören zu lassen. »Kein Mensch spricht jetzt mehr mit mir.«

»Ich dachte, du hättest England verlassen.«

»Darlington wird nichts tun; mein Bruder hat den Wechsel schließlich bezahlt. George spricht auch nicht mehr mit mir ... Mir eins,« sagte er seufzend, »solange man das hier hat, braucht man keine Freunde. Ich glaube, ich habe zu viel Freunde gehabt.«

Dorian zuckte und betrachtete sich die grotesken Gestalten, die in so phantastischen Stellungen auf den zerrissenen Matratzen lagen. Die gekrümmten Glieder, die starren, glanzlosen Augen, der offene Mund ließen ihn nicht los. Er wußte, in was für seltsamen Himmeln sie litten, und was für düstere Höllen sie das Geheimnis eines neuen Genusses lehrten. Sie waren besser daran als er. Er saß im Denken gefangen. Das Gedächtnis fraß wie eine schreckliche Krankheit an seiner Seele. Von Zeit zu Zeit glaubte er die Augen Basil Hallwards auf sich gerichtet zu sehn. Aber er fühlte, er konnte nicht bleiben. Die Gegenwart Adrian Singletons störte ihn. Er mußte irgendwo sein, wo ihn niemand kannte. Er mußte sich selbst entfliehen.

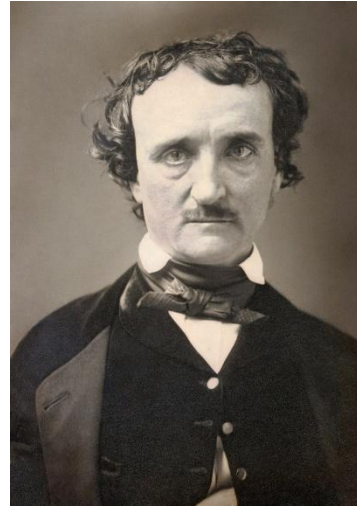
»Ich gehe in das andere Haus,« sagte er nach einer Pause. »Am Kai?«

»Ja.«

Edgar Allan Poe
(1809–1849)

Auszug aus: Edgar Allan Poe „Das ovale Porträt“ (1842)

Ich hatte in einem außerordentlichen, heftigen und langandauernden Fieber gelegen. Alle Heilmittel, die sich in dieser unwirtlichen Gegend der Apenninen auf-treiben ließen, waren erfolglos angewendet worden, und schließlich hatten sie sich erschöpft. Was war nun zu tun? Mein Diener und einziger Gefährte in dem ver-lassenen Schloß war zu unbedacht und zu unge-schickt, um mich zur Ader lassen zu können; überdies hatte ich in der Schlägerei mit den Banditen schon all-zuviel Blut verloren. Auch konnte ich meinen Knecht nicht nach fremder Hilfe ausschicken und selbst allein und hilflos hier zurückbleiben. Da erinnerte ich mich endlich eines Päckchens Opium, das sich bei meinem Rauchtobak und der Huhkapfeife befinden mußte; ich hatte nämlich in Konstantinopel die Gewohnheit ange-nommen, den Tobak mit dem Gift gemischt zu rauchen. Pedro reichte mir die Tobaksbüchse. Ich suchte und fand das Narkotikum. Doch als ich ein Stück abschnei-den wollte, fühlte ich, daß hier erst überlegt werden müsse. Beim Rauchen war es ziemlich belanglos, wie-viel Opium dem Tobak beigemischt wurde. Für gewöhn-lich hatte ich den Pfeifenkopf zur Hälfte mit einem Ge-misch von Opium und geschnittenem Tobak gefüllt, von beidem gleich viel. Zuweilen konnte ich diese Mischung ganz aufrauchen, ohne irgendwie besondere Folgen zu



verspüren; zu andern Zeiten hatte ich kaum zwei Drittel dieser Dosis ge-raucht, als ich schon beunruhigende Anzeichen geistiger Verwirrung ver-spürte, die mich warnten, weiterzurau-chen. Aber die Wirkung des Giftes nahm stets nur gradweise und allmäh-lich zu, und so konnte ich, indem ich jener ersten Warnung folgte, jede ernstliche Gefahr vermeiden.

Hier jedoch lag der Fall anders. Ich hatte nie vorher Opium geschluckt. Laudanum und Morphinum waren ge-legentlich schon von mir genommen worden, und diesen Mitteln gegenüber

hätte ich keine Ursache gehabt, zu zögern. Konzen-triertes Opium aber hatte ich noch nie angewendet. Pedro wußte ebensowenig wie ich, welche Dosis ge-nommen werden durfte, und so war ich in diesem drin-genden und wichtigen Fall ganz und gar meinen Mut-maßungen überlassen. Trotzdem empfand ich keine sonderliche Unruhe, denn ich hatte beschlossen, in der Anwendung dieses Medikaments gradweise vorzuge-hen. Zunächst wollte ich eine sehr kleine Dosis neh-men; sollte sie sich wirkungslos erweisen, so würde ich die zweite gleich große Portion folgen lassen – und so weiter, bis ich ein Nachlassen des Fiebers verspüren

oder den so dringend notwendigen Schlaf finden würde, dessen Segen meine taumelnden Sinne nun schon fast eine Woche nicht genossen hatten.

Ohne Zweifel war eben diese Sinnverwirrung – war das dumpfe Delirium, das schon auf mir lastete, die Ursache, daß ich meine Schlußfolgerung nicht als falsch erkannte, sondern so blind blieb, hier, wo doch kein Normalmaß mir als Anhaltspunkt dienen konnte, irgend etwas für groß oder klein anzusehen. Ich hatte in jenem Augenblick nicht die leiseste Ahnung davon, daß das, was ich für ein außerordentlich geringes Quantum von Opium hielt, in Wirklichkeit ein übermäßig großes sei. Im Gegenteil, ich erinnere mich gut, daß ich das Stückchen, das ich nehmen wollte, einfach nach seinem Größenverhältnis zu dem ganzen Klumpen abschätzte, den ich in der Hand hielt, und bei diesem Vergleich war die Portion, die ich also schluckte – tatsächlich nur ein sehr kleiner Teil.

Auszüge aus der Rowohlt-Monographie „Hans Fallada“ von Jürgen Manthey (1973)

1916 Die Korruption der Waffenhändler, Proviantlieferanten – das ganze ewige Unterfutter der Kriegsmaterialverschiebung – schlug Fallada in seinen Bann. Er gerät in sogenannte „Kreise“. Exzesse – Ausschweifungen. Für uns ist wichtig, daß Fallada in dieser Zeit Mor-

phinist und, weil er vom größten Übel durch das größere loskommen wollte, zum Alkoholiker wird. Ob er mit Morphium durch die Behandlung schmerzhafter Magengeschwüre in Berührung kam, wissen wir nicht. Bekannt ist nur, daß Fallada bereits 1917 zu einer Erziehungskur in Carolsfeld bei Halle war, und daß der behandelnde Arzt Dr. Burlage, ein Bekannter der Eltern, diesen damals mitgeteilt hat, der „moralische Charakter“ ihres Sohnes sei „infolge der Süchtigkeit“ bereits „zersetzt“.

Der 1. Erziehungskur im Jahre **1917** sind ab **1919** ziemlich regelmäßig weitere Entziehungsversuche gefolgt. Die meisten in Carolsfeld bei Halle im Sanatorium Dr. Burlages, bis dieser bei stets gleich hoffnungslosem Kurverlauf ihn eines Tages abweist. Fallada ist darauf, **1920**, in Rinteln an der Weser in einer entsprechenden Anstalt gewesen. Es kommt dabei nie zu einer auch nur vorübergehenden Heilung. Fallada verlangt stets zu früh und, nach Meinung der Ärzte, bevor ein Heilerfolg hat eintreten können, entlassen zu werden. Das Zusammensein mit Kranken macht ihn noch kränker, rechtfertigt er sich.

Um 1924 Der Freund Hans Joachim Geyer erzählt aus der Zeit Fallada's als Gutsinspektor: „An einem solchen Abend, Fallada hatte gerade sein letztes Morphium verspritzt, sich ins Bett gelegt und lauschte mit geschlossenen Augen meinen Worten, ich las ihm aus

deinem Reclam-Heft vor, richtete er sich plötzlich auf, riß eine Pistole unter dem Kopfkissen hervor, richtete diese auf mich und schrie, er würde mich erschießen, wenn ich ihm nicht verspräche, noch am selben Abend nach Berlin zu fahren und ihm Morphinum zu holen. Ich hielt die Sache erst für einen Scherz; aber sehr bald mußte ich einsehen, daß es Fallada mit seiner Drohung bitterernst war. – Mit entsicherter Pistole fuchtelte er mir vor dem Gesicht herum und beschimpfte mich. – In einem günstigen Moment gelang es mir, Fallada die Pistole zu entwenden, dabei ging ein Schuß in die Zimmerdecke.“

Fallada's Lebenskurve ist damals dicht vor ihrem tiefsten Punkt. Seine Süchtigkeit hatte einen Grad erreicht, der den Abbau moralischer Hemmungen bis auf ein Minimum weitergetrieben hatte. In diesem Zustand war es einige Monate vorher zu der Unterschlagung gekommen. Fallada pflegte damals schon auf nüchternen Magen vier große Gläser Kognac zu trinken, und ohne eine starke Morphinum- oder Kokain-Injektion begab er sich nie an die Arbeit. Dazu rauchte er eine Unmenge Zigaretten.

Stellungswechsel – 1925 ist Fallada Rendant der Graf Hahn-schen Güterverwaltung in Neuhaus, Kreis Lütjenburg, Holstein. Unterschlagungen, um Geld für Rauschmittel zu bekommen. Gefängnisstrafe von 2 Jahren.

Wie er dem äußeren Zwang eines nur ungern ausgeübten Berufes entging, so hoffte er auch, in der Zeit einer längeren Haft von seinem inneren Zwang, d. h. vom Morphinum, loszukommen. Er wiederholt noch einmal, wie sehr ihn die Heilanstalt immer deprimiert und nur noch kränker gemacht habe. Von der über ihn verhängten, unausweichlichen Unterbringung in einer Strafanstalt erwartete er Entziehung und, endlich, Heilung. „Die zwei Jahre, die mir gebühren, will ich durchhalten. Das ist für mich die endgültige Alkohol-Entziehungskur.“

Bei der Gerichtsverhandlung verlegt Fallada 2 selbsterfundene Straftaten mit Absicht in eine Zeit, in der er noch nicht Morphinist gewesen ist – ein Anhaltspunkt, daß Fallada im Laufe des Jahres 1916 zum erstenmal mit Rauschgiften in Berührung kam. Es ging ihm jetzt darum, unbedingt als kriminell Veranlagter und nicht etwa als Suchtgefährdeter zu erscheinen. Hätte ihm nachgewiesen werden können, daß die ihm zur Last gelegten Straftaten nur unter dem Einfluß von Rauschgiften begangen worden waren (wie es die Wahrheit war!), so wäre die Einweisung in eine geschlossene Anstalt auf Lebenszeit wahrscheinlich gewesen. Davor hatte er beträchtliche und nur zu berechnete Angst. Während seiner häufigen Aufenthalte in Heilanstalten hatte Fallada immer wieder mitansehen können, wie

Hans Fallada
(Foto: OTFW CC BY-SA 3.0)

schwer und wie selten es einem einmal Entmündigten gelang, die bürgerlichen Rechte zurückzugewinnen.

Er wurde 1926 zu 2 ½ Jahren Gefängnis verurteilt, die er im Zentralgefängnis in Neumünster abgesessen hat. Diese Zeit im Gefängnis ist als Zeit einer tatsächlichen Sammlung im Leben Fallada's von großer Wichtigkeit.

Die Kräfte, vorher zu einem Großteil im Kampf mit dem Morphinum verbraucht, bilden nun eine Reserve, die sich nach der Entlassung ganz auf die Erreichung des früh gesteckten Ziels konzentrieren wird.

Oktober 28 lernt er durch ihren Bruder, den er beim Guttempler-Orden trifft, seine zukünftige Frau, die 28-jährige Anna Issel, kennen. Es ist nicht ohne Ironie, daß der Alkoholiker Fallada mit seiner 1. Frau über einen Abstinenzler-Verein bekannt wurde. Es ist auch nicht ohne Aufschluß, wie ernst er es nach der Entlassung aus dem Gefängnis mit der Absicht nahm, nicht wieder rückfällig zu werden. Der Einfluß seiner Frau, eines physisch und moralisch völlig gesunden Menschen, war auf Fallada zunächst von denkbar günstiger Auswirkung.

Fallada: „Suse (so nannte er seine Frau) hat mich erst zu dem gemacht, was ich geworden bin, sie hat einen



Verbummelten wieder das Arbeiten gelehrt, einen Hoffnungslosen die Hoffnung.“ Fallada ist, als er sie kennen lernt, schon 36 und das, was man eine gründlich gescheiterte Existenz nennen darf. Er wird Annoncenwerber in Neumünster.

„Etwas Entscheidendes ist geschehen. Fallada hat sein Rausch-Verlangen sublimieren, das Bedürfnis, sich selbst auszulöschen, in einen schöpferischen, produktiven Akt verwandeln können: Es war wie ein Rausch oft gewesen, aber ein Rausch über alle Räusche, die irdische Mittel spenden können.“

Diese wichtige Äußerung liefert uns den Schlüssel, warum ihm plötzlich, im 36. Lebensjahr, gelang, was ihm vorher nicht gelingen wollte. Solange er Identität und Verschmelzung der Ich-Spaltung im Morphinum-Rausch herbeiführte, mußte hiervon die im Schreibprozeß erreichte Aufhebung des Bewußtseins erheblich abfallen. Auf den inneren Zwang antwortete er jedoch nicht mit literarischen Gebilden, sondern mit Morphinum-Injektionen.

Nach der Entlassung aus dem Gefängnis ist er nachweislich mit Rauschgiften nicht mehr in Berührung gekommen. Es hätten ihm die Mittel dazu gefehlt, und seit der Heirat hatte seine Labilität in Suse den Halt gefunden. Der Schreibvorgang aber bleibt in allen Fällen rauschhaft. Bis auf eine Ausnahme sind die nun folgenden Romane ohne die Einwirkung alkaloider Stimu-

lantien entstanden. Die Ausnahme ist der Roman „Der Alpdruck“, den Fallada 1945/46 in einer Zeit erneuter Rauschgiftgewöhnung schrieb.

1944 lernt er Ursula Losch kennen, eine Kriegerwitwe, Morphinistin und alkoholsüchtig. Fallada gerät so unter ihren Einfluß, daß er sich von seiner Frau Suse scheiden läßt. „Abgrund hemmungslosester Selbstaufgabe.“ Geschlossene Anstalt Altstrelitz. „Nicht sehr viel später freilich war es mir vollkommen gleichgültig geworden, was Menschen von mir dachten und sprachen, und, was das Schlimmste war, ich hatte alle Scham vor mir selbst verloren.“ Heiratet 1. 2. 45 die Witwe Ursula Losch. Gemeinsam Orgien in Morphin und Alkohol. Unterkunft in Berlin, Meraner Straße. Es folgen Wochen (1946) in denen Fallada und seine Frau das Bett nur noch verlassen, um Lebensmittel und Morphin zu beschaffen. Eine Szene aus dieser Zeit: Unter der Bedingung, daß der Patient bereit ist, sich anschließend in eine Entziehungsanstalt bringen zu lassen, hat der Arzt dem Suchtkranken eine Morphin-Injektion gegeben (aber dreiprozentig und fünf Kubikzentimeter, sonst schlägt nichts an bei mir!).

„Ich bekomme die Spritze, dann gehen wir wirklich. Ich steige vorsichtig die Treppen hinunter. Ich fühle das Prickeln in meinem Leibe und die holde, verstohlene, huschende Wärme. Tausend Gedanken sind in mir, denn mein Hirn ist stark und frei. Siehe, der Arzt öffnet

mir den Schlag des Autos. Ich steige vor ihm ein, und indem der Wagen anspringt und er sich setzt und mit Decken hantiert, öffne ich die andere Tür und springe sicher hinaus – denn mein Körper ist jung und geschickt – und tauche in der Menge unter und verschwinde in ihr. Und sehe diesen Arzt nie wieder.“

Auch in der Klinik noch kreisen Fallada's Gedanken nur um die Möglichkeit, sich das nicht mehr zu Entbehrende zu verschaffen. Diese Möglichkeit heißt immer wieder: Geld.

Dezember 1946 erneute Zwangseinweisung, diesmal in die Charité. Der Kräfteverfall durch den ständig gesteigerten Morphinmißbrauch ist bereits beträchtlich.

Später wird er in das Krankenhaus Pankow überführt. Das letzte Mittel, Ausdruck des Lebenswillens, ist, daß er immer weiterschreibt.

Fallada ist am 5. Februar 1947 gestorben, aber nicht an einer Überdosis Morphin, sondern durch Versagen des Herzens.

Auszug aus H. Wagner, „Rauschgift-Drogen“

Heroin

Der Mensch ist, da er das leistungsfähigste Gehirn besitzt, am morphin-empfindlichsten. Der Frosch dagegen verträgt 1000mal mehr Morphin als der Mensch. Niedrige Tiere sind gegen Morphin auffallend unempfindlich.

Heroin

(Foto: West Midlands Police Museum CC BY-SA)

Von Bakterien weiß man, daß sie in einer 1%igen Morphinlösung noch prächtig gedeihen. Auch qualitativ wirkt das Morphin bei Tieren verschieden. Nach 10 mg Morphininjektion erkennt man zum Beispiel die sonst friedlich vor sich hinschnurrende Katze nicht wieder. Sie fletscht die Zähne, schlägt mit dem Schwanz hin und her, faucht und gebärdet sich wie eine gefährliche Wildkatze. Wahrscheinlich beseitigt das Morphin die der Katze im Laufe der Jahrtausende an-erzogenen Hemmungen, so daß ihre angeborene Raubtiernatur wieder zum Vorschein kommt. Darüber hinaus zeigen sich alle Erscheinungen einer starken Psychose.

Diese auch beim Menschen zu Tage tretende enthemmende Wirkung des Morphins mit allen üblen Folgen der Gewöhnung und der Suchtgefahr hat die Chemiker nicht ruhen lassen, diesen Stoff durch chemische Abänderung der Grundstruktur „zu entschärfen“. Das Morphin sollte so umgewandelt werden, daß es keine Euphorie mehr erzeugt, aber noch die volle schmerzstillende Wirkung besitzt. Leider erfüllt von den Tausenden von Abwandlungsprodukten, die in der Zwischenzeit in den Laboratorien der pharmazeutischen



Industrie aus Morphin oder Tebain hergestellt werden, noch keines diese Forderung. Die im Handel befindlichen Arzneipräparate wie zum Beispiel Palamidon, das Dolantin, das Eucodal, das Dilaudid oder Acedicon wirken alle noch euphorisierend, und bei keinem von ihnen bleibt eine Gewöhnung aus. Nicht anders ist es

mit den kürzlich in England entwickelten Präparaten M99 (Etorphin), M183 (Acetorphin) und M285 (Cyprenorphan). Diese Stoffe besitzen die 8000–10 000-fache schmerzlindernde Wirkung des Morphins. Nur wenige Milligramm M99 sind zum Beispiel notwendig, um einen ausgewachsenen Elefanten einzuschläfern und für mehrere Stunden kampfunfähig zu machen. Aber die suchtmachenden Wirkungen haben die Chemiker auch mit diesen Stoffen nicht beseitigen können.

Es ist eine Ironie des Schicksals, daß ihnen bei solchen Bemühungen eine Substanz in die Hände fiel, die das Morphin an Gefährlichkeit noch um ein Vielfaches übertraf. Als man nämlich das Morphin mit Essigsäure reagieren ließ, kam man zum Dacetylmorphin, dem Heroin. Dieses zählt heute im illegalen Handel Amerikas zum Suchtmittel Nr. 1 und wird direkt in den Herkunftsländern in illegalen Fabriken aus Opium hergestellt. Es ist das Geschäft mit der höchsten Verdienstspanne.

1 kg Roh-Opium, das die Verarbeiter im Vorder-Orient für 350 Dollar kaufen, kostet als Heroin für die Grossisten bei Ankunft in den USA schon 18 000 \$. Der Gesamtumsatz allein an Heroin beträgt in den USA jährlich rund 350 Millionen \$. Viel schwerer aber als der finanzielle Ruin wiegt für den Heroin-Süchtigen die Tatsache, daß es für ihn trotz Entziehungskuren kaum mehr ein Zurück in das normale Leben gibt.

Auszüge aus dem Deutschen Arzneibuch, Berlin 1947

a) Diacetyl morphinum hydrochloricum, Diacetylmorphinhydrochlorid, Heroinhydrochlorid (Heroin-Essigwasser). Weißes kristallinisches, geruchloses Pulver von bitterem Geschmack. Diac. löst sich leicht in Wasser, schwerer in Weingeist und ist in Äther unlöslich. Die wässrige Lösung rötet Lackmuspapier schwach. Beim Erhitzen einer Lösung von 0,05 g Diacetylmorphinhydrochlorid in 1 ccm Weingeist mit 1 ccm Schwefelsäure tritt der Geruch des Essigäthers auf; wird die erkaltete Mischung zu der Lösung eines Körnchen Kaliumferri-zyanid in 10 ccm Wasser, die mit 1 Tropfen Eisenchloridlösung versetzt ist, gegeben, so schlägt die braunrote Färbung der Lösung in Blau um und es entsteht ein blauer Niederschlag. In 1 ccm der mit Salpetersäure

angesäuerten wässrigen Lösung (1+99) ruft 1 Tropfen Silbernitratlösung einen weißen, käsigen Niederschlag hervor. – 0,2 g Diacetylmorphinhydrochlorid dürfen nach dem Verbrennen keinen wägbaren Rückstand hinterlassen. Vorsichtig aufbewahren. Größte Einzelgabe 0,005 g. Größte Tagesgabe 0,015 g.

b) Opium. Gehalt des bei 60° getrockneten Opiums mindestens 12 % Morphin ($C_{17}H_{19}O_3N$, Molekulargewicht 284,2)

c) Opiumkonzentrat. Die mit Morphinhydrochlorid auf einen Gehalt von 48–49 % Morphin eingestellten salzsauren Gesamtalkaloide des Opiums. – Wird Opiumkonzentrat als einfache Lösung in destilliertem Wasser verschrieben, so ist die Lösung mit einer Mischung zu bereiten, die in 100 Teilen 5 Teile Weingeist, 15 Teile Glycerin und 80 Teile Wasser enthält. Größte Einzelgabe 0,03 g. Größte Tagesgabe 0,1 g.

d) Morphinum hydrochloricum ($C_{17}H_{19}O_3N$) HCl + 3 H₂O, Molekulargewicht 357,7. Weiße, seidenglänzende, oft büschelförmig vereinigte Kristallnadeln oder weiße, würfelförmige Stücke von mikrokristallinischer Beschaffenheit. Morphinum hydrochloricum löst sich in 25 Teilen Wasser und in 50 Teilen Weingeist. – 0,2 g Morphinum hydrochloricum dürfen durch Trocknen bei 100°

Schwarze Tollkirsche
(Foto: BerndH CC BY-SA 2.5)

höchstens 0,029 g an Gewicht verlieren. Das getrocknete Salz darf höchstens schwach gelblich gefärbt sein und nach dem Verbrennen keinen wägbaren Rückstand hinterlassen. Wird Morphinum aceticum zur Injektion subkutan verordnet, so ist Morphinum hydrochloricum abzugeben. Größte Einzelgabe 0,03 g. Größte Tagesgabe 0,1 g.



- e) Dionin. Aethylmorphinum hydrochloricum ($C_{17}H_{18}CO_2H_5$) HCl + 2 H₂O. Weiße, feine, geruchlose Nadelchen von bitterem Geschmack. Aethylmorphinum hydrochloricum löst sich in etwa 12 Teilen Wasser und in 25 Teilen Weingeist. Lösung verändert Lackmuspapier nicht. Größte Einzelgabe 0,1 g. Größte Tagesgabe 0,3 g.
- f) Extractum Belladonnae (Tollkirschenextrakt). Gehalt 1,48–1,52 % Hyoszyamin ($C_{17}H_{23}O_3N$), Molekulargewicht 289,2. Grobgepulverte Tollkirschenblätter 1 Teil; verdünnter Weingeist 8 Teile; Dextrin nach Bedarf. Der Tollkirschenextrakt ist braun und in Wasser nicht klar

löslich. Gefäßerweiternd. Größte Einzelgabe 0,05 g. Größte Tagesgabe 0,15 g.

- g) Eukodal. Dihydrooxycodionum hydrochloricum ($C_{18}H_{21}O_4N$) HCl + 3 H₂O. Molekulargewicht 405,7. Weißes, kristallinisches, bitter schmeckendes Pulver, das in 6 Teilen Wasser und in 60 Teilen Weingeist löslich ist. Lösung verändert Lackmuspapier nicht. Die wässrige Lösung dreht den polarisierten Lichtstrahl nach links. 0,1 g Eukodal muß sich in 2 ccm Wasser klar und farblos lösen. Größte Einzelgabe 0,03 g. Größte Tagesgabe 0,1 g.
- h) Scopolaminum hydrobromicum ($C_{17}H_{21}O_4N$) HBr + 3 H₂O. Farblose, rhombische Kristalle. Scopolaminhydrobromid löst sich in Wasser und in Weingeist leicht zu einer farblosen, bitter und zugleich kratzend schmeckenden Flüssigkeit, die Lackmuspapier schwach rötet. Die wässrige Lösung dreht den polarisierten Lichtstrahl nach links. Für eine 5-prozentige wässrige Lösung, berechnet auf wasserfreies Scopolaminhydrobromid ist (α) 20° = – 24,75°. Schmelzpunkt des über Schwefelsäure getrockneten Scopolaminhydrobromids gegen 190°. Lösungen, die Scopolaminhydrobromid enthalten, dürfen nicht erhitzt werden. Wird Hyoscinum hydrobromicum verordnet, so ist Scopolaminhydrobromid abzu-

geben. Größte Einzelgabe 0,001 g. Größte Tagesgabe 0,003 g.

i) LSD. *Secale cornutum* – Mutterkornpilz. Das auf der Roggenpflanze gewachsene, bei gelinder Wärme getrocknete Sklerotium von *Claviceps purpurea* Tulasne, Mutterkorn ist schwärzlich violett, oft matt bereift, gerade oder gekrümmt, stumpf dreikantig, beiderseits verjüngt, oft längsgefurcht, 10–35 mm lang und 2,5–5 mm dick. Die Querbruchfläche ist glatt, am Rande tiefviolett, in der Mitte weißlich, hellrötlich oder blaßviolett. Mutterkorn riecht eigenartig und schmeckt fade. Aus diesem Gift werden die Alkaloide D-Lysergsäure-amid, D-Isolysergsäure-amid, Chanoclain und Lysergsäure-diäthylamid LSD = LSD-25 gewonnen. Alle sind Halluzinogene und werden von der Lysergsäure abgeleitet. Wirkung nach Genuß von Mutterkorn-Präparaten ergibt sich durch Kribbeln in der Haut, Schwindel, Ohrensausen, Erbrechen, Durchfall, Sehstörungen (Katze-und-Maus-Experiment). Ergotismus. Alkaloide siehe oben. Außerdem: Ergotamin, Ergobasin, Ergotoxin.

j) *Atropinum sulfuricum* ($C_{17}H_{23}O_3N$)₂ H₂SO₄ + H₂O. Das Atropinum, ein giftiges Alkaloid, ist in allen Teilen verschiedener Nachtschattengewächse enthalten, besonders der Tollkirsche (siehe f) und des Stechapfels. Wir-

kung: Atropinum verringert Schweißbildung und Speichelfluß, löst Krämpfe der glatten Muskeln (Asthma) und erweitert die Pupille (Schauspieler). Nach Tollkirschengenuß tritt Atropinum-Vergiftung auf; Erregung, Verwirrung, Hautrötung, Puls- und Atembeschleunigung. Tod durch Herzlähmung. Größte Einzelgabe 0,001 g. Größte Tagesgabe 0,003 g.

k) *Cocainum hydrochloricum* (C₁₇H₂₁O₄N) HCl. Farb- und fast geruchlose, durchscheinende Kristalle von bitterem Geschmack, die auf der Zunge eine vorübergehende Unempfindlichkeit hervorrufen. Schmelzpunkt nicht unter 182°. Größte Einzelgabe 0,05 g. Größte Tagesgabe 0,15 g. Wirkung: In Form eines salzsauren Salzes wird das Kokain (Methylbenzoineksomin, ein Alkaloid der Kola-Blätter) zur örtlichen Schmerzbetäubung an Auge, Ohr, Nase, Rachen, Kiefer angewendet (Zahnärzte).



Innerlich genommen, steigert es in kleinen Gaben die Gehirntätigkeit, in größeren wirkt es betäubend. Als Rauschgift führt es leicht zur Kokain-Sucht (Kokainismus) mit körperlichem und geistigem Verfall.

Das Bild des Morphinismus

Die Zahl der Morphinisten in Deutschland betrug im Jahre 1928 = 6356. Sie ist für das Gebiet der Bundesrepublik Deutschland im Jahre 1963 auf 496 zurückgegangen, bei einer Krankenzahl in der Welt von 4132. Beschlagnahmt wurden aus dem illegalen Handel 732 kg Morphin im Jahr 1963.

Daß die im Medizinalsektor tätigen Personen, Ärzte, Apotheker, Pfleger und Pflegerinnen ein erhebliches Kontingent der Süchtigen ausmachen (20–25 %), liegt daran, daß diesen Gruppen das Alkaloid leichter zugänglich ist als der Bevölkerung.

Gewöhnlich empfindet ein normaler und psychisch gesunder Mensch nach einer Morphin-Injektion keine besonderen seelischen Sensationen. Er wird die zeitweise Ausschaltung der Schmerzen als Erleichterung aufnehmen. Wenn aber die Schmerzen nicht mehr bestehen, wird er kein weiteres Verlangen nach dem Alkaloid äußern. Nur sofern die Injektionen aus bestimmten Gründen über längere Zeit hin fortgesetzt werden, tritt die euphorisierende Wirkung des Morphins in Erschei-

nung und verleitet allmählich zur Sucht. Im Gegensatz dazu werden Menschen mit defekter seelischer Anlage, nervös überreizte Personen mit unausgeglichenem Innenleben, psychopathische Naturen schon durch wenige Injektionen in die Euphorie überführt. Ein Zustand seelischer Ruhe entwickelt sich. Er gibt dem Betroffenen das Gefühl des Glücklichseins, der Unbeschwertheit, läßt ihn die Schwierigkeiten des Daseins und seine psychische Unrast vergessen oder alles unbedeutend erscheinen. Solche Erlebnisse mögen für haltlose Naturen zureichende Beweggründe sein, dem ersten Rausch alsbald die andern folgen zu lassen.

Unter dem Alkaloid wird der Ängstliche mutig, der Unsichere gewinnt Selbstvertrauen, der Schwächling fühlt sich mit Energie geladen, kurz, jeder von ihnen ist in seinem Selbstbewußtsein ausgeglichen, häufig sogar übersteigert. Er fühlt, wie ihm die Gedanken leicht zufließen und empfindet eine Art geistiger Aktivität, deren Produkt allerdings, wenn man es schriftlich fixiert sieht, keineswegs das Ergebnis einer besonderen Inspiration darstellt. Gewöhnlich bietet die Euphorieperiode dem Morphinisten angenehme Sensationen auf dem Gebiet des Gemüts- und Stimmungslebens. Die Sinneswahrnehmungen sind während des Rauschzustandes her-

abgesetzt. Die Verstandestätigkeit bleibt lange erhalten. Geistige Arbeiter können trotz jahrelangen Mißbrauchs noch bedeutende wissenschaftliche Leistungen vollbringen. Das Willensleben ist in der ersten Zeit des Abusus noch nicht so eingeengt, daß ein Herauslösen aus der Morphinsucht durch eigene Kraft unmöglich wäre. Es wird berichtet, daß ein notorisch willensschwacher Mensch nach dreiwöchigen täglichen Morphininjektionen sich gegen die Fortsetzung des Mißbrauches mit Erfolg entschieden hat. In einem anderen Falle war ein Mitglied eines Krankenpflegerordens durch aufreibenden Tag- und Nachtdienst sehr nervös geworden. Zuerst gelegentlich applizierte Morphinspritzen wurden später 8 Tage lang täglich genommen. Seine Ordensvorgesetzten, die davon erfuhren, verboten den weiteren Morphingenuß, und der Angehörige des Ordens hat bis zur Publikation seines Falles, d. h. mehrere Jahre lang, das Verbot gehalten. Dieses Herauslösen aus den Krallen des Giftes ist aber nicht mehr mög-

**Georges Moreau de Tour:
Les Morphinées**



lich, wenn die eigentliche Sucht aufgetreten ist. In diesem Stadium ist der Morphinist nur durch das Alkaloid in einem körperlich wie seelisch erträglichen Zustand zu halten. Bei jedem Absinken des Morphinspiegels im Blut und Gewebe machen sich Abstinenzerscheinungen bemerkbar. Der Süchtige wird reizbar, verstimmt, depressiv und greift erneut zur Spritze, um aus dem unangenehmen Zustand herauszukommen. Sein Gemüts- und Stimmungsleben erfährt eine grundsätzliche Wandlung. War er vorher gesellig, zieht er sich nun zurück. Mit seiner Person beschäftigt, bleibt er allein, meidet die Gesellschaft und wird teilnahmslos seiner Umgebung gegenüber. Ausschließlich die Gier nach Morphin beherrscht ihn, die Sucht nach dem Gift, welches allein ihm ein tragbares Leben gewährleistet. Das Willensleben ist eingeengt und durch die autistische Einstellung des Süchtigen in Richtung auf das Alkaloid fixiert. Es beginnt dann der Übergang zur marantischen Periode. Verminderung der Intelligenz, Verstimmung, Wahn-

ideen, mangelndes Selbstvertrauen, Pflichtvernachlässigung, moralisches Irresein und endlich echte Geisteskrankheiten, welche als akute Psychosen auftreten, können sich ausbilden. Die Moral schwindet, Leichtsin, Fahrlässigkeit, Belügen, Rezeptfälschungen, Geldveruntreuungen, Einbrüche, jede Art krimineller Handlungen sind nunmehr beim Morphinisten möglich. Häufig stellt die Beschaffung des Giftes das Motiv für die ungesetzlichen Handlungen. Solche vollkommen asozial gewordenen Elemente geben zu den erschütterndsten menschlichen Katastrophen Veranlassung. Das Ende des Bildes beginnt mit der Vernachlässigung der Körperpflege und hört mit einem absoluten körperlichen Verfall auf. Dazwischen liegen allerlei somatische Gebrechen: fahles Aussehen, Schweißausbrüche bei geringen Anlässen, Magen-Darmstörungen, Hautauschläge, Angina-pectoris-Anfälle, Störungen der Sexualsphäre mit Dys- und Amenorrhoe oder Potenzminderung mit Keimdrüschäden, ohne daß Erbschäden bei der Nachkommenschaft auftreten. Nicht selten ist das Suicid der Schlußpunkt unter das verfehlte Leben. [Seite 30] Kommt ein Morphinist zur Entziehungskur, so macht er einen niedergeschlagenen, mißtrauischen, abgemagerten Eindruck. Unglaublich verschmutzt sind

die meisten, klagen dauernd über ein starkes Kältegefühl und sind nicht zu bewegen, sich zu waschen.

Dazu ein Zitat aus einem Krimi von Wallace: „ – als ob er schon beim Geräusch laufenden Badewassers zusammenschauert; das klingt beinahe, als ob er ein Morphinist wäre.“

Das Bild ändert sich, wenn die ersten Entziehungstage vorbei sind. Die Stimmung des Kranken bessert sich, die Wasserscheu weicht einem übertriebenen Reinlichkeitsbedürnis, die Kältempfindung schlägt in Hitzegefühl um, und in Verbindung mit der besseren Ernährung und dem geregelten Leben wacht die Lebensfreude wieder auf. Die Abstinenzerscheinungen, z. B. eine quälende Gier nach dem Opium, stundenlange Gähnanfälle, Diarrhöen, gelegentliches Erbrechen u. a., werden relativ rasch überwunden. Nach einem vierwöchigen Krankenhausaufenthalt wird die Entziehungskur beendet, sofern im Harn eine Zeitlang keine Opiate nachzuweisen waren.

Angefangen 1. Dezember 1970 – Salzuflen 9. 1. 71
Lesesaal Kurhaus

L-S-D

In den letzten Monaten befaßte ich mich etwas genauer mit Giften: mit dem Opium und seinen Alkaloiden – besonders dem Morphin – mit Haschisch und Marihuana (in Lateinamerika vertuscht man nämlich mit den beiden harmlosen Mädchennamen „Maria“ und „Johanna“ den Hanf-Zusatz in den Zigaretten) und mit dem L-S-D.

Bei diesem letzten Gift handelt es sich um ein Lyserg-Säure-Diäthylamid. Es ist ein halbsynthetisches Derivat der D-Lysergsäure, wie sie in der Natur als schwarzer Pilz an Getreideähren vorkommt. Im Jahre 1943 stellte einer der Entdecker dieser Droge an sich selber fest, daß wenige Milligramm davon einen rauschartigen Zustand bei ihm hervorriefen, der verbunden war mit fantastischen Bildern von außerordentlicher Plastizität („greifbar nahe“, so beschrieb er es), und mit intensiven kaleidoskopartigen Farbspielen. Dr. Hofmann, der Entdecker, reproduzierte dann wiederholt diese Zustände und Sinnestäuschungen durch Einnahme von 0,25 mg reinen LSDs; heute weiß man, daß schon 0,025 mg genügen! Regelmäßig konnte er so bei sich und bei anderen Versuchspersonen Halluzinationen hervorrufen. Ein LSD-Halluzinierter sieht zum Beispiel in einem vor ihm auf den Fußboden gelegten Streichholz einen

großen, dicken Holzbalken, den zu überspringen er einen gewaltigen Anlauf nimmt. Diese Wirkung war besonders auffällig.

Bei Tier-Tests mit diesem Gift war vor allem das Verhalten aufschlußreich. Notabene handelt es sich hier um Hauskatzen (*Felis domestica*), nicht etwa um „felina“, das heißt: um katzenartige Tiere wie Löwe, Puma, Jaguar, Felines und Tiger. Auch bei den Katzen bezog sich die Bewußtseinsstörung besonders auf stark veränderte Größenordnungen. Als man eine unter LSD gesetzte Katze mit einer Maus in einen Käfig sperrte, ängstigte sich die Katze vor der Maus fast zu Tode und versuchte verzweifelt dem Käfig zu entfliehen. In der Vorstellung der Katze erschien (unter der Drogeneinwirkung) die Maus wie ein Riesentier, das sie zu verschlingen drohte. –

Eine erstaunliche Droge, dieses LSD! Man verlege einmal – versuchsweise – rein theoretisch – das Phänomen der Wirkung des LSD bei in die menschliche Sphäre: Eine Frau, der man LSD injiziert hat, würde dann plötzlich unter der Zwangsvorstellung leiden, daß sie Angst vor ihrem Mann habe müsse. Sie würde verzweifelte Anstrengungen machen, sich vor diesem bedrohlichen Wesen zu retten, das da wie ein Riese vor ihr aufragt.

**Mutterkorn an einer Roggenähre
(Foto: Accipiter CC BY-SA 3.0)**

Natürlich wäre diese völlige Umkehr der normalen Machtverhältnisse gradezu absurd – wie jeder Ehemann und jeder normale Kater mir ohne Weiteres bestätigen wird. Es würde sich hier nicht nur um grobe optische Sinnestäuschungen handeln, sondern auch um eine krankhafte Verkennung aller tatsächlichen Gegebenheiten. Physisches und Psychisches wären hier durch die Droge vollkommen durcheinander gebracht. –

Wie ich anfangs erwähnte, wird das Lysergsäure-Diäthylamid zum Teil hergestellt aus einem dunklen Giftpilz, der sich vorwiegend an Roggenähren findet, er heißt im Volksmund: „Mutterkorn“. Dieser Name „Mutterkorn“ nun, in dieser Verbindung, scheint mir etymologisch und ideologisch bedeutsam. Da das Mutterkorn auf Getreidehalmen wächst, wäre es denkbar, es über Ceres, die griechische Göttin der Fruchtbarkeit und des Getreides, in Verbindung zu bringen mit dem Begriff der „großen Mutter“, der Mutterherrschaft und des Matriarchates, das nach der Annahme mancher Wissenschaftler, besonders der Ethnologen, in vorgeschichtlicher Zeit auf unserer Erde eine große Rolle gespielt hat. Einer dieser Vor-



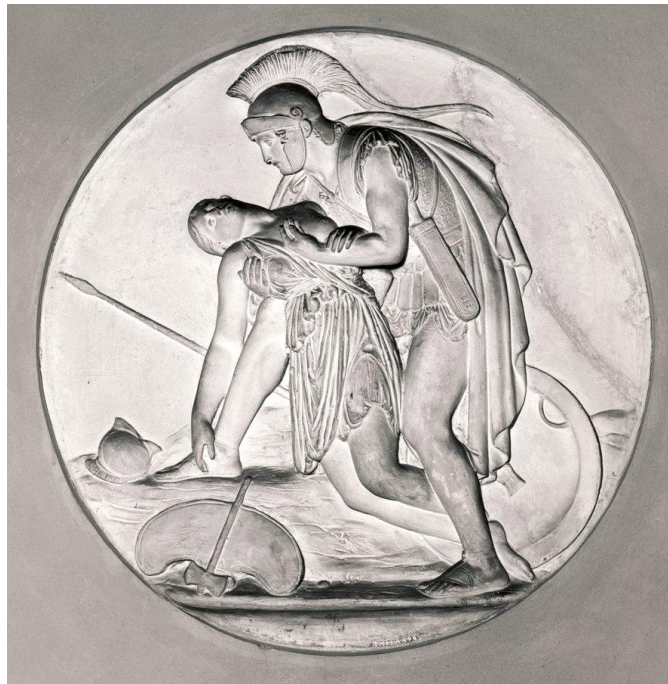
geschichtler, Prof. Hermann Wirth – der auch durch seine eigenwillige Deutung der Externsteine Aufsehen erregte – sieht das einzige Heil der Menschheit unserer Tage in der Rückkehr „zu den Müttern“, wie es bei Goethe im „Faust“ heißt, zum Matriarchat, weil – und das beweist Wirth ziemlich stichhaltig – seit Ablösung des Matriarchats durch das Patriarchat, das heißt die Herrschaft der Männer, also seit ca. 3–4000 Jahren, die Männer alles verkehrt gemacht haben. Er führt da besonders anschaulich den Begriff „Krieg“ an. – – –

Hier, meine Herren Zuhörer, können Sie natürlich einhaken und einwenden, es habe da auf dem weiblichen Sektor auch einige unerfreuliche Irrtümer gegeben, zum Beispiel die Tätigkeit der Amazonen, die vor Troja, unter ihrer Führerin Penthesilea, durch ihr Eingreifen in den Kampf den Achilles und die Griechen in erhebliche Schwierigkeiten brachten. Doch glaube ich, man kann diese militärische Entgleisung der Damen entschuldigen mit dem Begriff „Notwehr gegen jahrhundertelange Bevormundung“. Allerdings dachten diese weiblichen Krieger, die Amazonen, damals noch etwas primitiv, als sie die Griechen angriffen; sie wußten noch

nicht, daß Frauen immer dann unschlagbar sind, wenn sie sich mit ihren natürlichen Waffen zur Wehr setzen. Pfeile, Lanzen, Schwerter – oder heute: Revolver – was sind das doch alles für fragwürdige Surrogate gegen die echten Waffen der Frau, als da sind: Charme, Güte, Anmut, Witz, Schlagfertigkeit, instinktives richtiges Erfassen der Tatsachen, gesunder Menschenverstand (der beim Mann meistens durch den Intellekt blockiert wird). Und dieses reizende Bild der Frau wird äußerlich noch wesentlich „abgerundet“ durch die angenehme Verpackung. Sagen Sie selbst: Was bedeutet dagegen Blech, Stahl und Blei?

Ziehen wir den notwendigen Schluß: Die äußere Emanzipation der Frau – eine innere hat sie nie nötig gehabt – war in unseren Zeiten nur ein Nachholbedarf. Es war der krasse Egoismus des Mannes, der sie um Jahrhunderte hinausgezögert hat.

Um noch einmal auf den Professor Wirth zurückzukommen: Der Mann ist verheiratet! Um so unverständlicher scheint es



Achilles und Penthesilea
(Abb: Bertel Thorvaldsen CC0)

mir, daß er in seinen 85 Lebensjahren seine „Umwelt“ nicht besser erkannt hat, daß er zum Beispiel nicht gemerkt hat, daß die Herrschaft der Frau und Mutter (also das Matriarchat) bei uns nie ganz aufgehört hat zu existieren – – – – nur hat sich die Tarnung der interessierten Kreise im Laufe der Jahrtausende ganz wesentlich verbessert. Dieser geschickten Tarnung ist der Professor wohl auch zum Opfer gefallen. – – –

Bezeichnenderweise waren es zwei Männer, die das LSD entdeckt haben: Dr. A. Hofmann und Alfred Stoll. Die

beiden Herren probierten das neue Gift auch mehrfach an sich selber aus. Warum? Ja, warum eigentlich? Waren die beiden Herren zu Hause in schwerwiegende Auseinandersetzungen verwickelt zwischen „Patriarchat“ und „Matriarchat“, zwischen „seiner Meinung“ und „ihrer Meinung“? Denn heute gibt es da in der Praxis schon absolute Gleichberechtigung.

Wie kam es eigentlich dazu?

Der alttestamentliche Standpunkt war: „Er soll dein Herr sein!“ 1. Mose, 3 (nebenbei gesagt: dieser Spruch wurde noch im vorigen Jahrhundert gelegentlich von herrschsüchtigen Bräutigämmern als Text für die Trauungsansprache gewählt. Heute wäre das unmöglich!)

Im Neuen Testament – ca. 600 Jahre später – wird diese Forderung erstaunlicherweise von Paulus wieder aufgegriffen in seinem Brief an die Korinther (11,3): „Der Mann ist des Weibes Haupt.“ Bekanntlich war Paulus Junggeselle. Ein beliebter Klassiker unserer Zeit, Eugen Roth, den häufig zu lesen man auch unverheirateten Männern empfehlen kann, hat in seinem epochalen Studienwerk „Die Frau in der Weltgeschichte“ diese starren Ansichten des alten und neuen Bundes angegriffen und heftig kritisiert. Er sagt da über Paulus – in Bezug auf dessen Ansichten über die Frau: „– – allwo er [Paulus] noch den Unsinn glaubt, es sei der Mann des Weibes Haupt.“ Etwas vorsichtiger schließt Roth dieses Kapitel dann mit der schönen Sentenz: „– – schon damals stand – nebst manchem Schiefen – viel Richtiges in den



*S.^t Paul accompagné de deux Saintes.
Dessin de Barthélémy LeClerc, qui est dans le Cabinet de M. Crozat.
Vué à Louvres, par P.^r A. Robert, et en bois sous le combat par Michel le Sueur. 79*

Paulus mit zwei weiblichen Heiligen
(Abbildung: wellcomecollection.org CC-BY-4.0)

Hirtenbriefen.“ Eugen Roths Dichtung läßt erkennen, daß in unserer Zeit die starre Vorherrschaft der Männer schon erheblich erweicht, unterhöhlt, abgebaut und unterwandert ist.

Der alte Standpunkt läßt sich noch nachweisen an einem einschlägigen Wort aus dem Neuen Testament, aus der Apostelgeschichte. Da steht, wörtlich übersetzt: „Die Frauen sollen sich, wie in allen Versammlungen der Heiligen, so auch bei euch still verhalten (ihnen kommt nicht zu, zu reden ...)“ Frei übersetzt: „Das Weib schweige in der Gemeinde!“ Dann kommt die Wende: In der „Vulgata“, der

lateinischen Übersetzung des griechischen Textes um 410, heißt es: „Mulier taceat in ecclesiam!“ Hier ist schon eine etwas versöhnlichere Haltung festzustellen; denn wenn im griechischen Text noch eine Art kategorischer Imperativ steht („Schweige!“) – so läßt sich in der späteren lateinischen Fassung mit der Konjunktivform des Verbums „tacere“ = „taceat“ wesentlich höflicher übersetzen: „Die Frau möge in der Kirche schweigen.“ Das klingt schon beinahe wie eine Bitte. – – –

Albert Hofmann (1906–2008)
(Foto: Philip H. Bailey CC BY-SA 2.5)

Und wie steht heute die Frau in der Kirche? Da könnte man, da möchte man singen: „O quae mutatio rerum!“ Welch ein Wandel zur Gleichberechtigung der Frau, auch auf diesem Gebiet! Aus der Frau, die „zu schweigen“ hat in der Gemeinde, wurde die Kirchenälteste, die Katechetin, die Diakonin, die Vikarin und die Pastorin. Dies Letztere zur leichten Verwunderung ihrer schon vom Amt her konservativen männlichen Kollegen. Heute redet die Frau durchaus in der Kirche, im Gottesdienst: Jeden Sonntag hören viele Männer ihr zu. Ja, sie, die Männer, wagen nicht einmal sofort zu widersprechen, wenn ihnen die Ausführungen der Frau Pastorin nicht gefallen. – – Verzeihung! Ich schweife ab.

Wir gingen von der Theorie aus, welche verheerende Wirkung das LSD auf den Geisteszustand einer Frau haben könnte, der man es injiziert.

Kommen wir noch einmal auf die beiden Entdecker zurück: Wenn Hofmann und Stoll zu Hause Schwierigkeiten in der oben angedeuteten Weise hatten, dann liegt es nahe, warum sie das Gift entdeckten. Ich nehme an, sie wollten es in der



Familie als eine Art „Schützenhilfe“ verwenden; und wenn das nicht half, konnten sie es immer noch selber nehmen, um so der Wirklichkeit zu entfliehen. Aber was half ihnen das schon? Nach der Ernüchterung, nach dem Abklingen der Drogenwirkung des LSD mußten sie sich doch wieder den tatsächlichen Gegebenheiten stellen – – – – – vorausgesetzt natürlich, daß vorher schon das Verhältnis zu Hause wie Katz und Maus war. –

Aber was geht uns das an?! Überlassen wir die beiden Entdecker ruhig ihrem Schicksal.

Laßt sie doch denken, was sie wollen!

Laßt sie doch denken!

Laßt sie doch!

L — S — D.

PS. Ein Kommentar erübrigt sich wohl für Mitmenschen, die den Autor kennen und ihm deshalb mißtrauen – natürlich!

Bad Salzuflen 11. 1. 1971 / Stark erweitert 2. Februar 1974

EINE ALTE FRANZÖSISCHE GOLDMÜNZE

Ein Napoléon d'or von 1804

Münzen aus alter Zeit sind – über ihren materiellen Wert hinaus – die besterhaltenen kleinen Kunstwerke, die unzerteilt und unzerbrochen ein Stück Geschichte darstellen; sie sammeln ist ein ästhetischer Genuss, und es macht Freude, ein solches vollkommenes Stück Geschichte in die Hand zu nehmen und zu betrachten; denn man braucht nicht die Fantasie zu bemühen, um etwa fehlende Teile zu ergänzen: die Gebrauchsmünzen sind meistens heil, wenn auch oft abgegriffen, so auf uns gekommen, wie sie damals als Zahlungsmittel verwendet wurden.

Da liegt vor uns ein Goldstück aus Frankreich, aus der Zeit Napoleon Bonapartes, aus dem Jahr 1804.

Der „Avers“ (Bildseite, Hauptansicht) der Münze wird beherrscht vom Kopf des damaligen ersten Konsuls Bonaparte (Umschrift: Bonaparte premier consul). Unter dem Porträt steht in mikroskopisch kleiner Schrift: Tiolier. Pierre Joseph Tiolier lebte von 1763 bis 1819 und war in Paris berühmt als „Graveur général des monnaies“, das heißt: Stempelschneider-Meister



der Münzen. Auf dem Revers = der Rückseite der Münze steht in der Mitte die Wertangabe: „20 Francs“; diese ist von einem oben offenen Lorbeerkranz umgeben. Die Umschrift um den Kranz lautet: „République française“. Unter dem Kranz findet sich die Angabe: „A N 12. A.“ Der letzte Buchstabe „A“ bezeichnet die Prägestätte Paris. Mit der Angabe AN 12 = l’an 12 = im Jahre zwölf (der Revolution) läßt sich die Zeit der Münzprägung auf den Zweitraum von ca. 2 Monaten genau festlegen. Das Jahr 12 besagt, daß die Prägung stattfand im 12. Jahr der französischen Republik, der Revolution. Diese Jahreszählung wurde in Frankreich eingeführt am 16. Oktober 1793, und zwar rückwirkend vom 22. September 1792. Am Vortage des letzten Datums war in Paris vom Nationalkonvent

das Königtum in Frankreich abgeschafft und die Republik ausgerufen worden. So begann am 22. 9. 1792 das erste Jahr der neuen Zeit.

Um mit aller „bürgerlichen“ Tradition zu brechen, wurde nicht nur die Jahreszählung, sondern es wurden auch die Namen der Monate abgeändert. Sie hießen von da an:

Vendemiaire	=	Oktober
Brumaire	=	November
Frimaire	=	Dezember
Nivose	=	Januar
Pluviose	=	Februar
Ventose	=	März
Germinal	=	April
Florial	=	Mai
Prairial	=	Juni
Messidor	=	Juli
Thermidor	=	August
Fructidor	=	September

Das in vier Gruppen von je drei Monaten aufgeteilte Revolutionsjahr nahm die Namen aus dem Naturgeschehen der jeweiligen Jahreszeit: z. B.

Napoleon im Krönungsornat
(Gemälde: François Gérard CC BY-SA 4)



„Nivose“	=	Schneesturm
„Germinal“	=	Keimmonat
und „Fructidor“	=	Fruchtmonat

Das Jahr 12 der neuen Zählung (ab 1792) bezeichnete das Jahr 1804, und es begann am 22. September dieses Jahres.

Da Napoleon, der 1. Consul, wie er auf der Münze noch bezeichnet wird, am 2. Dezember des Jahres 1804 in der Cathedrale Notre Dame in Paris sich selbst zum Kaiser der Franzosen (Empereur des Français) krönte, kommt für die Prägung unserer Münze nur die Zeit vom 22. September bis 2. Dezember, also ca. 2 ½ Monate, in Frage. Die Kaiserproklamation fand zwar bereits am 18. Mai statt, aber als „legitim“ konnte der Kaiser erst nach der Krönung gelten. Dies mag auch den Seltenheitswert dieser Prägung aufzeigen.

Gerade die Wochen und Monate vor Beginn des 1. französischen Kaiserreiches lohnen einen kurzen Rückblick, denn in dieser Zeit häuften sich eine

Fülle einschneidender Ereignisse in Paris und Frankreich. Bonaparte eilte im Oktober 1799 von Kairo (Ägyptischer Feldzug) nach Paris zurück: Er stürzte durch den Staatsstreich des 18. Brumaire (9. November) das Direktorium. Dem ging am Morgen dieses Tages eine „Vabanque-Situation“ voraus: Als Napoleon vor dem Direktorium eine Rede hielt, machte er durch sein penetrantes und peinliches Selbstlob über seine Siege in Ägypten und seine Arroganz einen so schlechten Eindruck auf die Volksvertreter, daß nur durch das energische Eingreifen seines Bruders Lucien verhindert wurde, daß man Bonaparte auspuff, verhöhnnte und niederschrie. So entging Napoleon knapp einer drohenden Verhaftung.

Von der nun folgenden Konsularregierung wurde Bonaparte auf 10 Jahre zum 1. Konsul ernannt, zusammen mit zwei ihm beigeordneten Generälen, die aber nur beratende Stimmen hatten. Dieser Zustand war zwar dem

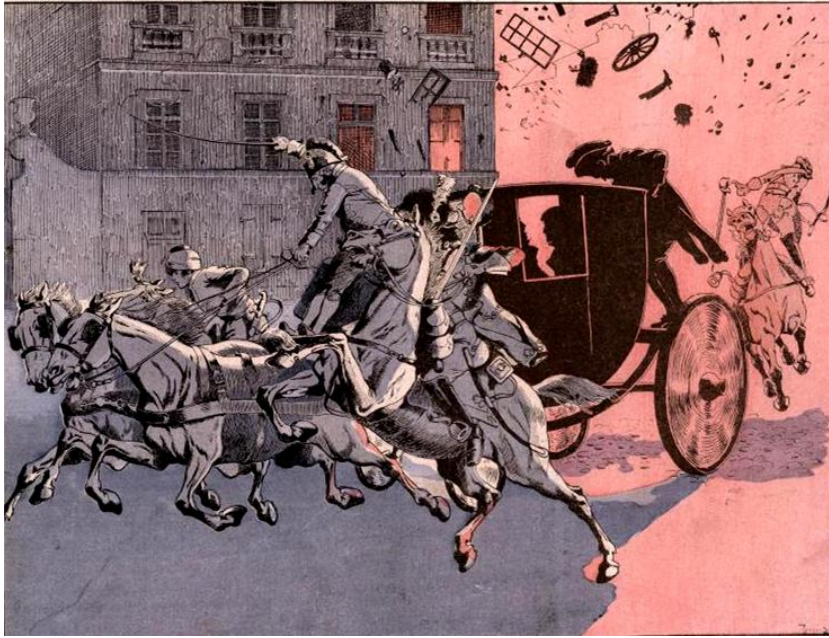
**Napoleon in Kairo
(Gemälde: Jean-Léon Gérôme)**



Namen nach ein republikanischer, in Wirklichkeit aber war es eine „militärische Monarchie“, in der Napoleon Bonaparte die nächsten Jahre ziemlich selbstherrlich regieren konnte. Im Jahre 1802 wurde Bonaparte zum „Consul auf Lebenszeit“ gewählt.

In den fünf Jahren zwischen 1799 und 1804 schuf er den „Code Napoléon“, ein neues Gesetzbuch für Frankreich, und griff sogar in die Politik ganz Europas ein mit dem „Reichsdeputationshauptschluß“ 1803; dieser beseitigte rigoros fast allen Besitz der Kirchen und Klöster und beließ von 52 freien Reichsstädten nur sechs, darunter Bremen, Hamburg und Lübeck. Dieser Vertrag bedeutete das Ende der Kleinstaaterei in Europa.

Doch nun zur Mitte des Jahres 1804. Zu dieser Zeit bedrohte Frankreich England mit einer Invasion durch große Flottenzusammenziehungen bei Boulogne. Die Landekaktion wurde aber so oft verschoben, bis sie ganz aufgegeben werden muß-



te. (Parallele: Hitlers Unternehmen „Seelöwe“ 1940–41.)

Ein Attentat: Bei der Fahrt zur Oper wurde auf den Wagen Napoleons ein Sprengstoffanschlag verübt, dem er aber entging, weil sein Kutscher ein sehr schnelles Tempo anschlug; aber 100 Meter hinter ihm wurden viele Passanten durch die Explosion der Bombe getötet.

Bei der Untersuchung wurde eine weit verzweigte royalistische Verschwörung (Bourbonentreue) aufgedeckt, als deren Anführer drei Grafen aus der Vendée festgenommen wurden: Pi-

3. Nivöse des Jahres 9 (= 24. Dezember 1800): Wie durch ein Wunder entgeht Napoleon der explodierenden Höllenmaschine

chegru, Cadoudal und Moreau. Diese Verschwörung wurde blutig unterdrückt. Pichegru fand man nach wenigen Tagen erhängt in seiner Zelle. Sein Tod wurde als Selbstmord bekanntgegeben im „Moniteur“, dem Regierungsblatt.

Cadoudal wurde hingerichtet und Moreau ermöglichte man die Flucht nach Amerika.

Aber das stärkste Terrorstück war der Fall „Enghien“. Ein Prinz aus einer Nebenlinie der Bourbonen, Louis Antoine, Herzog von Enghien, lebte in Baden auf Württembergischem Gebiet, dicht an der französischen Grenze. Bonaparte witterte überall royalistische Verschwörer, unter anderem (auf Hinweis von Talleyrand) auch diesen Prinzen. Er hielt ihn für einen Verschwörer gegen sein Leben. Der Herzog – so wußte man – bezog einen Ehrensold aus Britannien. Gegen jedes Völkerrecht ließ Napoleon eines Nachts 2 Schwadronen Franzosen in Württemberg eindringen und den Prinzen gefangen nach Frankreich verschleppen.

Menschenraub auf neutralem Gebiet!

Der Gefangene wurde nach Paris in das Fort von Vincennes gebracht und ohne Gerichtsverhandlung in den Festungsgräben erschossen. –

Jede öffentliche Kritik dieser Gewalttat wurde brutal unterdrückt, indem man 61 von 73 Zeitungen kurzerhand verbot. Übrig blieben nur die „linientreuen“ Blätter. (Parallele: Hitlers Verbote Frühjahr 1933.) Durch derartige Maßnahmen wurde das Regiment der „Militär-Diktatur“ mit Furcht und Zittern unter der Bevölkerung gesichert.

Auf Betreiben Bonapartes beschloß die „Konsularregierung“ ein Plebiscit, eine Volksbefragung auszuschreiben, deren Zweck war, die Republik Frankreich in ein erbliches Kaiserreich umzuwandeln. Diese Volksbefragung fand statt im November 1804. 3 ½ Millionen „Ja-Stimmen“ waren das Ergebnis, wie gewünscht! (Auch hier eine Parallele zur Oktoberwahl Hitlers 1933.)

In dieser Zeit der Mordserien und der Volkseinschüchterung wurde also unsere Goldmünze geprägt. –

Der Lorbeerkranz, der die Institution der Republik noch 1804 glorifizierte, wanderte schon im nächsten Jahr auf die andere Seite und zwar dort auf das Haupt des Kaisers, des Imperators,



**Louis Antoine,
Herzog von Enghein**

der sich nun „Napoléon Empereur“ nannte.

Diese Entscheidung Napoleons zu diesem grundlegenden Wechsel vom Volkstribun und somit Volksbeauftragten zum Diktator und Alleinherrscher fiel in die Monate vor dem 2. Dezember 1804.

Auch münzgeschichtlich ist unser Goldstück von großem Interesse. Hartgeld (Gold, Silber, Kupfer) war erst kürzlich wieder in Frankreich eingeführt worden. Nach dem Tode Louis' XVI. auf dem Schafott im Januar 1793 und der reichlichen Ausgabe von Assignaten (Papiergeld) entstand ein Münzvakuum, dem erst das Direktorium um 1803 ein Ende machte durch das „Loi du 17. Germinal“, An XI = im 11. Jahre der Republik. Dieses Münzgesetz legte den Franc (nicht mehr das „Livre“ von 1577) auf der Basis von Gold und Silber fest.

Die Spezifikation des goldenen 20-frs.-Stückes (unsere Münze!) bestimmte als Entsprechung für den Franc 5 gr Silber = 290,3 mg reinen Goldes, was einem Verhältnis von 1:15,5 entsprach. Als also unser 20-frs.-Stück geprägt wurde, Ende 1804, war es eines der ersten Zeichen, daß nun die Assignaten-Inflation der Revolution beendet war. Im Gegensatz zu seinen Vorläufern der letzten 10 Jahre trug dies Geldstück nicht mehr die Embleme der Freiheit und der Republik,

Assignat über 400 Livres von 1792

sondern ein klassizistisches Portrait des 1. Consuls. Unter „klassizistisch“ ist hier die Orientierung des Stempelschneiders an der Münzschnidekunst der frühen römischen Kaisermünzen zu verstehen. Es handelt sich um das Jahrhundert von Augustus bis Trajan (117 p. C.), deren erstaunliche Charakterköpfe-Darstellungen in den folgenden Jahrhunderten nie wieder erreicht wurden. Die Ähnlichkeit des Münzbildes von Napoleon mit den Augustus-Darstellungen um Christi Geburt sei hier nur angedeutet.

In Analogie zum „Louis d'or“ des Bourbonenkönigs erhielt das neue 20-frs.-Stück ab 1805 den Namen „Napoléon d'or“, das heißt, der Name „Bonaparte“ verschwand von den Münzen. Jetzt war die Kaiserwürde eines Mannes „von Gottes Gnaden“ wichtiger geworden als die Verherrlichung der Republik, der Volksherrschaft (wörtlich „res publica“ = die Sache der Öffentlichkeit). Der Napoleon-Biograph Emil Ludwig urteilt über diesen Wechsel folgendermaßen:

– – mit unheimlicher Gewalt löste sich aus dem Bereich des goldenen Reifens (der Kaiserkrone) das gefährliche Fluidum des Gottesgnadentums und breitete lang-



sam seine Wellen um das Hirn des auserwählten Mannes.

Und an anderer Stelle: „– in ganz Europa fielen jetzt die Vorkämpfer geistiger Freiheit von Napoleon Bonaparte ab!“

Einer seiner begeisterten Anhänger lebte damals in Wien: Im Zusammenhang mit diesem Wechsel steht ein interessantes Ereignis aus der Musikgeschichte.

Ludwig van Beethoven, der Komponist und demokratische Freigeist, war im Jahre 1804 34 Jahre alt. Er lehnte jede Fürstentumsherrschaft und jede Unterdrückung der Völker ab. Auf seinem Schreibtisch stand eine kleine Bronzestatue des römischen Tyrannenmörders Brutus. Beethoven hatte sich an Plutarch und Platon politisch gebildet; er begrüßte die französische Revolution, die der überfaulen Herrschaft der Bourbonen ein Ende setzte. Beethoven brachte dem Volkstribunen Bonaparte große Bewunderung entgegen. Für ihn war der „kleine Mann aus dem Volke“ der Retter seines Vaterlandes und ein beispielhafter Volksvertreter, das Vorbild für alle anderen, noch unterdrückten Völker in Europa. Im Jahre 1804 hatte Beethoven seine dritte Symphonie beendet.

Seit dem Sommer war der französische General Bernadotte (der nachmalige König von Schweden) als Gesandter der Französischen Republik in Wien am österreichischen Kaiserhof. Durch Bernadottes Vermittlung wollte Beethoven dem 1. Consul Frankreichs seine neueste Komposition schicken: die dritte Symphonie Es-Dur op. 55, auf deren Titelblatt die lapidare Widmung stand: „Napoléon Bonaparte“! Die Partitur sollte gerade in diesen Tagen, Anfang Dezember 1804, dem Grafen Bernadotte übergeben werden, als aus Paris die Nachricht eintraf, Napoleon habe sich zum Kaiser ausrufen lassen.

Die Wirkung dieser Nachricht auf Beethoven war niederschmetternd: Sein Freund und späterer Biograph, Anton

Schindler, beschreibt sie so:

Dem Tondichter ward diese Nachricht durch Graf Lichnowsky und den Geiger Ferdinand Ries überbracht. Kaum hatte er sie angehört, als er mit Hast die Partitur ergriff, das Titelblatt abriß und sie mit Verwünschungen über den neuen Franzosenkaiser, den neuen Tyrannen, auf den Boden warf. Erst nach längerer Zeit hatte sich der heilige Zorn unseres demokratischen Tondichters gelegt, und sein aufgeregtes Gemüt ruhigeren Betrachtungen über das Geschehen wieder Zugang gestattet. Er gab demnach zu, daß dieses neue Werk unter dem Titel „Sinfonia Eroica“ mit der darunter sich befindlichen Devise: „Per festeggiare il sovveniere d'un gran uomo“ (Um das Andenken eines großen Mannes zu feiern); doch erfolgte die Herausgabe erst volle zwei Jahre nach diesem Vorgang.

So erzählt uns die jetzt 170 Jahre alte französische Goldmünze von einem Wendepunkt im Leben Napoleons und von der damit verbundenen politischen Enttäuschung eines unserer größten Komponisten.

Da sage noch einer: Numismatik sei eine weltfremde Liebhaberei!

1974



**Titelblatt von Beethovens 3. Symphonie:
„Sinfonia grande intitolata Buonaparte“ –
Beethoven selbst kratzte die letzten
beiden Worte des Titels vom Papier**

CHAMPAGNER ZWISCHEN MEAUX UND CRÉCY

Sylt, Sommer 1948. Wir saßen auf einer hohen Düne im Norden der Insel Sylt. Wir, das waren vier oder fünf Sommergäste mit dem Leiter des Nordseeheimes, Dr. Knud Ahlborn. Wir saßen auf den dichten Polstern des silbergrünen Strandhafers und schauten durch eine Lücke in der Dünenkette auf die Nordsee, deren heller Spiegel in schönstem Sonnenschein zu uns heraufglänzte.

Dr. Ahlborn, ein blonder hochgewachsener Friese, hatte uns einiges erzählt über das Werden dieser nordfriesischen Insel-Landschaft, über die großen Sturmfluten in vergangenen Jahrhunderten, über das Vergehen des Küstenlandes seit dem Mittelalter. –

Der Anzug Dr. Ahlborns erinnerte noch an den „Wandervogel“ und die „Freideutsche Jugend“ in Deutschland vor dem 1. Weltkrieg; damals war Knud Ahlborn einer der führenden Männer der Jugendbewegung und einer der Sprecher auf der Hohen-Meißner-Tagung im Oktober 1913 gewesen, der Ju-



Knud Ahlborn

gendbewegung, die dann mit all ihren idealistischen Ansätzen im Morden des Krieges weitgehend zerschlagen wurde. In seinem Sommererholungslager auf Sylt, nördlich von Wenningstedt, hatte Dr. Ahlborn jeden Gebrauch von Nicotin untersagt, ja, er ließ sich von jedem Badegast diese Anordnung schriftlich bestätigen, aus der Sicht der Jugendbewegung heraus. Auch Alkohol war verpönt: Im ganzen Lager fand sich kein Tropfen Wein, Bier oder Cognac. –

In unserem Gespräch auf der Düne fiel auch das Wort „Abstinenz“, und aus dem Kreise der Gäste kam die Frage an Dr. Ahlborn, warum er so streng den Alkohol ablehne.

Darauf sagte Dr. Ahlborn: „Dazu hat mich ein furchtbares Erlebnis aus dem Anfang des 1. Weltkrieges gebracht, von dem ich Ihnen nun berichten will.“

— — —

**Generaloberst
Alexander von Kluck**

Als der 1. Weltkrieg begann, im August 1914, hatte ich grade meine einjährige militärische Ausbildung hinter mir. Ich rückte mit den ersten Truppen aus und machte den erstaunlich schnellen Vormarsch über Belgien nach Nordfrankreich hinein mit.

Die Stimmung damals, unter uns jungen Soldaten! Wie waren wir alle begeistert für die große heilige Sache Deutschlands, die Sache des Rechts, der Verteidigung des Vaterlandes. Unsere Köpfe waren voll der idealen patriotischen Ideen; wir wußten genau, daß wir für die Freiheit nicht nur Deutschlands, sondern der ganzen Welt stritten: gegen die drohende Versklavung Europas durch das „perfide Albion“ = England, und durch den „Erbfeind im Westen“, das degenerierte Frankreich. Wir fühlten uns als Vorkämpfer der Freiheit!

Wenn ich das heute bedenke, heute 1948, nach 34 Jahren, dann glaube ich, daß diese unsere patriotische Überheblichkeit – die sich im Siegesrausch des Vormarsches eher noch steigerte – eine Art Verblendung war, eine Vernebelung unserer

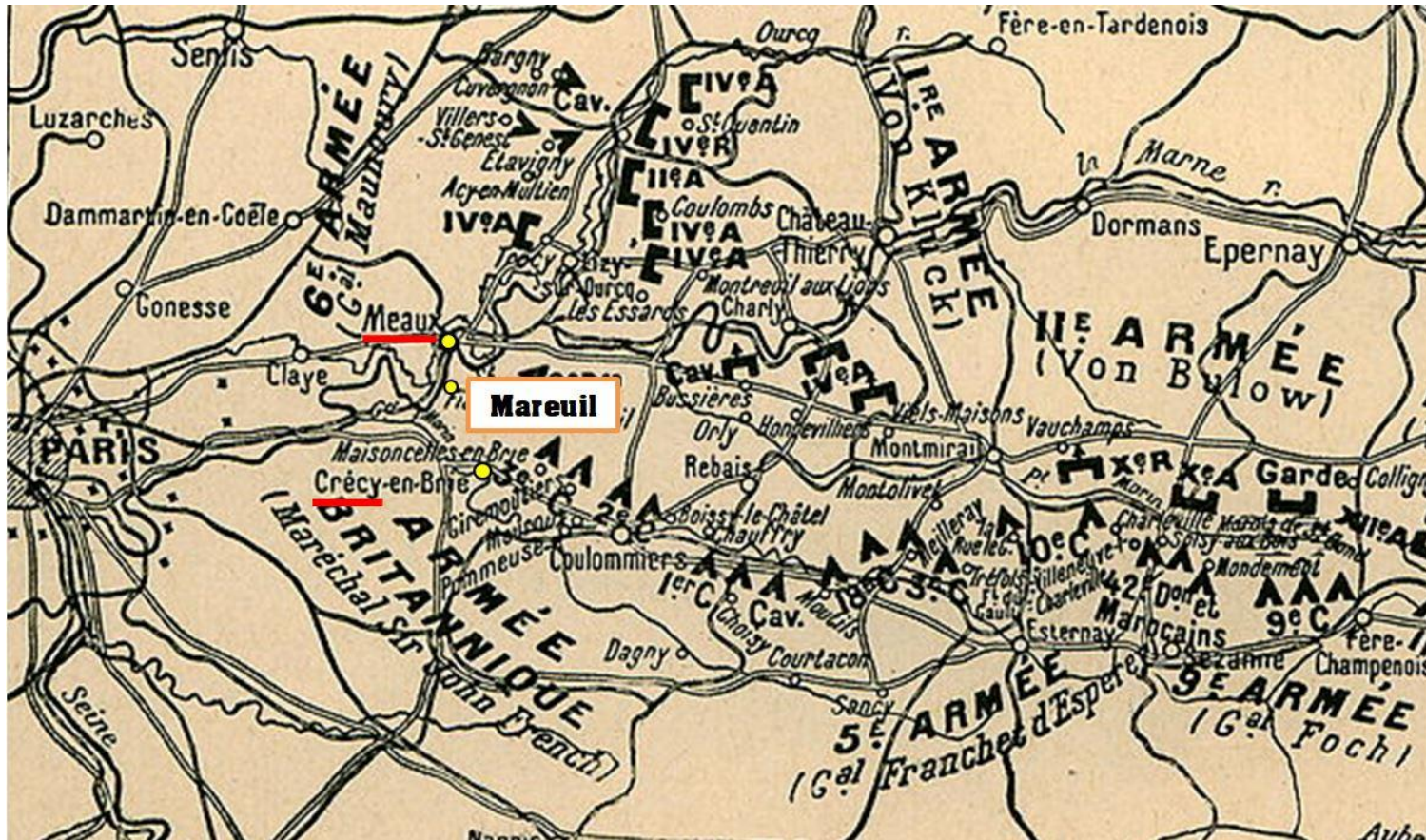


Gehirne durch Phrasen, wie sie 1871 der Lübecker Dichter Emanuel Geibel geprägt hatte: „ – und es mag am deutschen Wesen noch einmal die Welt genesen“; oder Hoffmann von Fallersleben schon 1841: „Deutschland über alles in der Welt!“ – Anmaßungen, die uns weltweit geschadet haben.

Trotz der gewaltigen körperlichen Anstrengungen in den ersten Wochen des Krieges, trotz der Strapazen, war die Stimmung bei uns, bei der Truppe, sehr gut, weil wir die Franzosen buchstäblich vor uns hertrieben. So haben wir einmal in 40 Stunden 120 km zurückgelegt: eine enorme Marschleistung, besonders, wenn man das Gepäck bedenkt, das wir damals tragen mußten, und dazu kam noch die sommerliche Hitze. –

Nach dem überraschend schnellen Fall der Festung Lüttich am 16. August, von Namur am 24. 8. und St. Quentin am 30. 8. wurde am 4. September die Stadt Reims erobert. Da war unser Regiment aber schon an Reims vorbei und über Château Thierry bis in die Nähe der Marne gekommen. Zwischen der

alten Stadt Meaux im Norden und Crécy im Süden gelangten wir am Abend des 6. September nach Mareuil, einem Dorfe nur noch 30 km von Paris entfernt. Die Armee Kluck war um diese Zeit im Norden von Paris bis Betz vorgedrungen, während die Armee Bülow (zu der wir gehörten) weiter im Osten nach Süden auf Montmirail und Vitry vorstieß. Durch Tag- und Nachtmärsche waren wir am Ende unserer Kräfte: Wie nasse Säcke fielen wir in Mareuil nach dem Haltbefehl auf die Erde, da, wo wir grade standen,



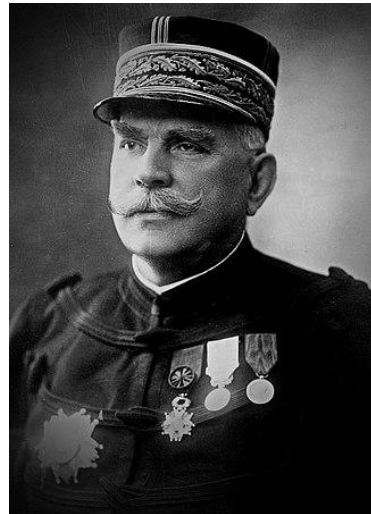
Die Marne-Schlacht September 1914

um erstmal zu verschlafen. Wir sollten in Mareuil über Nacht bleiben. Es wurde Quartier gemacht. Dieses Dorf Mareuil war ein typisches Bauerndorf der Île de France: alleinstehende Farmen, ein Dorfkrug, eine kleine Kirche, eine Wassermühle. Das ganze Dorf war leer, die Bevölkerung war vor den „Huns“, den „Prussiens“ geflohen oder zwangsevakuert. Hier sollten wir übernachten.

Wie sah zu dieser Zeit die Lage auf der französischen Seite aus? Im Generalstab der Armee des Generals Joffre in Argenteuil, einer nördlichen Vorstadt von Paris, war man am 4. September in großer Sorge: Der Vormarsch der Deutschen schien unaufhaltsam zu sein. Trübe Erinnerungen wurden wach an 1815 und 1870. Joffre hatte vor Kurzem seine Stellungen um Lille aufgeben müssen, da die Deutschen dort das stärkste Sperrfort, Mononvillers, am 28. 8. zerschossen und einnahmen. Joffre zog sich nach Süden zurück. Wegen der äußerst bedrohlichen Lage war am 3. September die französische Regierung nach Bor-



**Generalfeldmarschall
Karl von Bülow**



Marschall Joseph Joffre

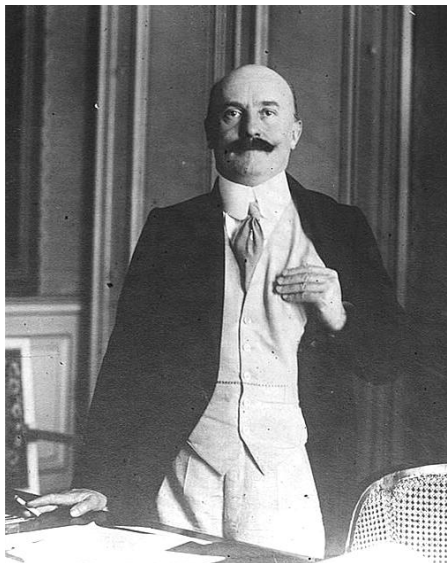
deaux umgesiedelt. Am 5. September standen deutsche Reiterspitzen auf der Nordsüd-Linie Betz – Soupplets – Changis – Meaux – Crécy. Den Franzosen saß das drohende Gespenst des Zusammenbruchs („la vision du désastre“) im Nacken. Der frühere Premierminister, Caillaux, der 1911 den Frieden grade noch gerettet hatte, riet in diesen Tagen dringlich zum Rücktritt vom Kriege, solange es noch Zeit sei. Im Landesinneren verzweifelte man an der eigenen Kraft und an der der Verbündeten angesichts der deutschen Erfolge. Schon gab es Zeichen des Zerfalls bei der Truppe. Als man in England von diesen Dingen erfuhr, drohte die englische Regierung den französischen Verbündeten, daß „ein Abfall von der gemeinsamen Sache mit feindseligen Handlungen gegen die französische Küste beantwortet werden würde“. –

Da, in der größten Not, Ende August, erscheint in Le Havre der neue Gesandte der Vereinigten Staaten, Sharp, und mit ihm der ehemalige Gesandte, Bacon – beide starke Sympathisanten Frankreichs. Die Amerikaner versicherten dem

französischen Kriegsminister Alexandre Millerand, daß Amerika in den Krieg eingreifen würde, um „die Gefahr einer deutschen Herrschaft über den atlantischen Ozean“ (sic!) zu verhüten. Es wurden große Summen zur Verfügung gestellt, um die Hetzkampagne gegen Deutschland in der ganzen Welt anzuheizen.

Aber trotz aller Versprechungen war und blieb die militärische Lage sehr bedrohlich. Man hatte weder genügend Truppen zur Verfügung, um den deutschen Vormarsch zu stoppen, noch gab es Transportmöglichkeiten – waren doch viele Fahrzeugparks bereits dem Feind in die Hand gefallen, so in den Festungen um Lille, St. Quentin und kürzlich in Reims. –

Da hatte vor 10 Tagen, gleich nach der verlorenen Schlacht von Longwy, ein Oberst im Generalstab Joffre einen eigenartigen Vorschlag gemacht, wie man – eventuell – den Vormarsch der „Prussiens“ ohne Truppen aufhalten oder doch verzögern könne. Man solle, so lautete der Plan, sofort (es war Ende Au-



Joseph Caillaux, französischer Premier 1911–1912

gust) 2 Dutzend Ortschaften auf der Nord-Süd-Linie Betz – Dizy – Saint-Souplets – Meaux – Crécy und Coucommies, die alle schon seit dem 25. August evakuiert waren, mit Lastwagen voll großer Mengen Wein in Tonnen und Flaschen beliefern, versehen. Diese Mengen Wein sollten in Fermenten, Höfen und Häusern, Wirtschaften gut sichtbar gelagert werden, die Weinkisten geöffnet, die Fässer angeschlagen und mit Zapfhähnen versehen. Der Plan war bemerkenswert schlaue ausgedacht und auf die Mentalität des Feindes eingestellt. Es war eine besondere Art der Kriegsführung, bei der an die Stelle des Pulvers die „bouteille“ trat. Ein findiger Kamerad des Obersten

erweiterte den Plan noch durch den Befehl an alle Weintransportkolonnen, daß in den „beliefernten“ Ortschaften des ganzen Gebietes die Brunnen unbrauchbar gemacht werden wollten. –

Der General Joffre stimmte dem Plan zu. So wurden in die Brunnenschächte tote Pferde, Kühe, Schafe und Hunde geworfen und somit



**US-Botschafter
William Graves Sharp**

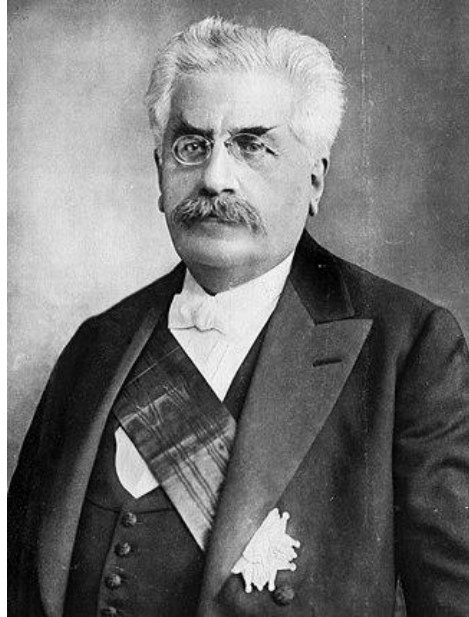
Kriegsminister Alexandre Millerand

alles Trinkwasser vergiftet. Dieses Vorgehen war nicht neu, auch nicht in Frankreich: Schwache Völker haben sich zu allen Zeiten gegen starke Eindringlinge dadurch gewehrt, daß sie Brunnen vergifteten und Siedlungen verbrannten. Schon Caesar erlebte diese – bei den Römern „Partnertaktik“ genannten Maßnahmen – im Gallischen Krieg.

Aber hier an der Marne lag doch noch eine besondere Variante vor: Wenn nun die deutschen Soldaten durstig von der sommerlichen Hitze in die Dörfer einrückten, gab es für ihren Durst gar keine Alternative mehr, ob Wasser oder Wein. Wie gesagt: diese „action des vins et des puits empoisonnés“ des französischen Oberst war eine kombinierte Aktion; sie wurde bis zum 30. August beendet. –

Aber auch ohne die vorbereitenden unmilitärischen Maßnahmen zeichnete sich auf strategischem Gebiet für die Franzosen mindestens eine Möglichkeit ab.

Als die Armee Kluck, die nördlich von Paris bis in den Raum Dammartin – Betz vorgedrungen war, am 4. September nach



Südosten abschwänkte, um so im Osten von Paris die dortigen französischen und englischen Truppen zusammen mit der Armee Bülow in die Zange zu nehmen, da war die rechte Flanke von Kluck ungedeckt; auch klappte zwischen Crécy und Château Thierry bald eine erhebliche Lücke zwischen den beiden deutschen Armeen, eine Lücke, die von Süden her von englischen Truppen durch Vorstöße erweitert wurde. General Joffre erkannte diese beiden schwachen Stellen im Aufmarsch der Deutschen. Er befahl den englischen und französischen Truppen im Osten von Paris, kräftig nach Norden vorzustoßen auf Château Thierry und Montmirail zu, während er, Joffre, versuchen wollte, den rechten Flügel der Armee Kluck zu umgehen, zu um-

fassen, zu vernichten. Dafür brauchte Joffre sofort 40 000 ausgeruhte Soldaten zum Einsatz bei Nanteuil und bei Dammartin. In Ermangelung anderer Transportmittel ließ er sofort in der Stadt Paris 2000 Auto-Taxis beschlagnahmen und setzt in jedes 5 ausgerüstete Soldaten. Diese Masse von Autos pendelte die ganze Nacht zwischen Paris und der Nordfront bei Nan-

1914: Deutsche Truppen passieren die französische Grenze



teil; und am Vormittag des 5. September hatte Joffre genügend Truppen zur Verfügung, um die Umfassung zu wagen.

Hier unterbrach Dr. Ahlborn seinen Bericht und schaute eine Weile mit uns von der Düne auf die silberblitzende Nordsee. In der Ferne sahen wir einen der weißen Bäderdampfer nach Süden, nach Helgoland am Horizont entlanggleiten.

Wasser, viel Wasser, das war damals unser Wunschtraum bei der Ankunft in Mareuil (, so fuhr der Doktor in seiner Erzählung fort). Die Zunge hing uns trocken, pelzig im Munde. Wir waren wild vor Durst. Stundenlang waren wir in raschem Tempo marschiert, nach Westen, immer in der Sonnenglut und dem Staub, der Sonne, die jetzt rot vor uns unterging. Der letzte Tropfen aus der Feldflasche, vorsichtig vom Morgenkaffee aufgespart, war schon seit dem frühen Nachmittag ausgetrunken. Nun war – endlich – Rast! Nun würde man den quälenden Durst löschen können, trinken, soviel man wollte, welche Aussicht nach dem heißen Tage! Wir beehrten ja nicht viel: ein kühler Abend unter Dorfbäumen, Trinken, Essen, Waschen – dann vielleicht einige Stunden schweren Schlaf = das waren für einen Infanteristen auf dem Vormarsch Höhepunkte aller irdischen Wünsche. –

Aber nun stellen Sie sich vor, mit welchen Gefühlen der Enttäuschung und der Wut wir dastanden, als wir in den Schacht des großen Dorfbrunnens hineinsahen und eine tote Kuh, den Bauch nach oben, darin schwamm!

Bei weiterem Suchen auf den umliegenden Höfen: dasselbe Bild: Alle Brunnen verseucht, das Trinkwasser vergiftet.

Hier und auf den folgenden Seiten
Postkarten aus dem Ersten Weltkrieg

Der Troß der Kompanie mit der Küche hatte das mörderische Marschtempo nicht mithalten können und war noch weit von unserem Dorf entfernt.

Unser nächster Gedanke: zum Fluß, zur Marne, die in Sichtweite ungefähr 700 m entfernt vorbeifloß. Das Wasser würde doch klar und genießbar sein!

Aber laut Befehl durften wir den Dorfbereich nicht verlassen; es bestand die Gefahr, von feindlichen Patrouillen abgeschossen oder abgefangen zu werden. So schickte der Zugfeldwebel einen Unteroffizier zur Erkundung zum Fluß. Der kam zurück mit der Meldung: Im seichten Wasser des Ufers lägen aufgetriebene Tierkadaver zu Dutzenden, es stänke dort zum Erbrechen! –

Inzwischen hatte sich die Kompanie über die Fermes verstreut. Mein Kamerad und Freund noch von der Penne her, Erich (wir waren zusammen in Rendsburg eingezo-



„Kanonen! Munition! Aber hiermit kann man doch auch ganz gut ‚sprengen‘!“

gen worden), nahm mich beiseite und sagte halblaut: „Komm mal unauffällig mit: Ich weiß, wo wir was zu trinken finden!“ Im selben Augenblick kam von drüben, vom gegenüberliegenden Hof ein anderer Soldat angelaufen. Er rief laut, er schrie beinahe vor Freude: „Alles da! Alles da! Soviel ihr wollt! Flaschen Wein und Champus! Dutzende von Flaschen! Ganze Batterien von Wein, die feinsten Sachen!“ Den Beweis hatte er gleich mitgebracht: In jedem Arm zwei Flaschen Champagner mit silberglänzenden Kapseln.

Die Kameraden ließen sich nicht lange nötigen. Aus Scheunen, Kellern, sogar aus dem Backofen neben dem Dorfbrunnen holten sie massenhaft Flaschen heraus. –

Erich und mir wurde schwül; wir sahen etwas weiter. Unser Gedanke war: Wenn alle diese vielen Flaschen heute Abend

ausgetrunken würden – noch dazu auf fast leeren Magen – dann wäre die ganze Kompanie schwer betrunken, das heißt: wehrlos.

Als wir beiden, Erich und ich, darum anfangen, die Kameraden zu warnen vor diesem „Wein-Segen“, ernteten wir zuerst ungläubige Gesichter („Was sollen wir denn sonst trinken“) und dann lauten Hohn und Spott. So schallte es uns von allen Seiten entgegen: „Ihr seid ja verrückt!“, schrien sie, „sowas kommt doch nicht wieder; das muß man ausnützen, alles mitnehmen!“

(Sie hatten recht, die durstigen Kameraden, nur, leider, in einem anderen Sinn: Für viele von ihnen kam „so etwas“ nie wieder!)

Ein „Clou“, eine Sensation, ward der Fund von drei riesigen Weinfässern im Keller des Dorfkruzes. Herrlicher Rotwein, Burgunder! „Man braucht nur den Hahn umzudrehn –“, so der naive Kommentar des stolzen Entdeckers, „– dann gibt es jede Menge!“ Bald war in dem Keller eine fröhliche Zechrunde versammelt.



Inzwischen waren die Unteroffiziere und – von diesen verständigt – auch die beiden Offiziere der Kompanie aufmerksam geworden. Auch sie hatten in ihrem Quartier, beim Müller, große Vorräte an Wein und Champagner vorgefunden.

Sofort gab der Hauptmann Befehl, das allgemeine Besäufnis zu stoppen. Er ließ durch den Spieß ansagen, alle Weinflaschen müßten sofort in seinem Quartier, beim Müller, abgeliefert werden; sie wären jetzt Markenderware der Kompanie und würden als solche einzeln an die Mannschaften ausgegeben.

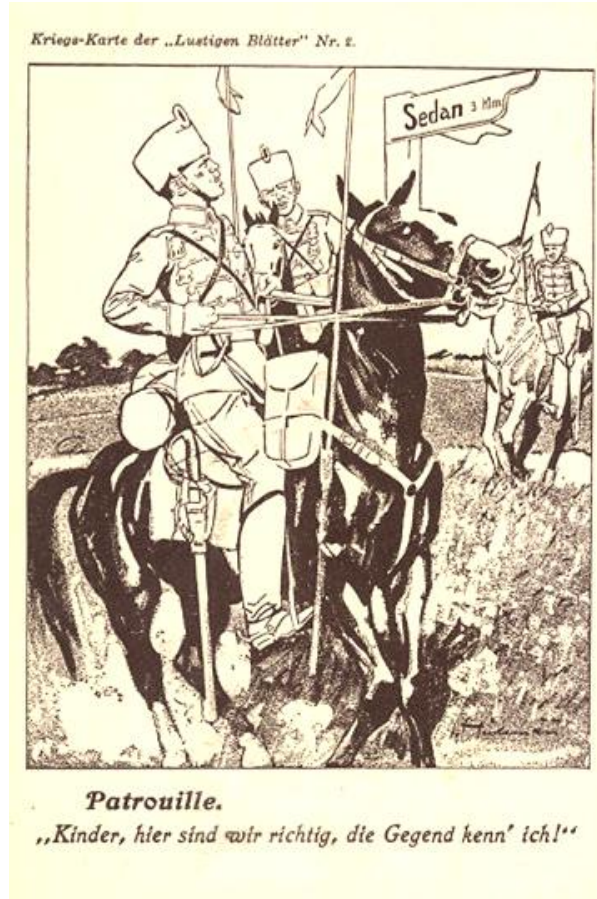
Aber – es war schon zu spät! Der unmäßig vereinnahmte Wein wirkte sich bei der Wärme nach kurzer Zeit schon verheerend aus. –

Ich erinnere mich besonders noch an eine Szene: Da saß unter einem Baum auf einem Hauklotz ein dicker, großer Soldat. Um sich herum hatte er wohl ein Dutzend Flaschen Wein und Champagner gruppiert. Ich besah einige der Etiketten: Es waren die erlesensten Namen, die auch ich größtenteils nur vom Hörensagen kannte.

Der von so sagenhaften Genüssen umgebene Soldat machte sich nicht die Mühe, die Korken herauszuziehen; Er schlug mit dem Beil, das er auf dem Hauklotz gefunden hatte, den Flaschen die Köpfe ab und trank und soff, was nur hineinging. Da saß er, mit blutigem Mund von den scharfen Flaschenrändern, sang still vor sich hin und trank sich bis zur Bewußtlosigkeit. –

Die Vorgesetzten waren einfach machtlos, denn die betrunkenen Soldaten konnten die wütend und wiederholt herausgebrüllten Befehle gar nicht mehr aufnehmen, sie reagierten nicht mehr darauf.

Insgeheim versorgten die weinseligen Soldaten auch die eng um das Dorf als Wache aufgezogenen Kameraden mit „schönen“ Flaschen, die sie neben den Posten zur „Stärkung“ auf den Boden stellten. Alle strengen Wachvorschriften waren einfach vergessen.



Inzwischen war es 11 Uhr abends geworden. Die französische List hatte fast auf der ganzen Linie gesiegt. Nur mein Freund Erich, ich und die Vorgesetzten waren nüchtern geblieben und ca. 20 Kameraden waren noch mehr oder weniger ansprechbar.

Der 7. September

Im Morgengrauen, schon nach 3 Stunden, gegen 2³⁰ Uhr, kam, was wir befürchtet hatten: Die Franzosen griffen unser Dorf an, ungefähr in Kompaniestärke. Wir wenigen Kampffähigen, mit Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften ca. 30 Mann, schossen wie wild und verzweifelt um uns, konnten aber nicht verhindern, daß ganze Trupps der „poilus“, der französischen Infanteristen, durchsickerten und in unser Dorf eindrangen.

Ein großer Teil unserer Kompanie war noch so benommen und sinnlos betrun-

„Ostern 1915:
Wer anklopft, wird gebissen.“

ken, daß er praktisch wehrlos dem Feinde ausgeliefert war; wir konnten nicht verhindern und mußten mit ansehen, wie Dutzende unserer betrunkenen Kameraden hilflos in den Gärten, Höfen, Häusern und Kellern vom Feind abgeschossen, erstochen, erwürgt, abgeschlachtet wurden.

Zufällig sah ich, wie der dicke Mann am Hauklotz inmitten seiner Flaschen lag, von den Splittern einer Handgranate getroffen. Ich erkannte sein gutmütiges, rundes Gesicht, aber dicht darüber war das Schädeldach wie mit der Säge abgetrennt, man sah in die Höhlung des Schädels – das Gehirn war durch die Gewalt der Explosion herausgeblasen. –

Als wir wenigen Überlebenden versuchten, uns nach rückwärts, nach Osten abzusetzen, hockten Erich und ich einen Augenblick im tiefen Kellereingang des Dorfkruges. Dort sahen wir eine einsame brennende Kerze auf einem Faß an der Kellerwand. Sie beleuchtete ein furchtbares Bild. Die Franzosen hatten Handgranaten in den Keller geworfen und diese hatten bei der Explosion die großen Weinfässer mit Splittern durchsiebt. So war der ganze Wein ausgeflossen. Unsere verwundenen und dann ertrunkenen Kameraden schwammen in einem See von Rotwein.



Am nächsten Tag hörten wir bei anderen Kompanien, daß ähnliche Szenen wie bei uns in Mareuil sich auch in den Dörfern um Crécý und Betz abgespielt hatten. Darum war es den angreifenden Franzosen und Engländern an manchen Stellen der Front ein Leichtes, nach Norden durch die deutschen Stellungen zu stoßen, besonders bei Crécý, Amillis, La Ferté und bei Montmirail.

Die Armee Kluck fürchtete nun die Verbindung mit der Armee Bülow im Osten zu verlieren, denn es bestand jetzt eine bedenklich große Lücke zwischen den Truppenverbänden. Es kam daher der Befehl für alle deutschen Einheiten, sich abzu-

setzen und sich nach Norden, hinter die Aisne, zurückzuziehen. Das waren nur 30–45 Kilometer, aber die große Chance an der Marne war vertan. –

Das war „Le miracle de la Marne“, „Das Wunder an der Marne“, wie es die Alliierten später nannten und als Sieg ihrer „besseren Strategie“ in alle Welt ausposaunten. Wer fragt schon bei solch einem Völkerringen nach der „Moral“ in der Kriegsführung (mag diese noch so fragwürdig sein). Der Erfolg lag hier auf der Hand, das „Wunder“ war geschehen, der schnelle Vormarsch der Deutschen war gestoppt, was nun folgte, war ein jahrelanger Grabenkrieg.

Bei dem Ergebnis kam es auf ein paar Gemeinheiten mehr oder weniger nicht an!

Seit dem Tage (so schloß Dr. Ahlborn seinen Bericht), seit dem 7. September



„Der Nachwuchssoldat. Hier sind die Deutschen vorbeigekommen ...“

1914 in Mareuil an der Marne, habe ich keinen Tropfen Alkohol mehr angerührt.

Übrigens (so ergänzte er noch) wird es Sie nicht wundern, daß in keinem Kriegstagesbericht und auch später in keinem offiziellen Werk über die Geschichte des Krieges jemals auch nur ein Wort über dieses blamable Geschehen an der Marne veröffentlicht worden ist. Es paßte einfach nicht zu dem offiziellen Heldengesang vom deutschen Soldaten. Auch über die Rücknahme der deutschen Angriffspitzen der Armeen Kluck und Bülow hinter die Aisne in der Zeit vom 7.–12. September, wurde in Deutschland erst nach fast einer Woche berichtet, und auch das nur in sehr gewundenen Ausdrücken. „Deutsche Truppen“ und „zurückweichen“? So etwas gab es doch gar nicht! Deutsche Soldaten hatten einfach vorwärts zu stürmen und zu siegen – nach der damaligen Ansicht der Heimat.

(Und weiter Dr. Ahlborn:) Heute, nach 34 Jahren, frage ich mich ernstlich, ob die Betrunkenheit, der Rausch der Kameraden in der Nacht zum 7. September 1914 nicht etwas Ähnliches war wie unser Siegesrausch. Das kaiserliche Deutschland hatte unsere Köpfe benebelt durch die Hybris patriotischer Phrasen.

An der Marne versuchte der Gegner etwas Ähnliches – wenn auch wesentlich derber und primitiver – mit Champagner und Wein.

Auf die Vernebelung, auf den Rausch folgte später die schreckliche Ernüchterung – in Mareuil aber nur für uns wenige Überlebende der Kompanie; denn die meisten Kameraden wurden noch in ihrer tiefen Betrunkenheit im Morgengrauen erschlagen.

Für uns anderen wich die Vernebelung des Geistes erst nach Jahr und Tag, nachdem sich die Sinnlosigkeit und Hoffnungslosigkeit des Grabenkrieges in den Materialschlachten herausgestellt hatte.



Knud Ahlborn

Nachdem Dr. Ahlborn seine Geschichte beendet hatte, saßen wir, seine Zuhörer, in beklommener Stille, in uns den Nachhall der schrecklichen Begebenheit in dem Dorf an der Marne – und vor unsern Augen die Schönheit der Nordseeinsel, mit der im Sonnenschein flimmernden Dünenlandschaft und mit dem dahinter bis zum Horizont brennenden Spiegel des Meeres: Zwei Welten!



Benutzte Quellen:

- | | | | |
|--|------|--|--------------|
| 1) Geschichte der neuesten Zeit von Fr. E. Egelhaaf
2 Bd. | 1920 | 4) Auszug aus der Geschichte
von Karl Ploetz | Ausgabe 1930 |
| 2) Handbuch für den Geschichtsunterricht
von Fr. Friedrich 4 Bd. | 1926 | 5) Der Weltkrieg
von Rudolf Stratz 80. T. | 1933 |
| 3) Geschichtsbuch für die Jugend
von Bernhard Kumsteller | 1927 | 6) Die Kelten
von Gerhard Herm | 1975 |
| | | | 24. 2. 1976 |



II.

M. Metger, Pastor

Bad Salzuflen, 13. 6. 35
Woldemarstr. 9

Titl. Pastor H. Burghardt

In Wernigerode

Sie hatten die Freundlichkeit, mir Ihr schmerzliches Mißfallen zu bekunden um einer Äusserung willen, die durch mich im Gebet geschehen ist.

Daß Sie erst bei Ihrer Abreise mir diese Äußerung zugehen ließen, bedaure ich, so bleibt mir nur die Möglichkeit einer schriftlichen Entgegnung, die Ich Ihnen in freudiger Offenheit lieber mündlich gegeben hätte.

Ihre Worte geben inhaltlich das von mir Gesagte wieder, da ich für solche gebetet habe, die um der Ehre Christi willen Zwangslager und Verbannung erleiden müssen. Der Wortlaut war anders, als er von Ihnen zitiert ist. Aber es kommt auf den Inhalt an, zumal die Wiedergabe der betr. Stelle meines Gebetes nicht –

wie das so oft der Fall ist – in besonderer Absicht durch andere Ausdrücke sachliche Entstellung sucht.

Sie sind der Meinung, daß die ins Zwangslager gebrachten Geistlichen aus Hessen und Sachsen „durch Parteilichkeit fanatisiert seien“. Wie deuten Sie denn das Eintreten der bekennenden Kirche für diese Geistlichen? Was fangen Sie mit den Tatsachen an, die der Anlaß für diese Inhaftierung gewesen sind? Wer ins Zwangslager kommt, weil er für bedrängte Brüder betet und vom biblischen Evangelium nicht lassen will, an dem geschieht es nach Matth. 5,10. Die Tatsache der vor der Bekenntnissynode in Augsburg erfolgten Freilassung aus

dem Zwangslager spricht gegen Ihre Auffassung, wie auch vor allem die tatsächlichen Vorgänge Sie völlig ins Unrecht setzen. Aber ich dürfte wohl nicht irren, daß Sie das Ringen der bekennenden Kirche vom Standort Ludwig Müllers ansehen. Sie mögen den speziellen Fall betr. Zwangslager und die Gesamtbeurteilung vor Ihrem Gewissen verantworten wollen, vor der Bibel können Sie es nicht.

Ich freue mich herzlich, Ihnen diese „bittere Stunde“ bereitet zu haben; dabei weise ich allerdings den Vorwurf der Unwahrheit weit von mir. Ihre Bemerkungen



**Pastor
Martin Metger**

kungen über politische Fragen und Ihr Versuch, meine Äußerungen politisch zu werten, richten sich selbst als plumper Versuch übler politischer Diffamierung; das steht Ihnen, als einem „Geistlichen“ sehr übel an. Zudem scheint Ihre Theologie sehr brüchig und verwirrt zu sein.

In aufrechter Ehrerbietung

Martin Metger

III.

Wernigerode, d. 15. 6. 1935

Sehr geehrter Herr Amtsbruder!

Auf Ihre gefällige Zuschrift vom 13. Ju. erwidere ich!

Wenn Sie mir nicht innerhalb 8 Tagen Ihr Ehrenwort geben, sich für immer aller direkten und indirekten Angriffe auf den Nationalsozialismus auf der Kanzel zu enthalten, werde ich – entsprechend meinem für den Führer abgelegten Gelübde unverbrüchlicher Treue – unseren Briefwechsel zur weiteren Veranlassung der NSDAP übergeben.

Ihre Ausführungen am Sonntag vor Pfingsten sind nicht nur von mir, sondern auch von Anderen als indirekte Angriffe gegen den Nationalsozialismus aufgefaßt worden. Sie werden

selbst bemerkt haben, daß eine Dame während der Predigt das Gotteshaus verließ.

Heil Hitler!

H. Burghardt

IV.

Karte am 19/6. 35

Titl. Pastor Burghardt – Wernigerode

Ganz entschieden verbitte ich mir, daß Sie mir Äußerungen unterschieben, die nach Form u. Inhalt nicht gesprochen sind. Es ist sehr bedauerlich, daß Sie als „Geistlicher“ das rechte Zuhören verlernt haben. Sie bewegen sich mit Ihren Unterstellungen auf völlig falscher Fährte.

Ich muß Ihnen raten, sich gründlicher dem Gebet zuzuwenden: „Du sollst nicht falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten“, und dabei den ersten Teil der Erklärung Luthers zu diesem Gebet wohl zu erforschen und zu beherzigen. Ihre Drohung schreckt mich nicht u. Ihre Unternehmungen fürchte ich nicht.

Metger, P.

V.

An Herrn Pastor Metger Salzuflen

Wernigerode 20. 6. 35

Auf meine rein sachlichen Darlegungen antworten Sie mit persönlichen Kränkungen, auf die einzugehen mir meine Erziehung unmöglich macht, indessen freue ich mich, daß mich Ihre Zuschrift vom 19 Juni der traurigen Notwendigkeit enthebt, unseren Schriftwechsel der NSDAP zu unterbreiten, denn ich ersehe aus derselben, daß Sie gar nicht wissen, was Sie durch Ihre unbedachten Ausführungen angerichtet haben. Aber dazu wird Ihr Intellekt wohl ausreichen, zu erkennen, daß Sie in Zukunft sorgfältiger überlegen müssen, was Sie im Gotteshause sagen wollen. Nicht immer werden die Nationalsozialisten, die im Ihrem Gotteshause Erbauung suchen, so nachsichtig denken wie ich.

Übrigens scheinen Sie, junger Mann, noch gar nicht zu wissen, daß Beleidigungen, die auf offener Postkarte ausgesprochen sind, als öffentliche Beleidigungen bestraft werden. Wenn Sie sich unterstehen, noch einmal eine Postkarte beleidigenden Inhaltes an mich zu schreiben, so werde ich nicht nur diese, sondern auch die vom 19. 6. dem Gericht übergeben.

Und zum Schluß noch eins: Am Sonntag Exaudi beteten Sie, daß Gott unsern Führer helfen wolle, seine Gaben und Kräfte so zu gebrauchen, daß das Reich Gottes dadurch gefördert werde. Ich kann die Form des Gebetes natürlich nicht genau wiedergeben. Es konnte dieses Gebet an sich keinen Anstoß erregen, aber in der Form, in der dieses Gebet gesprochen wurde, lag der dem Führer gemachte Vorwurf, daß er seine Gaben und Kräfte nicht in den Dienst des Reiches Gottes anwendete. Ich glaube nicht, daß Sie diesem Gedanken mit Bewußtsein haben Ausdruck geben wollen, aber nach dem, was Sie vorher gebetet hatten, sowie nach den Ausführungen der Predigt, konnte ich das peinliche Empfinden nicht los werden, daß hier etwas nicht in Ordnung sei! Wenn Sie unserem Führer „treu, hold und gewärtig“ wären, würden Sie unzweideutig gebetet haben: „Gott segne unsern Führer und lasse ihm sein schweres Werk gelingen“ oder ähnlich.

Heil Hitler!

H. Burghardt

Bad Salzuflen, am 27. 7. 1937

Herrn Pastor Metger

Bad Salzuflen, Woldemarstr.

Am Sonntag riefen mich die Glocken zu Ihrem Gottesdienst. Ich habe aber nach Ihrer Predigt die Kirche mit tiefer Empörung verlassen. Denn von Ihnen den Segen Gottes zu empfangen, wäre mir unmöglich gewesen.

Erstens beten Sie für diejenigen, die unserm Führer und dem dritten Reich staatsfeindlich gegenüberstehen u. dafür die wohlverdiente Strafe verbüßen müssen u. für den Führer in einem Gebet. Ich empfand dies als eine tiefe Beleidigung unseres Führers.

Zweitens wagen Sie es im Lipper Land, wo der Führer 14 Mal um die Seele des Volkes gerungen hat, Ihren Zuhörern eine Predigt vorzusetzen, die mit Angriffen auf unsern



Führer gespickt ist. Gleich zu Anfang erwähnen Sie den Schutthaufen im deutschen Volk. Jetzt, in der Zeit des allen sichtbaren Aufstiegs u. Aufbruchs durch unsern Führer, kann kein vernünftiger Mensch von einem Schutthaufen sprechen. Oder meinen Sie vielleicht die seelischen Schutthaufen? Davon hätten Sie vor der Machtergreifung sprechen sollen, denn da sah es in unsern verzweifelten Herzen u. Seelen so aus. Warum wollen Sie denn das Wunder Gottes, welches er uns in Adolf Hitler schenkte nicht anerkennen? Sind Sie etwa des Glaubens, daß Gott nur zur Zeit der Juden in Palästina Wunder tun konnte? Der Führer mit seinem himmelstürmendem Glauben hat uns alle wieder glauben gelehrt, und Hoffnung u. Zuversicht ins Herz gegeben, sodaß wir ihm dankbaren Herzens u. mit stürmischer Begeisterung folgten.

Glauben Sie mit Predigten von Sünde

u. Schuld hätte er sein Volk errettet? Wenn Sie da von Sünde u. Gericht sprechen, so hat Deutschland für seinen Verrat am eigenen Volk 15 Jahre lang die strafende Hand Gottes gespürt u. das „auserwählte Volk“, dessen Erzvater Sie auch noch erwähnen mußten, hat uns den Schmutz u. Ekel u. die Not bis zum Hals steigen lassen. Haben Sie dies alles nicht miterlebt? Und wenn Sie mit drohend erhobenem Finger daran zweifeln ob Gott 10 Gerechte in unserm Volk finden würde, so hat er sie schon gefunden, denn er hat dies Volk schon durch den Ersten dieser 10 Gerechten erretten lassen u. schützt es durch ihn täglich vor dem Bolschewismus.

Dann sagten Sie dem Sinne nach mit der Betonung des unterstrichenen Wortes: Wenn einer vor Gott hintritt u. sagt, dies u. das haben wir alles getan, nun segne uns dafür, so sei das vermessen, so haben Sie damit den Ausspruch des Führers gemeint, den der aus tiefstem Erleben sagt: „Uns wird nicht geschenkt, wir müssen es uns alles bitterschwer erringen. Wir wollen weitererringen uns mühen u. quälen u. dann vor unsern Herrgott hintreten u. sagen: „Sieh wir sind anders geworden, wir haben uns gebessert, haben gerungen u. gearbeitet, nun segne uns!“ Wieso ist das eine Vermessenheit? Bitten Sie Gott nicht auch um Segen für Ihre Arbeit?

Außerdem erwähnten Sie den Ausspruch unseres Reichspräsidenten von Hindenburg an einen: „Sorgen Sie dafür, daß Christus dem deutschen Volk gepredigt wird.“ Dieser Eine kann doch auch nur unser Führer sein. Sie taten dann so, als ob dieser Eine diese Mahnung nicht befolgte. (Ich habe in meiner Erregung Ihre Worte nicht behalten.) Erstens hat der Führer jedem volle Religionsfreiheit zugesichert u. zweitens ist der ganze Nationalsozialismus eine einzige Predigt der Nächstenliebe u. somit eine Predigt des Gebotes Christi. Oder sind die NS Volkswohlfahrt u. das Winterhilfswerk nicht Werke des Führers, die Nächstenliebe verkörpern? Außerdem kennen Sie wohl nicht eins der Bekenntnisse unseres Führers zu Christus, in dem er sagt: „Mit besonderer Freude lese ich immer wieder die Tat von der Tempelreinigung meines Herrn u. Heilandes. Er war ein Kämpfer!“ usw.

Dann hat einmal eine Schwester den Führer auf dem Obersalzberg gefragt, woher er all die Kraft zu seinem Tun nehme. Da hat der Führer ganz still ein neues Testament aus der Tasche gezogen u. gesagt: „Hieraus!“ Wir alle können viel von seinem Glauben lernen.

Sie sprechen dann mit warnendem Ton von den Großen der Welt, die sich mit Macht u. Prunk umgeben. So ist der Größte der Welt ja wohl unser Führer. Haben Sie noch nie Menschen

aus der Umgebung unseres Führers gehört, die immer von der großen Einfachheit u. Bescheidenheit unseres Führers erzählen? Und wenn er sich sein Haus auf dem Obersalzberg nach seinen künstlerischen Angaben bauen läßt, so ist das noch lange kein Prunk.

Als letztes Ihrer Worte möchte ich noch die Frage anschneiden ob die 10 Gebote völkisch sind oder nicht. Wenn auch Ihre Konfirmanden u. Erwachsenen nein gesagt haben, so wundert mich das bei Ihrer Beeinflussung nicht. Ich aber beweise Ihnen, daß sie völkisch sind. Wie das Gebot heißt, wissen Sie ja. Also, der Jude braucht dafür, daß er Vater u. Mutter ehrt, die Verheißung einer Belohnung. Wir deutschen Menschen u. Nationalsozialisten halten es aus Kindesliebe für unsere selbstverständliche Pflicht Vater u. Mutter zu ehren u. erwarten dafür keine Belohnung.

In einem Satz stellten Sie die Behauptung auf, die Kirche sei lebensnah, im andern widersprachen Sie mit den Worten: „Wir kümmern uns nicht um Zeitgeschehen.“ Nach Ihrer Predigt glaube ich dies. Es wäre aber um das Heil Ihrer Gemeinde nötig, wenn Sie sich um Zeitgeschehen kümmerten.

Zum Schluß gebe ich Ihnen noch ein Wort des Führers mit, aus dem Sie seine tiefe Frömmigkeit erfahren. Er spricht da

von den 3 ungewöhnlichen Freunden, die Not, das Leid u. die Sorge, die ihn durch sein Leben begleiten u. endet: „Wie könnte aber ein Mann diese Sorge zu tragen vermögen, wenn er nicht in gläubigem Vertrauen auf seine Mission mit der Zustimmung dessen rechnen würde, der über uns allen steht.“

Heil Hitler!

Marianne Hahn,
Mitglied der NSDAP
u. des Kreisstabes d. NS Frauenschaft.
Halberstadt Hindenburgstr. 27



Martin Metger

Bad Salzuflen, 12. 4. 1938.

Nachstehend gebe ich einen Bericht über den Vorfall im Wahllokal „Städtische Oberschule“ am 10. April:

Meine Frau und ich begaben uns am 10. April ca. 13 ³/₄ Uhr in das genannte Wahllokal. Am Eingang zu dem Wahlraum gab ich meiner Frau die Wahlkarte mit dem Bemerkten, sie müsse dieselbe selbst abgeben. Als erster von uns beiden trat dann ich an den Wahltisch und gab meine Karte dem zuständigen Herrn ab. Dann ging ich langsam auf das andere Ende des

Tisches zu, woselbst ein Herr sass, der neben sich die Wahlurne stehen hatte. Dieser Herr streckte dann seine Hand ein wenig aus, um meinen Wahlumschlag in Empfang zu nehmen. Ich war so weit gegangen, dass ich kurz vor der Urne stand. Da beugte ich mich ein wenig vor und entdeckte bei dem Herrn neben der Urne an dem Daumen seiner rechten Hand einen hellblauen stark aufgetragenen Fleck in der Grösse eines kleinen Rechtecks. Da zuckte ich mit dem Wahlumschlag zurück und sagte zu dem Herrn: Sie haben markierte Finger. Sie bekommen meinen Wahlumschlag nicht.“ Dabei beugte ich mich noch mal ein wenig vor, sodass ich mich ein zweites Mal vergewissern konnte. Der genannte Herr entgegnete nichts, auch sagte niemand von den anderen Herrn am Wahltisch etwas.

Dann trat meine Frau heran, um ihren Wahlumschlag abzugeben. Ich sagte ihr: Martha, du gibst dem Herrn deinen Umschlag nicht, der hat markierte Finger. Wir stecken unsern Umschlag selber ein. Auch daraufhin sagte weder der genannte Herr, noch einer von den andern etwas. Wir steckten dann selber unsern Wahlumschlag in die Urne.

Dann trat ich ein wenig zurück und sagte dem Herrn neben der Urne: „Es ist eine Ungehörigkeit, dass Sie so versuchen, das



Die Oberschule in Bad Salzuflen

Wahlgeheimnis zu brechen, dass sie Umschläge markieren wollen, um sie hernach wiederzuerkennen. Bitte, zeigen Sie den Daumen ihrer rechten Hand vor.“ Dabei hob ich selber meine rechte Hand auf und streckte den Daumen hoch. Dieser

Aufforderung nachzukommen weigerte sich der betr. Herr; vielmehr war er sehr darauf bedacht, seine rechte Hand unsichtbar zu halten. Auch auf dieses Gespräch sagte keiner der anderen Herren am Wahltisch etwas; aus dem hinteren Teil des Wahlraumes, der durch ein Tuch abgegrenzt war, kam dann ein mir unbekannter Herr mit völlig verdutztem Gesicht, sagte aber nichts.

Abschliessend sagte ich dem Herrn neben der Urne: „Ich werde die Sache an massgebender Stelle berichten“; dann ging ich fort, nachdem ich noch die Wahlplakette entgegengenommen hatte.

Wir gingen sofort nach Hause; ich habe dann sogleich telefonisch folgende Stellen von diesem Vorfall in Kenntnis gesetzt und gegen solche Methode Einspruch erhoben: Polizeihier; Wahlleitung-hier; Ortsgruppenleitung-hier; Kreisleitung-Detmold.

Der Einspruch im Wahllokal und die Weiterleitung an die genannten Stellen ist geschehen, dass alles in der gebotenen Ordnung geschehe.

gez. Metger

Salzuflen (Lippe) Roonstraße 11 den 14. April 1938.

An

Herrn Pastor Metger

in

Salzuflen.

Sie haben es durch Ihr unqualifizierbares und obendrein für einen „Seelsorger“ ganz besonders beschämendes, herausforderndes und dazu auch noch mit kaum zu überbietender Unklugheit – um nicht zu sagen Dummheit – gegenüber der Wahlleitung in Ihrem Wahllokale am Orte Ihrer „Seelsorge“-Tätigkeit Salzuflen fertig gebracht, den für jeden guten deutschen Patrioten im höchsten Maße unerträglichen und beschämenden Verdacht auf sich zu laden, einer von den Salzufler 148 Neinsagern gewesen zu sein! – Denn das ist doch sonnenklar: wer als Wähler mit gutem Gewissen an die Wahlurne herantritt, wie es die 44 Millionen Jasager gegenüber sämtlichen erbärmlichen Neinsagern ganz gewiß tun konnten und auch ganz gewiß getan haben, brauchte auch gar keine Angst zu haben, daß sein Abstimmungsumschlag etwa durch einen farbigen Fingerabdruck, wie man ihn heute von Verbrechern abzunehmen pfllegt, beim Einwerfen desselben in die

Wahlurne durch den Wahlleiter oder dessen Stellvertreter gekennzeichnet werden könnte oder würde; denn erstens hätte es ihm höchstens zur großen Ehre gereicht, wenn er auf diese geheime Weise hinterher als Jasager entlarvt worden wäre; und zum andern wäre er als solcher überhaupt nicht erst auf den Gedanken gekommen, daß der amtierende Wahlleiter oder auch sein Stellvertreter sich einer verbrecherischen Handlung, nämlich des Verletzens des Wahlgeheimnisses, schuldig machen würde oder könnte; zumal bei der ungeheuren diesmaligen Begeisterung, verbunden mit einem beispiellosen Dankgefühl seitens 50 Millionen Menschen, es gradezu lächerlich gewesen wäre, neinsagende Trauerklöße namentlich festzustellen. Eine solche Feststellung hätte höchstens einen psychologischen, aber keinen politischen Wert gehabt. Diese erbärmlichen Kreaturen sterben mit der Zeit sowieso aus, wie unser Führer ja ganz richtig sagt.

Ihnen als gebildet sein wollenden Menschen hätte aber außerdem auch ohneweiters zum Bewußtsein kommen müssen, daß Ihr, allerhöchstens doch nur Sie selbst verdächtigendes Benehmen obendrein eine schwere Beamtenbeleidigung bedeutet! Denn es mußte Ihnen unbedingt klar sein, daß die Personen der Wahlleitung während der Dauer des Wahlaktes vom Staate geschützte Beamte sind! Sie haben sich also obendrein



Bad Salzuflen 1933: Hitler mit Gauleiter Meyer

mit Ihrer Verdächtigung einer groben Beamtenbeleidigung schuldig gemacht, Herr Metger!! – Wäre ich der auf diese Weise beleidigte gewesen, ich hätte Ihnen in durchaus berechtigter, spontaner Aufwallung für Ihre aus den Fingern gesogene Verdächtigung und damit Ehrenkränkung in Verbindung mit Beamtenbeleidigung eine schallende Ohrfeige ebenfalls vor aller Öffentlichkeit gegeben, von meinem Hausrecht als Wahlleiter Gebrauch gemacht, und Sie in großem Bogen aus dem Wahllokal geworfen. Alles weitere hätte ich dann in aller Gemütsruhe Ihnen überlassen. Diese Ohrfeige hätten Sie sich

dann von einem Ihrer ostfriesischen Landsmänner eingesteckt – nämlich auch als ein Beweis dafür, daß nicht alle Ihre Landsleute Angst haben, als Neinsager entlarvt zu werden. Vielleicht hätte es sich dann hinterher auch noch herausgestellt, daß Salzuflen nur mit 147 Neinsagern aufwarten brauchte.

Daß Sie sich selbst auf eine so klobig ungeschickte Weise hier in den Verruf gebracht haben, vielleicht unserem herrlichen Führer ein hinterhältiges Nein gegeben zu haben, trotzdem Sie doch ihm und nicht dem „Führer“ Christus heute Ihr Leben und Ihre fette Pfründe zu verdanken haben, was ausdrücklich zu betonen, ich nicht vergessen möchte, schmerzt mich grade als Ihr Landsmann besonders. Ich biete Ihnen daher die Möglichkeit und eine Brücke, sich von diesem auf Ihnen lastenden Verdacht hier am Orte Ihrer Tätigkeit auf eine sehr anständige und bequeme Weise zu reinigen. – Sie geben mir brieflich die ehrenwörtliche Versicherung, daß sie am 10. April unserem Führer Ihr bedingungsloses „Ja!“ gegeben haben. Um Ihnen diese Versicherung ganz besonders leicht zu machen und Vertrauen gegen Vertrauen zeige, gebe ich Ihnen meinerseits schon jetzt vorweg die ehrenwörtliche Versicherung, daß nicht nur ich, sondern auch meine Frau unserem Führer je ein unbedingtes „Ja!“ gegeben haben. Vorbeugend möchte ich aber schon jetzt bemerken, daß ich Ihren etwaigen Einwand, das

sei eine Verletzung des Wahlgeheimnisses, nicht gelten lassen kann; denn kein Gesetz verbietet einem Wähler, geheim zu halten, wie er persönlich gewählt oder abgestimmt hat!

Sollte ich diese klare Zusicherung von Ihnen in angemessener Zeit unerklärlicherweise nicht erhalten, dann ist es Ihre eigene Schuld, wenn Sie auch weiterhin hier am Orte Ihrer geistlichen Tätigkeit und darüber hinaus in ganz Lippe bis in Ihre ostfriesische Heimat hinein mit diesem fluchwürdigen Verdachte, unserm Führer ein „Nein!“ unter dem Schutze des Wahlgeheimnisses entgegengeschleudert zu haben, beladen bleiben. In diesem Falle aber können Sie es mir nicht verbieten oder übel nehmen, wenn ich über das negative Ergebnis meines doch gewiß wohl gemeinten Versuches, Sie hier in Salzuflen von dem unter den vorliegenden Umständen durchaus begrifflichen, naheliegenden und somit auch berechtigten Verdachte zu befreien, in Bekanntenkreisen berichte. Diese bloße Bekanntgabe würde hinreichend genügen; einen unzweideutigen Verdacht oder gar eine feste Behauptung auszusprechen, würde sich für mich dann vollkommen erübrigen. Keine Antwort auf diese meine Bemühung würde mich jedenfalls berechtigten anzunehmen, daß sie einfach nicht in der Lage sind, mir die erbetene ehrenwörtliche Versicherung zu geben. – Keine

Antwort ist bekanntlich aber auch eine Antwort, wie Sie, Herr Pastor Metger, sicher wissen werden!

Heil Hitler!

PG. K. Kilschen

Anmerkung: Ich halte es für meine Pflicht, als Pg. meiner Ortsgruppe der NSDAP Abschrift dieses Schreibens und Angebotes zu übersenden.



6 S Ms 47/38

6 S Js 1131/37.

Beschluß.

In der Strafsache

gegen den Pastor Martin Metger in Bad Salzuflen wegen Vergehens gegen das Heimtückegesetz

wird das Verfahren auf Grund des Straffreiheitsgesetzes vom 30.4.1938 eingestellt, da die Art der Ausführung der Handlung oder ihre Beweggründe eine gemeine Gesinnung des Täters

nicht erkennen lassen, und auch weiterhin eine Freiheitsstrafe von mehr als sechs Monaten nicht zu erwarten ist.

Die Metger zur Last gelegten Äußerungen sind zwar als hetzerisch anzusehen, jedoch von ihm in einem gewissen religiösen Übereifer als Besorgnis um das Wohl der evangelisch-lutherischen Kirche getan. Unter diesen Umständen war das Verfahren auf Grund des § 2 des Straffreiheitsgesetzes vom 30.4.1938 einzustellen.

Hannover, den 15. Juni 1938

Das Sondergericht.

gez. Vollbrecht, Stein, Dr. Schmidt.

Ausgefertigt:

March

Justizsekretär

als Urkundsbeamter der Geschäftsstelle
des Landgerichts

Herrn Pastor Martin Metger,

Bad Salzuflen

Woldemarstr.9

Hannover, den 15. März 1939.

Der Oberstaatsanwalt als Leiter
der Anklagebehörde beim Sondergericht.
6 S Js.1102/38.

Anklageschrift der Staatsanwaltschaft bei dem
Sondergericht Hannover.

.- .- .- .- .- .- .- .-

Der Pfarrer Martin Metger aus Bad Salzuflen, Braunauerstr. 9,
geb. am 16. 7. 1896 in Nüttermoor, Krs. Leer, verheiratet, nicht
bestraft, wird angeklagt,

zu Bad Salzuflen am 7. August 1938 durch eine und dieselbe
Handlung

- a) öffentlich gehässige und hetzerische Äusserungen über
leitende Persönlichkeiten des Staates und der NSDAP.
gemacht zu haben, die geeignet sind, das Vertrauen
des Volkes zur politischen Führung zu untergraben,
- b) als Geistlicher in Ausübung seines Berufes öffentlich
vor einer Menschenmenge und in einer Kirche vor Meh-
reren Angelegenheiten des Staates in einer den öffent-

lichen Frieden gefährdenden Weise zum Gegenstand
einer Erörterung gemacht zu haben,

Vergehen gegen § 2 des Gesetzes gegen heim-
tückische Angriffe auf Staat und Partei und zum
Schutz der Parteiuniform vom 20. December
1934 – §§ 130 a, 73 STGB.

Die Strafverfolgung ist angeordnet (Bl.22.d.A.)

Beweismittel:

- I. Die Angaben des Angeschuldigten.
- II. Der Zeuge: Preuss. Forstmeister Ernst Nachtigall in
Göttingen, Bühlstr. 11.
- III. Die Aufzeichnungen Bl 2 ff. d.A.

Wesentliches Ergebnis der Ermittlungen.

I. Der 42 Jahre alte, unbestrafte Angeschuldigte ist seit 1. März
1924 als Geistlicher der reformierten Gemeinde in Bad Salzu-
flen tätig. Er ist verheiratet und hat 2 Kinder im Alter von 9 und
13 Jahren. Am Weltkriege hat er vom September 1914 bis Mai
1918 teilgenommen und das E.K.II, das Friedrich-August-
Kreuz I. und II. Klasse, das schwarze Verwundetenabzeichen
und das Frontkämpfer-Ehrenkreuz erhalten. Er ist im Oktober

1916 schwer verwundet (Hand-Oberschenkel- und Unterleibschuss) und als Leutnant d.R. entlassen worden.

Einer politischen Partei will der Angeschuldigte bisher nicht angehört und sich auch politisch nicht betätigt haben. Nach Auskunft der Aussendienststelle Detmold der Geheimen Staatspolizei ist er aber als fanatischer Anhänger der lippischen Bekenntnisgemeinschaft bekannt. Er ist bereits dadurch hervorgetreten, dass er in einer am 29.3.1936 gehaltenen Predigt von Irrlehren und falschen Propheten gesprochen hat. Seine Ausführungen wurden damals von einigen Kirchenbesuchern als Angriffe auf leitende Persönlichkeiten angesehen. Das Verfahren ist am 13.5.1936 mangels Beweises eingestellt worden.

6 S Ms.47/38 Bl.69 ff.

Im Jahre 1938 ist gegen ihn Anklage wegen Vergehens gegen § 2 Heimtückegesetz erhoben, weil er im Laufe des Jahres 1937 sich in abfälliger Weise über den deutschen Gruss, die Reichsregierung, die HJ. und NSV. sowie über die NSDAP. ausgesprochen hatte.

B. 74 R aaO.

Das Verfahren ist aber durch Beschluss des Sondergerichts vom 15.6.1938 auf Grund des § 2 des Straffreiheitsgesetzes vom 30.4.1938 eingestellt worden.

II. Am Sonntag, den 7. August 1938, schickte der Angeschuldigte seiner Predigt im Hauptgottesdienst die Erklärung voraus, etwa 80 Pfarrer seien ihres Amtes behindert und eine Anzahl befände sich noch in Haft. Der Pfarrer Niemöller sei vom Gericht freigesprochen, seine Freilassung aus dem Konzentrationslager aber vom Führer und Reichskanzler abgelehnt worden.

Im Verlauf der Predigt wich der Angeschuldigte mehrfach von rein geistlich-theologischen Ausführungen ab und erklärte unter anderem

„Leute, die von der Bibel nichts wissen und auch nichts wissen wollen, erlassen Gesetze zur Sicherung der evangelischen Kirche“,

„Völker sterben auch an der Macht des Bösen, sobald das Christentum verlassen wird; lassen wir uns durch Russland warnen“,

„Christentum der Tat ist heute ein abgebrauchtes Wort, – man lobt heute die menschlichen Eigenschaften und weiss nichts von Gottes Gnade, – Sitten und Gebräuche stellt man sehr hoch, doch haben diese nichts zu tun mit Gottes Wahrheit.“

Die Predigt war besonders bei den angegebenen Stellen in erbittertem Tone gehalten. Auf einen Presbyter der Göttinger reformierten Kirche, den Forstmeister Nachtigall, der im August 1938 in Bad Salzuflen als Kurgast weilte und den Gottesdienst besucht hatte, wirkte sie so unangenehm, dass er gern die Kirche verlassen hätte, wenn es ihm ohne Aufsehen möglich gewesen wäre.

III. Der Angeschuldigte hält es für möglich, ausserhalb der Predigt darauf hingewiesen zu haben, dass einzelne Pfarrer noch ihres Amtes enthoben seien und dass die Freilassung des Pfarrers Niemöller aus dem Konzentrationslager vom Führer und Reichskanzler abgelehnt worden sei. Er will aber nicht erklärt haben, daß Niemöller vom Gericht freigesprochen worden sei. Er bestreitet, im Verlauf seiner Predigt die angegebenen Äusserungen getan zu haben. Er hat das Konzept seiner Predigt vorgelegt und behauptet, er pflege sich möglichst wörtlich an das Konzept zu halten und aus dem Konzept ergebe

sich, dass er die angegebenen Äusserungen nicht getan haben könnte.

Der Zeuge Nachtigall hat demgegenüber bekundet:

Der Angeschuldigte habe sich zwar hinsichtlich seiner Ausführungen im wesentlichen an das Konzept gehalten, insgesamt aber volkstümlicher und leichter verständlich gesprochen. Darüber hinaus habe er die von ihm angegebenen Äusserungen wörtlich getan und sei auch insoweit von seinem Konzept abgewichen. Die angegebenen Äusserungen seien in einer temperamentvolleren, von dem sonst bei der Predigt verwandten Ton eines Geistlichen abweichenden Art gefallen, sodass er meine, es habe sich dabei um kurze Abschweifungen des Angeschuldigten von den theologischen Ausführungen in seiner Predigt gehandelt.

Der Zeuge hat sich die Äusserungen bereits während des Gottesdienstes notiert. Er entsinnt sich noch jetzt der Art, wie der Angeschuldigte von den Leuten, die von der Bibel nichts wissen wollten, gesprochen und dass er nach einem kurzen Stocken diese Äusserungen mit besonderer Betonung gemacht hat. Der Zeuge ist Parteigenosse und ausserdem Presbyter der reformierten Gemeinde in Göttingen. Als solcher kam er durchaus nicht etwa mit vorgefasster Meinung in den Gottes-

dienst. Schliesslich war er schon zu Beginn der Ausführungen des Angeschuldigten aufmerksam geworden, weil er die Mitteilungen über Pastoren, gegen die eingeschritten worden ist, als nicht dahingehörig empfand.

Der als Zeuge gehörte Gewerbeoberlehrer Brenker, der als Organist an dem Gottesdienst teilgenommen hat, will sich an Einzelheiten nicht mehr erinnern können, aber nicht den Eindruck gehabt haben, dass die Ausführungen des Beschuldigten versteckte Angriffe gegen Staat und Partei enthielten. Er betont, dass er als Parteigenosse derartige Äusserungen auch nicht geduldet haben würde. Er hat jedoch offenbar nicht genau auf die Predigt geachtet, sodass ihm die Äusserungen des Angeschuldigten entgangen sein können. Unter diesen Umständen muss durch den Zeugen Nachtigall als nachgewiesen erachtet werden, dass der Angeschuldigte in Abweichung von seinem Konzept die von dem Zeugen Nachtigall angegebenen Äusserungen getan hat.

IV. Der gesamte Inhalt der Predigt des Angeschuldigten zielte darauf ab, dass Gottes Wort, wie es in der Bibel niedergelegt ist, die alleinige Richtschnur der Wahrheit sei. Hätte der Angeschuldigte, wie er angibt, nur allgemein erklärt, dass Menschen sich nicht anmassen dürfen, Gesetze zur Sicherung der Kirche Jesu Christi zu erlassen, so könnte darin eine blosser theologi-

sche Erörterung erblickt werden. In dieser allgemeinen Form ist die Äusserung aber nicht gefallen. Die Erklärung, Leute, die von der Bibel nichts wissen und auch nichts wissen wollten, erliessen Gesetze zur Sicherung der evangelischen Kirche, ist nicht theoretisch gehalten, sondern spielt auf tatsächliche Vorgänge an. Das kann nur der Erlass des Gesetzes zur Sicherung der Deutschen evangelischen Kirche durch den Führer und den Reichkirchenminister sein. Die Äusserung richtet sich daher gegen diese als leitende Persönlichkeiten des Staates und der Partei. Aus dem noch mit besonderer Betonung ausgesprochenen Vorwurf, dass sie von der Bibel nicht nur nichts wüssten, sondern auch nichts wissen wollten, ergibt sich, dass es sich um eine gehässige und hetzerische Äusserung handelt, die über eine vom religiösen oder kirchenpolitischen Standpunkt ausgehende Kritik hinausgeht. Unter diesen Umständen ist auch der Schluss gerechtfertigt, dass die übrigen Äusserungen, die der Zeuge Nachtigall sich notiert hat, gegen die Stellungnahme und die Anordnungen der leitenden Persönlichkeiten des Staates und der Partei gemünzt waren. In der Erklärung, dass Völker nicht nur am Niedergang der Rasse, sondern auch an der Macht des Bösen sterben, sobald das Christentum verlassen wird, kann allerdings trotz des überflüssigen und unangebrachten Hinweises auf Russland kein Angriff auf unsere leitenden Persönlichkeiten erblickt werden;

dazu ist sie zu allgemein gehalten. Die Bezeichnung des Christentums der Tat als abgebrauchtes Wort hat der Zeuge Nachtigall aber mit Recht als gegen den Führer gerichtet empfunden, der wiederholt in seinen Reden den nutzlosen theologischen Streitigkeiten der Konfessionen gegenüber das Christentum der Tat als das wahre Christentum bezeichnet hat. Ebenso enthalten die abfälligen Worte über die heute hoch gehaltenen Sitten und Gebräuche eine deutliche Spitze gegen die Stellungnahme und die Massnahmen der leitenden Persönlichkeiten des Staates und der Partei zur Erhaltung des deutschen Volks- und Brauchtums. Die Äusserungen des Angeschuldigten, die aus dem eigentlichen, im dem Konzept festgelegten Rahmen der Predigt herausfallen, kennzeichnen sich besonders auch durch den temperamentvollen Tonfall, mit dem der Angeschuldigte sie von sich gegeben hat, als gehässig und hetzerisch.

Die Ausfälle stellen in ihrer Gesamtheit demnach eine Hetze gegen die leitenden Persönlichkeiten des Staates und der Partei dar. Die Äusserung, dass diese von der Bibel nichts wüssten und auch nichts wissen wollten und trotzdem Gesetze zur Sicherung der evangelischen Kirche erliessen, enthält sowohl den Vorwurf mangelnder Sachkenntnis als auch den einer unaufrichtigen Kampfweise. Im Hinblick darauf sind die Äusse-

rungen des Angeschuldigten geeignet, das Vertrauen des Volkes zur politischen Führung zu untergraben. Schliesslich sind sie in einem Gottesdienst, also öffentlich gefallen.

Ausserdem ist davon auszugehen, dass der Erlass eines Gesetzes zur Sicherung der deutschen evangelischen Kirche auch eine Angelegenheit des Staates und nicht bloss eine kirchenpolitische Sache ist. Der Angeschuldigte hat diese Angelegenheit als Geistlicher in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise zum Gegenstand einer Erörterung gemacht, indem er zum Ausdruck gebracht hat, dass das Gesetz von Leuten erlassen worden sei, die dazu weder geeignet noch berufen seien. Ferner hat er das in Ausübung seines Berufes öffentlich und in einer Kirche vor Mehreren getan.

Es wird beantragt,

Termin zur Hauptverhandlung vor dem Sondergericht in Hannover anzuordnen.

In Vertretung.
gez. Krause.

Die Geschäftsstelle der Staatsanwaltschaft
bei dem Landgericht. Hannover, den 30. Juni 1939

Geschäftsnummer:
6 S Ms. 46/39.

An den Pfarrer
Herrn Martin Metger
in Bad Salzuflen
Braunauerstr. 9.

Ladung.

In der Strafsache gegen Sie
wegen Vergehens gegen das Heimtücke-gesetz.

Sie werden auf Anordnung des Oberstaatsanwalts zur Haupt-
verhandlung auf Mittwoch,

den 26. Juli 1939, 11 Uhr

vor das Sondergericht in Hannover, Altes Justizgebäude, – I.
Stockwerk – Saal – Nr. 61 geladen.

Anklageschrift u. Beschl. v. 29. 6. 39 liegen an.

Wenn Sie ohne Entschuldigung ausbleiben, müßte Ihre Ver-
haftung ohne Vorführung erfolgen.

Zu der Verhandlung werden – außer den in der Anklageschrift
benannten – keine Zeugen – und Sachverständigen – geladen.

Genske
Justizsekretär

Die folgende Anmerkung von Alexander Kern findet sich als
handschriftliche Notiz zwischen den hier wiedergegebenen
Dokumenten. Offenbar hat er hier aufgeschrieben, was ihm
Pastor Metger zu den Dokumenten mündlich erklärt hat. Pastor
Metger erzählt in der ersten Person:

Bei der Prozeßveranstaltung in Hannover war der Haupt-
Augenzeuge der Denunziant, ein Forstmeister, der während
der Predigt Notizen gemacht hatte, noch dazu Presbyter der
reformierten Kirche. Ich wurde „mangels Beweisen“ freigespro-
chen.



An der Saaltür sprach mich dieser Presbyter an und meinte: So hätte er es ja gar nicht gemeint, daß es zum Prozeß kommen sollte. Ich sagte: Darauf kann ich Ihnen nur antworten: Vergib uns unsere Schuld, wie wir unsern Schuldigern vergeben. –

Noch im Justizgebäude hatte ich Angst, daß die Gestapo mich am Ausgang schnappen – und ins KZ bringen – würde: so wie sie es mit Niemöller damals gemacht haben.

Nach einer Vernehmung bei der Gestapo in Detmold sagte – wie ich hörte – einer der Vernehmenden absichtlich zum anderen: Dieser Kerl hat den Teufel im Leib (Wie sinnig bei einem Pastor!), aber Mut hat er, das muß man ihm lassen.

■
Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei
Ortsgruppe Bad Salzuflen-Kurpark.
Gau Westfalen-Nord. Adolf-Hitlerstr. 25
Kreisleitung Lippe. Fernsprecher Nummer 202

Bad Salzuflen, den 29. Juni 1944.

An Pg. Siegfried Schmudde.

Bad Salzuflen.

Dem Kreisleiter ist gemeldet worden, dass Sie als Zellenleiter Ihrem Sohn bei dem Pastor Metger Nachhilfestunden geben lassen. Wie wir Politischen Leiter über diesen Mann denken, dürfte auch Ihnen bekannt sein. Ich bin daher beauftragt, Sie Ihres Amtes als Zellenleiter zu entheben.

Die in Ihren Händen befindlichen Unterlagen bitte ich dem Parteigenossen August Döring, der Ihre Zelle einstweilen kommissarisch übernimmt, zu übergeben.

Es kommt heute mehr denn je darauf an, dass die Politischen Leiter weltanschaulich ganz gefestigt sind. Die Pfaffen lachen ja über uns, wenn wir so handeln. Es ist m. E. auch möglich, den Kindern durch Männer Nachhilfestunden zu geben, die den Nationalsozialismus bejahen.

Den Vg. Josef Uhl, Roonstr. 3, der sich bei einem Fliegeralarm Ihren Anordnungen nicht fügen wollte, habe ich zurechtgestaucht, er behauptet allerdings, beleidigende Äusserungen nicht gemacht zu haben.

Auf das disziplínlose Verhalten in dieser Angelegenheit will ich nicht weiter eingehen.

L. S.

Heil Hitler!

gez. Meyer.

k. Ortsgruppenleiter.

Maschinengeschriebene Notiz mit dem handschriftlichen Vermerk von Alexander Kern: „Von P. Metger Nov. 76“

Aus den Worten eines SA-Mannes bei der Beerdigung eines Kameraden in Leopoldshöhe (Lippe):

Nun gehe hin und melde unserm Sturmführer Horst Wessel, dasz hier unten alles in Ordnung ist. Und – (zu der SA gewendet) – denkt nicht, dasz unser Kamerad dort oben Qualen auszustehen hat. Er ist zur Ruhe gekommen nach dem Kampf. Er hat des Führers Befehl ausgeführt. Und wer des Führers Befehl ausführt, der tut Gottes Willen.

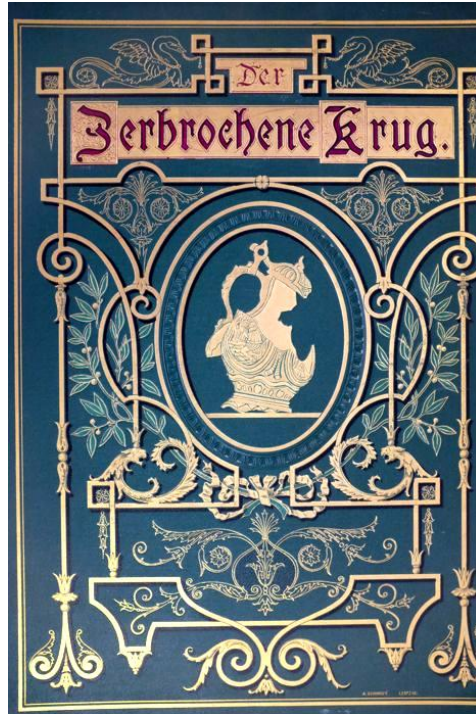
Zusammengestellt 24. August 1976

DEUTSCH IN DER UNTERPRIMA

In gehobenen Schulkreisen Mindens erzählt man sich folgende bössartige kleine Geschichte.

Ein Schulrat reist im Auftrag des Kultusministeriums seiner Provinz zur Visitation in eine kleine Kreisstadt. Er bespricht sich dort mit dem Oberstudiendirektor der Oberschule und mit dem Lehrerkollegium; er lässt sich Bericht erstatten und stellt Fragen unter anderem über das Thema „Klassische und zeitgenössische Literatur im Deutschunterricht der Oberstufe.“ – – –

Danach geht der Schulrat – nur so zur Probe – in eine Unterprima in die Deutschstunde, um selbst ein paar Fragen bei der Jugend anzubringen. Im Unterricht wird gerade „Der gute Mensch von Sezuan“ behandelt: ein Lehrstück von Bert Brecht.



Nach einigen Minuten des Zuhörens unterbricht der Schulrat den vortragenden Lehrer, geht auf einen Schüler zu und fragt: „Was wissen Sie über den ‚Zerbrochenen Krug‘?“

Einigermaßen verdattert fährt der Schüler hoch: „Ich war’s nicht, Herr Schulrat, ich ganz bestimmt nicht!“

Ungläubig – als habe er nicht recht verstanden – dreht sich der Schulrat zum Deutschlehrer um.

Darauf dieser: „Also, Herr Schulrat, ganz ausgeschlossen, daß der’s war; wenn er das sagt, dann stimmt es auch, denn er ist einer meiner besten Schüler!“

Nach der Stunde geht der Schulrat – schon leicht schockiert – in das Amtszimmer des Direktors. Er schildert diesem seinen Dialog mit dem Schüler und dem Deutschlehrer.

Dem Direktor ist die Sache scheinbar peinlich; er macht folgenden Vorschlag: „Nach Angabe des Klassenlehrers ist es der betreffende Schüler wirklich nicht gewesen, Herr Schulrat. Lassen Sie uns

doch die Sache aus der Welt schaffen: Hier sind dreißig Mark für einen neuen – – – – –.“

Mit diesem Resumé fährt der Schulrat zurück in die Hauptstadt; tief empört läßt er sich beim Kultusminister melden und referiert kurz und hart über seine beklagenswerten Erfahrungen in der Kreisstadt.

Die Reaktion des – noch ziemlich jugendlichen – Ministers ist unerwartet: „Wissen Sie, wenn dieser Direktor der Oberschule mit seinem Geldangebot den Lehrer und seinen Schüler decken will, dann ist er’s höchstwahrscheinlich selber gewesen! An sich kann es uns ja gleichgültig sein, was die da zerschlagen, aber forschen Sie doch mal genauer nach – streng – ohne Ansehen der Person! Ich erwarte dann Ihren Bericht.“

Da hält es den Schulrat nicht mehr, er platzt ganz verzweifelt heraus: „Aber ich habe den Schüler doch nach dem Lustspiel von Kleist gefragt!!“

Tableau! Plötzlich hat der Herr Minister es sehr eilig, in eine wichtige Konferenz zu kommen.

! Aus !

Kommentar:

Frage: Wie groß muß eigentlich der Mantel der Nachsicht sein, um dieses Bildungsloch, diesen Bildungsabgrund zu bedecken?

Natürlich ist diese Anekdote böse übertrieben, überspitzt; sie grenzt an den Tatbestand einer virtuellen Beleidigung von – immerhin – drei Staatsbeamten.

Aber ist das Ganze, die Tendenz so vollkommen abwegig?

Der Schulrat stellte im weiteren Unterricht fest, daß die Schüler mit Brecht, Grass, Böll, Sartre und Joyce und deren „Oeuvre“ (um nur einige herauszugreifen) im Groben vertraut waren. Also ist das Ganze nur ein Kampf gegen die Klassik? Nach dem Motto: „Kleist? Nicht gefragt!“ Es ist so bequem, die Literaturgeschichte vor 1933 auszusparen und in Vergessenheit fallen zu lassen. Man erspart sich damit möglicherweise peinliche Fragen. – –

Die Schüler der genannten Klasse konnten sicher mit den Namen Lessing, Kleist, Hebbel und Hölderlin keine – wie auch immer gearteten – literarischen Vorstellungen verbinden. Ist der Geist dieser deutschen Dichter, wie er sich niederschlägt

im „Nathan der Weise“, „Das Käthchen von Heilbronn“, „Agnes Bernauer“ und im „Hyperion“ wirklich für das geistige Deutschland von morgen schon heute tot?

Hier die Antwort: In einer Unterprima der Oberschule in einer mittelgroßen Stadt Norddeutschlands wurde auf Veranlassung des Lehrers im Sommer 1969 unter den Schülern darüber abgestimmt, ob der „Faust“ von Goethe im Unterricht gelesen und behandelt werden solle.

Aufgrund des reifen Urteils der Achtzehnjährigen wurde der „Faust“ als „nicht mehr zeitgemäß“ mit überwältigender Mehrheit abgelehnt. –

Das Wort Schillers aus dem „Demetrius“: „Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist Unsinn! Verstand ist stets bei wenigen nur gewesen –“ Das hätten diesen jungen Menschen auch dann



nicht akzeptiert, wenn sie es gekannt hätten; aber sie kannten es nicht, denn es stammt ja aus der „Klassik“.

1. Leser: Deine Beispiele sind unerfreulich aufgebauschte Ausnahmen!

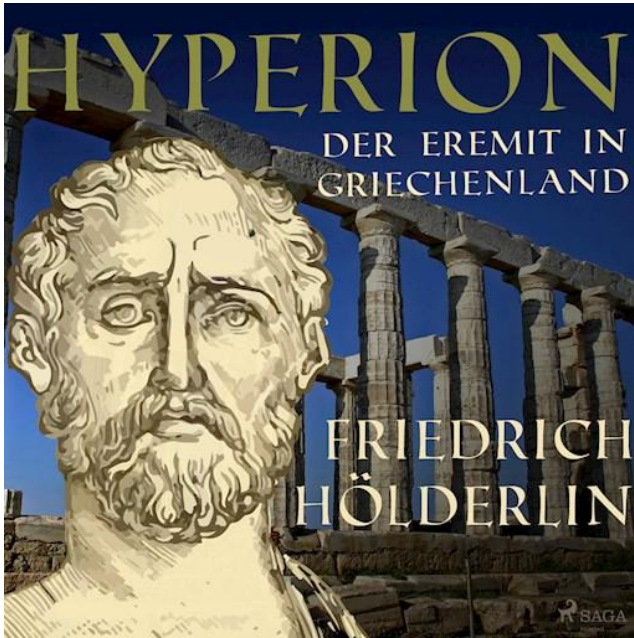
2. Leser: Wo hast Du Deine Augen? Das sind keine Ausnahmen, das sind Symptome!!

Der Kommentator: Wie meistens liegt die Wahrheit zwischen beiden.

Zum Schluß sei hier noch Hölderlin's Meinung über „Die Deutschen“ zitiert (aus dem Briefroman „Hyperion“, geschrieben 1798):

Hyperion an Bellarmin:

So kam ich unter die Deutschen. Ich forderte nicht viel und war gefaßt, noch weniger zu finden. –



Ich kann mir kein Volk denken, das zerrissener wäre, wie die Deutschen, Handwerker siehst du, aber keine Menschen, Denker, aber keine Menschen. Ich sage dir: es ist nichts Heiliges, was nicht entheiligt wird bei diesem Volk: denn wo einmal ein menschlich Wesen abgerichtet ist, da dient es seinem Zweck, das sucht es seinen Nutzen, es schwärmt nicht mehr, bewahre Gott, es bleibt gesetzt, es feiert – –, wenn des Frühlings

holdes Fest, wenn die Versöhnungszeit der Welt die Sorgen alle löst – – so bleibt der Deutsche doch in seinem Fach und kümmert sich nicht viel ums Wetter – – weil sie den Genius verschmähen, der Adel und Kraft in ein menschliches Tun bringt.

Soweit das Zitat. So sah Hölderlin die Deutschen vor 180 Jahren.

Heute – – 1977 – – ist das Alles natürlich ganz anders!?



ANMERKUNGEN ZUM BEGRIFF

„PENSIONIERT“

1)

Alphonse Daudet: „– – Qui dira jamais toutes les fantaisies ridicules, toutes les excentricités niaises dont un bourgeois inoccupé peut arriver à combler le vide de sa vie?“

(„Wer könnte all die lächerlichen Fantastereien, all die ausgefallenen Nichtigkeiten aufzählen, auf die sich ein unbeschäftigter Bürger konzentriert, um die Leere seines Lebens auszufüllen?“ Auf mich bezogen: Beschäftigung mit den Steinmetzzeichen.)

2)

Bernard Shaw: „– – You are not yet an old man! No! You're only beginning to give yourself the airs of age.“

(Auf mich bezogen, als ich mich den 60ern näherte! Großartig gesagt! Dabei hat der Mensch absolut recht.)

Alphonse Daudet



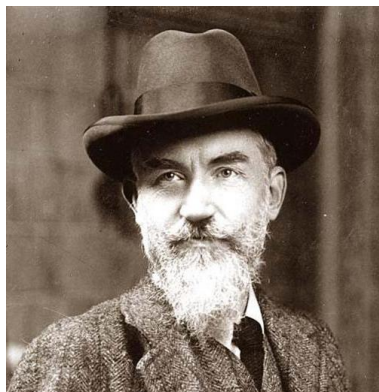
3)

Der pensionierte Ehemann: ein kurzer und sehr vorläufiger Erfahrungsbericht.

Der arbeitende „Gatte“ war die meiste Zeit außer Haus gewesen; er bedeutete daher keine ernstzunehmende Opposition für die Hausfrau.

Wenn „Er“ abends nach Hause kam, war er müde und abgekämpft von der Tagesarbeit, so daß er zu keinem nennenswerten Widerstand mehr fähig war. Das bedeutete: Die Herrschaft der „Gattin“ war unumstritten; es war sozusagen ein begrenztes Matriarchat.

Nun aber ist „Er“ pensioniert: Da ist der Mann fast immer im Haus, in der Wohnung. „Husband“ heißt das im Englischen, das heißt: „der ans Haus Gebundene“! Und er ist nicht etwa abgekämpft und müde, sondern frisch, kregel und munter; schon am Morgen, am Frühstückstisch ist er voller Oppositionsgeist.

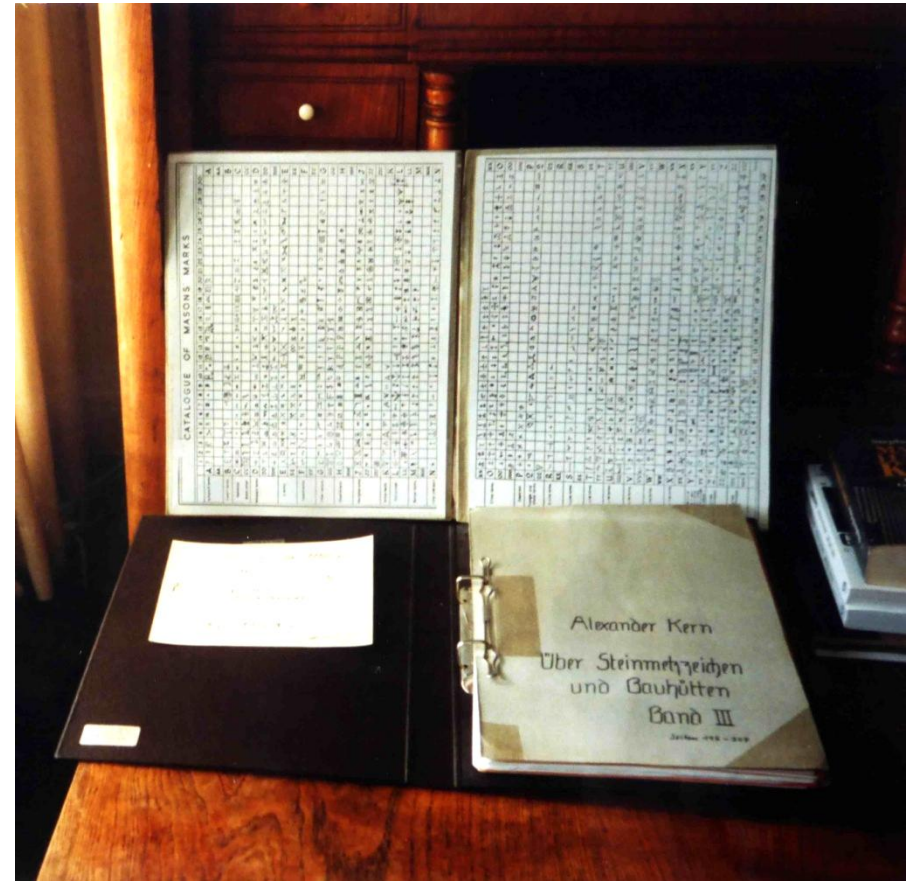


George Bernard Shaw

Die Frau ist natürlich von diesem neuen Zustand wenig erbaut; sie versucht diese unerwünschte Aktivität auszuschalten, indem sie den Mann umfunktioniert, umschult auf „Haushalt“. Da „Er“ auf diesem Gebiet natürlich unsicher ist, weil er die Arbeit nicht beherrscht, kann „Sie“ ihn leicht „kleinhalten“ durch häufige Zurechtweisungen und Tadel, berechtigten Tadel selbstverständlich. Das geht aber nur für 2–3 Stunden am Vormittag gut: Dann ist der Haushalt „alle“, das heißt: vorbei, und der Pensionär ist sich wieder allein überlassen, er kann wieder tun, was „Er“ will. Einkäufe läßt „Sie“ ihren Mann sehr ungern machen, sie weiß, das kann sie (wortwörtlich) teuer zu stehen kommen.

Wenn der Mann dann mal nach auswärts eingeladen wird und wegreist, ist das für seine Frau schon eine wahre Erholung, eine Erlösung = jetzt widerspricht ihr keiner mehr, jetzt herrscht sie wieder souverän in „Ihrem“ Reich – allerdings ein Wermutstropfen: Es fehlt ihr nun fatalerweise das zu beherrschende Volk, der Untertan, der gehorcht.

Etwas ganz anders ist es, wenn „Sie“ mal eingeladen wird und wirklich verweist.





Nach dem ersten großen Trennungsschmerz besinnt „er“ sich auf die Fabel von den Mäusen, die auf Tisch und Bänken tanzen, weil die Katze – und so weiter.

Dann kocht „er“ sich ganz allein sein Mittagsessen und stellt erschüttert fest, welcher Abgrund klafft zwischen seinem halbverbrannten Pamps, den er mit Mühe herunterwürgt (Sie verstehen: die vielen guten Zutaten!!) – und den unvergeßlich herrlichen, wohlschmeckenden Fleischöpfen seiner Frau. –

Andererseits fühlt „er“ sich irgendwie freier; genauer formuliert: er fühlt sich unbeaufsichtigt; das ist ihm neu und daher ungewohnt.

Dieser Geisteszustand ermutigt „ihn“ zu der kühnen These (im inneren Monolog): „Bei Vorgesetzten ist man selten böse, wenn sie mal verreisen, und denkt liebevoll über die, so ihnen die Wege dazu ebnet.“ (Hugo Flemming 1923)

– – Wenn Du lange Zeit mit beiden Beinen in einem sehr begrenzten Graben gestanden hast, der sich im Laufe der Jahre mit Schmutz und Schlamm füllte, und wenn Du da nicht herauskannst, weil Du fest angekettet bist, dann kannst Du am Ende froh sein, solange Geduld aufgebracht zu haben, bis die Kette, die Dich festhielt, von selbst durchrostete.

Dann, dann allerdings machst Du einen großen Schritt aus dem Schmutz und Schlamm, möglichst weit weg von dem Graben auf das saubere, trockene, feste Land – nun ganz ohne Gewalt, ganz selbstverständlich; denn schließlich bist Du nicht für die Korrosion (Oxydation) verantwortlich!

1977

DIE NUMMER 15

Diesen Text hat Alexander Kern in einer knapperen Version auch im dritten Teil seiner Lebenserinnerungen verwendet.

Im St.-Salvator-Kirchenchor in der pommerschen Kreisstadt Lauenburg war es auch 1934 bis zum Krieg 1939 üblich, am Sylvester-Abend im Gasthof zum Bismarck-Turm, Wilhelmshöhe, ein fröhliches – singendes kleines Chor-Fest zu feiern. Es wurde bei Kaffee und Kuchen geistliche und Volkslieder gesungen und Volkstänze zwanglos aufgeführt.



Chorleiter Kern und Fräulein Wulf (2. von rechts)
auf dem Chorausflug nach Groß Jannowitz

Der Kirchenchorleiter, der Organist und Kantor Kern benutzte die günstige Gelegenheit, um bei solchen Feiern besonders treue Mitglieder des Kirchenchores lobend zu erwähnen und als Zeichen für die Treue der Mitarbeit kleine Gedichtbände von Storm, Eichendorff und anderen zu schenken.

Dem Chorleiter war es dabei möglich, bestimmten Chormitgliedern (2–3 aus jeder Chorstimme: Sopran, Alt, Tenor und Baß) eine persönliche Auswahl als Geschenk zu übergeben.

Bei der Sopranstimme Maria Wulf (einer von 3 Schwestern) war es eine Auswahl von sehr schönen Stormgedichten. Unter anderem: „Schließe mir die Augen beide“, das in ihrem Insel-Bändchen auf der Seite 15 stand.

*Schließe mir die Augen beide
mit den lieben Händen zu!
Geht doch alles, was ich leide,
unter deiner Hand zur Ruh.*

Seit diesem Sylvester-Abend spielte die Zahl 15 eine wichtige Rolle in den Beziehungen der Familien: Wulf – 15 – Kern, die merkwürdigerweise vielerlei zahlenmäßige Parallelen im „bürgerlichen Leben“ fanden, speziell bei Hausnummern, Telefonnummern und so weiter = Parallelen merkwürdigster Art auf vielen verschiedenen Gebieten.

*Und wie leise sich der Schmerz
Well' um Welle schlafen leget,
wie der letzte Schlag sich reget,
füllest du mein ganzes Herz.*

Im folgenden führe ich einige derartige Zahlen-Spiele ziemlich wahllos an: Es sind darunter Daten besonderer Ereignisse in meinem Leben von zum Beispiel der Eintragung meiner Geburtsurkunde bis zum Tag meiner Wahl als Kantor an St. Laurentii in Itzehoe. Man höre = eine 15 taucht in diesen Aufzeichnungen sehr oft auf.

Hier muß ich einen „Einschub“ machen, der eine gewisse Bedeutung hat für alles, was die Zukunft für gewisse Pastorentöchter beziehungsweise Pastorenenkel betrifft.

Um eine allzu öffentliche Kunde zu unterbinden, werde ich auf den folgenden Seiten in die Sprache wechseln, die Fräulein Maria Wulf schon damals besonders schätzte = in die französische!⁴

⁴ *Übersetzung der französischen Passage:* Was die sprichwörtliche „Antipathie“ oder „Sympathie“ betrifft, so ist dieser Kontrast bei ihr, bei Fräulein Maria Wulf, außergewöhnlich stark ausgebildet. In Bezug auf die Menschen in ihrer Umgebung – selbst jene, die sie nicht kennt – besitzt sie einen untrüglichen Instinkt dafür, ob sie ihr sympathisch sind – oder nicht! Soweit diese Frage mich angeht: Ich glaube, dass ich zu den seltenen Ausnahmen gehöre (ich, ihr Ehemann): „Der junge Musiker, der Organist, der Kantor, der aus dem zweiten Stock, Sie wissen schon!“

Quant’au proverbe „antipathie“ ou „sympathie“ à première vue le contraste est extrêmement développée chez elle, chez Mademoiselle Maria Wulf. Elle possède l’infaillible instincte pour les gens autour d’elle, pour ces gens – inconnues d’elle – si la personne concernante est sympathique à elle – ou non! En cette question – quant à moi: je crois, que je sois une des exceptions rares (moi, son mari): „Le jeune musicien, l’organiste, le cantor, de la deuxième étage, vous savez!“

Ihr erster Eindruck von mir im Herbst 1934 in Lauenburg war eindeutig: indifferent, negativ, nebensächlich natürlich! Aber in den beiden Jahren 1934–1936 gelang es mir, die Meinung des Fräulein Wulf zu ändern; und schließlich haben wir im Juni 1939 in Lauenburg geheiratet. Das war’s!

Doch auch heute noch – nach über 40 Jahren Ehe – bin ich mir immer noch nicht ganz sicher, ob sie diese ihre Entscheidung nicht manchmal bedauert hat.

Denn Tatsache ist, dass sie statt meiner eine vorteilhaftere Partie hätte machen können: Sie, die Tochter eines ehrbaren Pastors, ein Mädchen mit großartigen Eigenschaften – und dagegen ich, ein armer, magerer Kirchenmusiker, ein einfacher Organist: nicht einmal Pastorensohn, sondern nur der Enkel eines solchen!

Wer eines Tages diese Marginalie liest und meine natürliche und geistige Veranlagung kennt, wird zweifellos diese meine Meinung, meine Worte und meine Gedanken bestätigen.

[Lateinisch:] „Lebe wohl, Bruder!“

Sa première impression de moi, en automne 1934 en Lauenburg, était tout à fait: indifférent, négative, peu important, naturellement! Mais pendant les deux ans de 1934–1936, j'ai réussi à faire changer l'avis de Mademoiselle Wulf; et à la fin – voilà notre mariage en juin 1939 en Lauenburg. C'est tout!

Folgender französischer Abschnitt aus dem Entwurf fehlt in der Reinschrift:

Mais jusqu'aujourd'hui – après plus que quarante ans depuis notre mariage – je ne sais pas du coup sûr, si elle n'aie pas repentie parfois cette, sa décision.

Car – c'est un fait – qu'elle eût pouvoir faire un match plus avantageux que moi: Elle, la fille d'un honorable pasteur, une fille de ses grandes qualités – et contre cela: moi, un pauvre, maigre musicien clérical, un simple organiste: pas même fils d'un pasteur, mais seulement le petit-fils d'un pareil!

Qui – un jour – lira cette note marginale et qui connaît mes dispositions naturelles et spirituelles, confirmera sans doute cette opinion de moi, de mes mots, de mes pensées.

„Vale frater!“

Aber nun kehren wir zurück zu unserem merkwürdigen Zahlen-Spiel: Die Zahl 15 in Beziehung zu unserer Familie. Zum Beispiel im Dezember 1938 ist Maria bei meiner Mutter in Itzehoe, um zu lernen, wie man „in Holstein kocht“. Rechtzeitig im Dezember fangen wir an, die nötigen Personal-Papiere für die Hochzeit zu besorgen. Wir gehen zum Standesamt wegen meiner Geburtsurkunde. Der Standesbeamte holt den alten Band Geburtsurkunden und schlägt Januar 1911 auf. Da ist auch schon der Buchstabe K. Da Kern, Alexander, 3. Sohn des Gymnasial-Professors Dr. Adolf Kern. Eingetragen im Geburtsregister unter der Nummer 15, 6. Januar. Ich bekomme eine Geburtsurkunde. –

Ich greife ein viel späteres Jahr heraus: Nach einem Jahr in englischer Gefangenschaft kehre ich von Belgien nach Deutschland, nach Itzehoe in Holstein zu meiner Mutter zurück – ein total verhungertes Mann, nur noch mit Lumpen „bekleidet“. Meine Mutter wohnt in der Lessingstraße. In dem einen Jahr Gefangenschaft habe ich „unter der Obhut“ der englischen Armee von meinem Gewicht bei der Gefangennahme – 160 kg – noch ganze 92 kg . Ich bewerbe mich um die seit 1940 freie Organistenstelle an der St.-Laurentii-Kirche in Itzehoe. Es bewerben sich 7 Organisten aus dem Osten, von denen ein Kollege aus Dahlem/Berlin, eine Kollegin aus Mecklenburg und

ich zur engeren Wahl, das heißt, zum Probespiel zugelassen werden. Das Probespiel findet statt am 15. Mai 1946: Orgelprobe und Probe-Dirigieren gegen die beiden Kollegen. Ich werde gewählt.

Meine Feldpostnummer im 2. Weltkrieg: 30617 Sanitätskompanie

- a) 30. = 2 x 15, Hochzeitstag
- b) 17 = Geburtsjahr Maria

Haus Tante Trude in Lauenburg: Blücherplatz Nr. 15

Entlassung aus dem Kirchendienst: 30. (2x15) September 1973

Telefonnummer Christoph privat: Nr. 933 00 = Quersumme 15

1974 Umzug von Itzehoe nach Bad Salzuflen, Postleitzahl: 4902 = Quersumme 15

Cadenberge Postleitzahl: 2175 = Quersumme 15

Telefonnummer: 04777 / 573 = Quersumme 15

Buch „Sprachen“ von Professor Dr. Jensen, Sonderausgabe in Schweinsleder, mein Exemplar Einzelnummer 15

1979

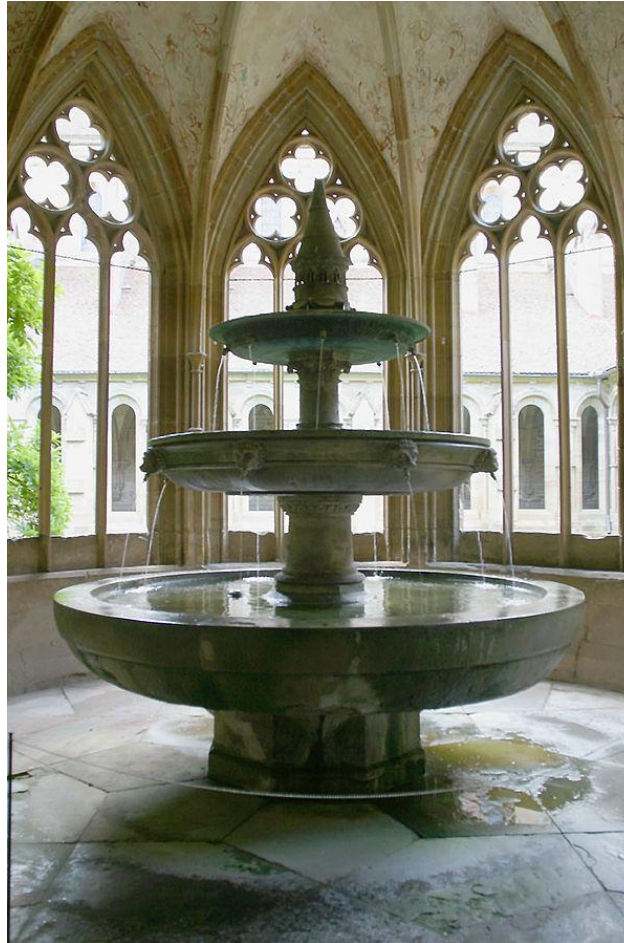


**Hochzeit am 30. 6. 1939
in Lauenburg.
Vor dem Haus Blücherplatz 15**

DIE 7, EINE SYMBOLISCHE, EINE MAGISCHE ZAHL

Wir stehen in der Brunnenstube des mittelalterlichen Zisterzienserkloster Maulbronn. Inmitten dieses zierlichen gotischen Bauwerkes springt von der obersten Bronzeschale das Wasser in die zweite und dritte Schale: Der ganze Raum ist erfüllt von dem Klang des singenden Wassers.

Wir zählen die auf den Klosterhof gehenden, mit kunstvollem Maßwerk geschmückten Fenster = Es sind 7 Fenster. Ihr Maßwerk, mit Vierpässen und Dreipässen über je vier Spitzbögen unterteilt, bildet den Rahmen für einen blühenden Magnolienbaum im Garten. Im Herren- und Laienrefektorium finden wir die hohen Gewölbe getragen von je 7 mächtigen Säulen.

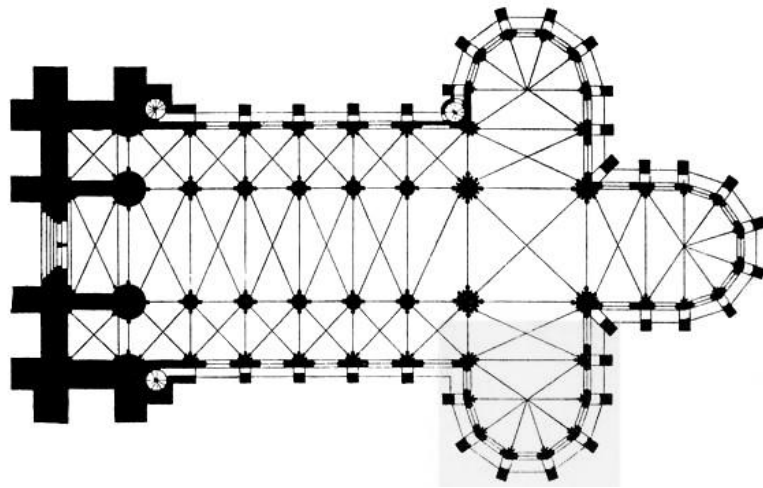


**Brunnenhaus im Kloster Maulbronn
(Foto: Bastian Gläßer CC BY-SA 3.0)**

Im Kloster Alpirsbach im Südschwarzwald wird der Klostergarten von den 4 Seiten des Kreuzganges begrenzt. Im gotischen Teil zählen wir im Norden und Osten je 7 Arkadenöffnungen. Die sehr hoch angebrachten Rundbogenfenster der romanischen Basilika ergeben im Norden und Süden die Zahl 7, und im Inneren der Kirche stehen sich im Langhaus zwei Reihen gewaltiger Rundsäulen gegenüber = 7 Säulenpaare.

Bei der Betrachtung des Grundrisses der Elisabethkirche in Marburg an der Lahn ergibt sich als Seitenlänge des Vierungsquadrates rund 10 Meter. Diese Bemessungsgrundlage ist für die Anlage der ganzen gotischen Hallenkirche entscheidend, ist deren Grundzahl. An der Vierung schließt sich im Osten, Norden und Süden je ein weiteres 4-Eck an, denen nach Westen zu, im Langhaus, 3 weitere Quadrate bis zum

Marburg, Elisabethkirche



Westportal entsprechen = das ergibt eine Anzahl von 7 Quadraten und eine Gesamtlänge der Kirche von ca. 65 Metern.

In der Dominikaner-Kirche in Regensburg schließt der Chor mit einer 3-seitigen Apsis aus dem 8-Eck. Wir haben hier also die Grundzahlen 3 und 4. 3×7 Fuß ist die Breite des Seitenschiffes, $2 \times 3 \times 7$ ist seine Höhe; die Breite des Mittelschiffes beträgt $4 \times 3 \times 7$ Fuß. Die ganze Länge der Kirche errechnet sich aus $3 \times 4 \times 7 \times 3$ Fuß = 252 Fuß. –

Diese vier Beispiele aus mittelalterlichen Kirchenbauten sind kein Zufall! Es spiegelt sich in ihnen die große Bedeutung der symbolischen Zahlen 3, 4, und 7 in der Konzeption der mittelalterlichen Bauten.

Schon lange vor der christlichen Jahreszählung spielte die Zahlensymbolik im Altertum eine sehr bedeutsame Rolle, die im Folgenden an sakralen und profanen Beispielen aufgezeigt werden soll.

Die symbolische Zahl 7 ergibt sich aus der Addition der Zahlen 3 und 4. Die 1 ist nicht teilbar, nicht vorstellbar, so bedeutet sie die ungeteilte Einheit, das Bild der Gottheit, die Zahl des Anfangs, die Zahl der Ewigkeit. Aus der 1 entspringt die 3, die Trinität = Dreieinigkeit, die dreifache Gottheit, wie wir solche schon in Assur und Babylon finden: Aschsur, Ischtar und Adad; in Ägypten ist es die Drei-Gottheit: Osiris, Isis und Horos. Später, im christlichen Glauben: Gott-Vater, Sohn und Heiliger Geist.

Weitere Beispiele für die symbolische 3-Zahl:

In der altgriechischen Mythologie war Jupiters Blitz dreifach, Neptuns Dreizack beherrschte das Meer, der Höllenhund Pluto hatte drei Köpfe. Es gab 3 Parzen, 3 Furien und 3 Grazien. Beim feierlichen Opfer wurde das Bild der Gottheit drei Mal um den Altar getragen.

Im christlichen Glauben wird der Täufling 3 Mal untergetaucht; 3 Tage liegt Christus im Grabe vor der Auferstehung, und Paulus preist im Korintherbrief 3 christliche Tugenden: Glaube, Liebe, Hoffnung.

Die Zahl der Gottheit, 3, hat ihre Entsprechung in der 4, der Zahl der „Welt“, des irdischen Universums. Dafür einige Beispiele: die 4 Himmelsrichtungen, die 4 Elemente (Erde, Luft, Feuer, Wasser), die 4 Jahreszeiten, die 4 Tageszeiten, die 4 menschlichen Temperamente (Sanguiniker, Phlegmatiker, Choliker, Melancholiker), die 4 Zeitalter der Menschheit (nach Ovid: das goldene, silberne, eiserne und eiserne Zeitalter).

Die Symbolik der Zahl 4 spricht besonders auch aus den 4 Buchstaben des Gottesnamens, die in sehr vielen Religionen der Menschheit zu finden sind: 1) Assyrisch = Adad, 2) Griechisch = Theos, 3) Lateinisch = Deus, 4) Persisch = Syre, 5) Französisch



Unterweltgott Pluto mit dem Höllenhund Cerberus (Foto: Jebulon CC0)

= Dieu, 6) Deutsch = Gott, 7) Arabisch = Allah, 8) Hebräisch = Jaweh.

In der Bibel finden wir die 4 Erzengel (Gabriel, Raphael, Michael und Uriel), die 4 Evangelisten (Matthäus, Markus, Lukas und Johannes), und auf dem Gebiet der Steinmetz-Bauhütten finden sich die 4 „Gekrönten“ Severus, Severianus, Capophorus und Viktorinus, die, nach der Legende, in der Regierungszeit des römischen Kaisers Diocletian, in der letzten großen Christenverfolgung im Jahre 303, zu Märtyrern wurden, weil sie sich weigerten, heidnische Götterbilder für die Staatsstempel aus Marmor auszuhauen. Sie waren die Fürsprecher der Steinmetzen aller Bauhütten im ganzen Mittelalter.

—.—.—

Die Addition von 3 und 4 ergibt die „heilige“ Zahl 7, der wir nun unser besonderes Interesse zuwenden wollen.

Da die Begriffe Gott und Welt und ihr Verhältnis alle Religion bedingen, so ist die 7 die Religionszahl, und recht eigentlich die Kultuszahl, die heilige Zahl.

Ursprünglich ging diese Zahl wohl auf die Teilung des 28-tägigen Mondmonats zurück. Im Griechentum und Römerreich mit ihren vielgestaltigen Götterhimmeln gingen die Beziehungen überwiegend auf Naturverhältnisse. Hierzu einige Beispiele: die Geisteswelt der Antike kannte 7 Planeten, das „Siebengestirn“ (Ursa maior), 7 Regenbogenfarben, 7 Töne umfaßte die dorische, phrygische, lydische und mixolydische Tonleiter der alten Musik, und 7 war die Zahl des Gottes Apoll.

In der griechischen Sagenwelt werden die 7 Töchter und die 7



Die vier Gekrönten (Foto: Sailko CC BY-SA 3.0)

Söhne der hochmütigen Niobe von Artemis und Apoll getötet.

7 Jünglinge und 7 Jungfrauen mußten die Athener nach Kreta schicken, alle 9 Jahre, damit sie im Labyrinth dem Minotaurus geopfert würden.

Die beiden – damals berühmtesten – Städte Byzanz und Rom wurden jede auf 7 Hügeln erbaut.

Um 300 vor Christi Geburt gab es in der Antike eine Liste der sieben Weltwunder, die hier, bei der Betrachtung der mittelalterlichen Steinmetz-Bauhütten, von ganz besonderem Interesse sein dürfte, da es sich um riesige Steinbauten und um Skulpturen handelt.

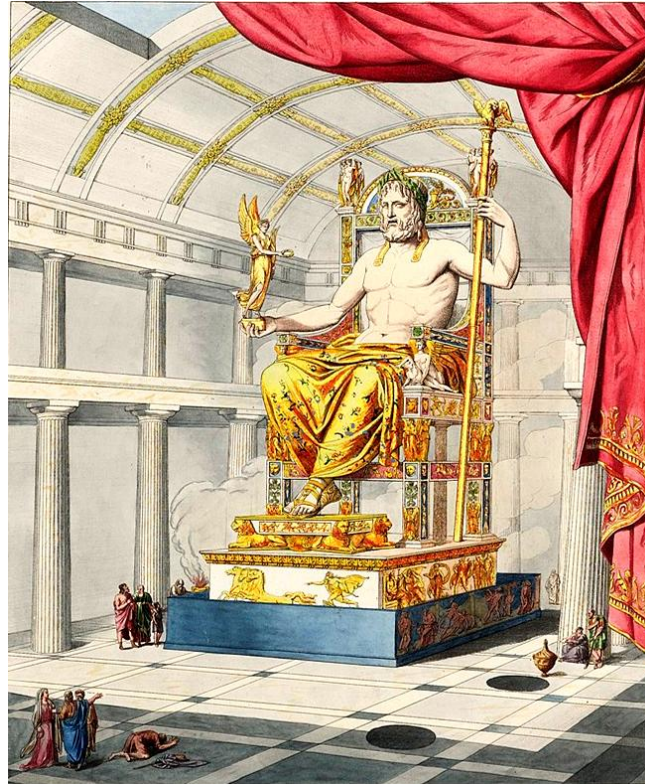
Die Liste dieser monumentalen Bauten und Plastiken stammt aus

der Zeit des Helenismus, die durch Alexander den Großen eingeleitet wurde. In dieser Kulturepoche drang das Griechentum in die östlichen Länder vor, und griechisches Wesen verschmolz mit dem orientalischen.

Die Aufstellung nennt die mächtigen Mauern Babylons, die Gold-Elfenbein-Statue des Göttervaters Zeus von dem Bildhauer Phidias in Olympia, die hängenden Gärten der Semiramis in Babylon, das bronzene Kolossal-Standbild des Sonnengottes Helios auf der Insel Rhodos, die Pyramiden Ägyptens, das Grabmal des persischen Satrapen Mausolos in Halikarnassos und den Dianatempel in Ephesos. Jedes der hier angeführten Monumente zeigte jeweils die beste Lösung eines technischen Problems:

Die Pyramiden sind die großartigsten Steindenkmale des Altertums. (Nebenbei bemerkt zeigen sie – im Sinn dieser Abhandlung – die Synthese der symbo-

lischen Zahlen 3 und 4; denn die Basis der Pyramide ist ein Quadrat, die Seitenwände dagegen sind gleichseitige Dreiecke: $4 + 3 = 7$.)



Die Zeus-Statues des Phidias in Olympia

Die babylonischen Mauern stellen in vollkommener Weise die Ziegelbau-technik dar, die hängenden Gärten zeigen ein Juwel der Gartenbaukunst in Verbindung mit einer raffinierten Bewässerungsanlage. Das Grabmal zu Halikarnassos und der Dianatempel in Ephesos sind Musterbeispiele der Antike für die Verschmelzung von Architektur und Plastik. Das Zeus-Bildnis des Phidias ist die großartigste Monumentalskulptur in der Gold-Elfenbeintechnik, die Kolossalstature auf Rhodos stellt den Höhepunkt der Bronzebildnerei dar.

Die drei bekanntesten Hochkulturen der Antike, die Ägyptens, Mesopotamiens und Griechenlands sind hier in dieser Zusammenschau gleichsam charakte-

Albrecht Dürer: Der siebenköpfige Drache aus der Offenbarung des Johannes

ristische Symbole für den stets tätigen Schöpfergeist des Menschen.

Im Gegensatz zur griechischen und römischen Mythologie gingen die Beziehungen der heiligen Zahl 7 im Judentum (in der Thora) und später im Christentum (Altes und Neues Testament) auf ethische Heiligung, auf Frieden, auf den Bund mit Gott-Jaweh. Hier ist die 7 ein Zeichen des Bundes Jawehs mit dem Volke Israel, eine theokratische Zahl, Versöhnungszahl im mosaischen Festzyklus.

Im Tempel steht der 7-armige goldene Leuchter, die Menorah; in der Genesis lesen wir von den 7 Schöpfungstagen; Noah nahm 7 Tiere von jeder Gattung mit sich in die Arche; als Josua Jericho belagerte, ließ er 7 Priester mit 7 Posaunen an 7 Tagen 7 Mal um die Stadt ziehen, ehe die Mauern einstürzten. Das Passah-Fest und das Laubhüttenfest der Juden dauert 7 Tage. In den Träumen des Pharao erschienen 7 fette und 7 magere Kühe, und 7 volle und 7 dürre Kornähren. Es gibt 7 Buß-Psalmen Davids.



Und hier noch eine Reihe von Beispielen aus der christlichen Geisteswelt, wie sie sich abzeichnet vor allem im Neuen Testament:

7 Bitten im „Vater unser“, 7 Worte Jesu am Kreuz, 7 Passionswochen.

In der Offenbarung des Johannes:

7 Christengemeinden in Kleinasien (Ephesus, Smyrna, Pergamon, Sardes, Thyatira, Philadelphia und Laodicea)

7 goldene Leuchter und 7 Sterne; das Buch mit 7 Siegeln; das Lamm mit 7 Hörnern und Augen; 7 Engel mit 7 Posaunen; der rote Drache mit 7 Häuptern; 7 Plagen und 7 Schalen des Zorns; 7 Könige.

— — —

Und aus dem Brauchtum der katholischen Kirche:

Die 7 Sakramente der alten Kirche (Taufe, Abendmahl, Firmung, Buße, letzte Ölung, Priesterweihe, Ehe)

7 Kreuzwegstationen Jesu, 7 Schmerzen Mariae, 7 Stundengebete (Horen) der Ordensleute, 7 Todsünden.

Im Mittelalter galt die Beherrschung der 7 Freien Künste als Krone der Weisheit; jeder „Magister artium“ mußte folgende Disziplinen nachweisen:

- A. das Trivium (die Dreigruppe): Grammatik, Rhetorik und Dialektik, und
- B. das Quadrivium (die Viergruppe): Geometrie, Astronomie, Arithmetik, Musik

Schon im frühen Mittelalter wendete sich die „heilige“ Zahl 7 über den Weg des Aberglaubens in die „magische“, ja, die „böse“ Zahl 7. Als Übergang dafür ein Beispiel:

Eine christliche Legende erzählt aus der frühen Zeit des Christentums, aus der Regierungszeit des römischen Kaisers Decius, um 250 nach Christus, daß 7 junge Männer, die wegen



Die sieben Schläfer als russische Ikone

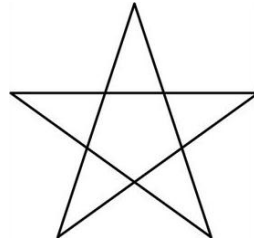
ihres Christseins verfolgt wurden, sich in einer Höhle versteckten und dort einschließen. Als sie wieder erwachten, waren 150 Jahre vergangen, und beim Herausgehen aus ihrer Höhle waren sie sehr erstaunt, überall Kirchen zu sehen und Glockengeläut zu hören. Es war aber schon seit 70 Jahren, seit der Zeit des Kaisers Constantin, das Christentum Staatsreligion. Dieses „Wunder“ der Legende ging in den Volksglauben ein, und der Termin des Erwachens der 7 wurde in den Bauernregeln auf den 27. Juni festgelegt. Der Tag hieß seitdem: „Siebenschläfer“; man sagte: Wenn es an diesem Tage regnet, dann regnet es noch 7 Wochen weiter; das heißt für den Landmann = Nässe –

Mißernte – Hunger – Not. Unser aufgeklärter Zeitgenosse denkt hier: Diese dämliche Bauernregel – so etwas noch zu glauben – heute! Und jeder ebenso vernünftige Mensch wird ihm beipflichten.

Aber wie war das doch, im vorigen Jahr 1980? Da regnete es kräftig am 27. 6., am Siebenschläfertag; und dann blieb es so mit dem Regen, gute 6 Wochen! In den Zeitungen erschienen dann auch bald „Parolen“: „Ernte in Gefahr“, „Mißernte zu erwarten“, „Nur 25 % Getreideernte!“, „Landwirte – Petitionen an die Regierung“ usw. So war das.

Aberglaube?? Ja, hier ist der Übergang von der „guten“ zur „bösen“ 7. Von der Verehrung zur Furcht.

Der Glaube an Menschen oder Geister, die imstande sind, andern Menschen an Leib und Leben zu schaden, hat wohl hier eine seiner Ursachen. Es steht in diesem Aberglauben ohne Zweifel fest, daß es böse Geister und böse, unheimliche Menschen – Hexer, Hexen – gibt, die andere Menschen „verwünschen“ können, Unglück bringen können durch „Zauberei“. Man bekreuzigt sich, wenn eine alte Frau vorübergeht, der man den „bösen Blick“ nachsagt. Man schützt sein Haus gegen die bösen Mächte, indem man das „Fünfeck“, das „Pentagramm“, auf die Schwelle des Hauses malt. Man denke an die Szene in Faustens Studierstube in Goethes Drama, und an das „Hexeneinmaleins“ in der „Hexenküche“. Man sieht nach eini-



ger Zeit auch in der 7 ein Galgenzeichen: Hexen brauen aus siebenerlei Giftkräutern Krankheit oder Tod bringende Mixturen. Im „Freischütz“ gießt der teufelhörige Max unter Zaubersprüchen 7 „Freikugeln“, die die Braut des verhaßten Rivalen töten sollen; und allmählich greift die Furcht des Menschen auch auf die Vertreter von Kirche und Staat über: Die abwegigen Hirngespinnste werden allen Ernstes für Tatsachen genommen, und es beginnt der Wahnsinn der Hexenprozesse, der für 250 Jahre namenloses Leid und Schrecken über ganz Europa bringen sollte. Allein in der kleinen Stadt Lemgo wurde noch um 1680 über 60 Frauen und Männer als Hexer und Hexen nach furchtbaren Foltern verbrannt durch den „Hexenbürgermeister“ Cothmann: die gewaltsame Vernichtung der „bösen“ 7!!



Da war in den alten deutschen Märchen die „magische“ 7 schon wesentlich harmloser und freundlicher: Da flieht Schneewittchen zu den 7 Zwergen, und am Ende hilft ihrer bösen Stiefmutter auch das schönste „Makeup“ nicht mehr vor der Strafe.

Da frißt der böse Wolf die niedlichen 6 Geißlein (das 7. findet er nicht) und muß später eine Bauchoperation durchmachen.

Da erschlägt das tapfere Schneiderlein 7 auf einen Streich (wohl-gemerkt: Fliegen!).

Da werden die in 7 Raben verwandelten Brüder im Glasberg von ihrer Schwester erlöst.

Und als Jungfrau Maleen nach 7 Jahren aus ihrem Turmgefängnis befreit wird, findet sie eine Welt in Trümmern vor.

Und da dient „Hans im Glück“ 7 Jahre für einen Klumpen Gold, den ihm in kürzester Frist mehrere „hilfsbereite Mitmenschen“ wieder abjagen.

Die Steinmetzen und Baumeister in den mittelalterlichen Bauhütten arbeiteten mit „Maßbrettern“ = Schablonen. Die Anfertigung der Maßbretter erfordert große Akkuratessse und genaue mathematische Kenntnisse. Es war Sache der Meister oder



Grimms Märchen von den sieben Raben

der Parlierer, diese Schablonen aus Holz oder Metall anzufertigen. Die zu dieser Praxis notwendigen mathematischen Sätze wurden auf Zahlen zurückgeführt. Die Grundfiguren, von denen man ausging bei der Konstruktion der Teile, waren:

- a) der Kreis und seine Abschnitte (Kreis)
- b) das Viereck und seine Verdoppelung, das Achteck (Achtort)
- c) das gleichseitige Dreieck und seine Verdoppelung, das Sechseck.

Diese Grundzahlen und Grundfiguren wurden vielfach sowohl a) um der Sache mehr Geheimnis zu geben, b) um das Merken zu erleichtern, als auch c) um religiösen und philosophischen Gedanken Vorschub zu leisten, mit einer kabbalistischen Umkleidung umgeben, welche die Sache verschleierte. Alles dies wurde in den Bauhütten als Geheimnis angesehen und gehütet. Es war im Mittelalter allgemein üblich, diesen

Steinmetz-Werkzeug: dreieckige Maßbretter (Foto: Piotrus CC BY-SA 3.0)



Dingen einen mystischen und symbolischen Sinn zu geben = Zahlensymbolik! Diese Symbolik war in jener Zeitperiode ebenso leicht verständlich wie sie unserer realistischen Zeit unverständlich geworden ist. – –

Im Vorausgegangenen wurde der Weg von der 3 und der 4, der Triangulatur und der Quadratur bis zu ihrer Kombination, der „heiligen“ 7 aufgezeigt, aus der dann zeitweilig eine unheilige, magische, eine „böse“ 7 sich entwickelte. Schon die Konzeption berühmter romanischer Bauwerke beruht – wie im Anfang gezeigt – auf arithmetischen Regeln und geometrischen Konstruktionen, die nicht nur bestimmte symbolische Baugedanken im einzelnen, sondern auch eine Verkörperung der Ordnung des Universums repräsentieren.

Literatur:

1. Die Bibel (Lutherübersetzung) (1524)
2. Grimms Märchen (1806)
3. Johannes Scherr: Deutsche Kultur- und Sittengeschichte (ca. 1880)
4. Maria Dawid: Weltwunder der Antike (1968)
5. Lennhoff-Posner: Internationales Freimaurerlexikon (1932)
6. Burggraf: Gemischte Gesellschaft (1898)

1981

DAS ALTE KIRCHENSIEGEL VON PELLWORM 1486

Bericht und Ausdeutung

Schon im Jahre 1970 hörte ich von Herrn Pastor Hambruch – dem Nachfolger von Herrn Pastor Haar an der Alten Kirche auf der Insel Pellworm –, daß sich im Pastorat ein altes Kirchensiegel befände, dessen gotische Umschrift deutlich auf „Pellworm“ hinweise.

Von Itzehoe aus hatte ich den Pastor dann gebeten, mir einen Abdruck dieses Kirchensiegels zu machen. Er antwortete darauf: „ – – dann müssen Sie aber roten Siegellack mitbringen.“ Das versprach ich. Pastor Hambruch wollte auch einen Abdruck nehmen für einen geplanten Bildband der Alten und der Neuen Kirche. Ein Verleger namens Reichert (welcher Verlag?) habe großes Interesse an einem sol-



chen Band geäußert. Zu diesem Zweck sollte ich alle meine Pellworm-Bücher und Foto-Alben mitbringen, denn der Verleger käme zum 16. Juni auf die Insel. (Anmerkung: Am 16. 6. 71 war der Verleger denn doch nicht gekommen; aber ich hatte die vier schweren Pellworm-Bildbände und das große Fotoalbum umsonst mitgeschleppt!)

Besuch bei Pastor Hambruch im Pastorat der Alten Kirche im Juni 1971: Noch morgens um 7 Uhr hörten wir (meine Frau und ich) in unserem Quartier bei Frau Beese den Regen gegen die Westfenster pladdern. Aber als Maria um 7.30 Uhr aus dem Fenster sah, zum Deich hin, war alles eitel Sonnenschein = so schnell wechselt hier auf der Insel das Wetter!

Vernügt stiebelten wir beide durch

das hohe nasse Gras der Warftböschung zum Pastorat. Die ganze Familie begrüßte uns schon an der Haustür: „Er“, der Pastor, war uns schon bekannt; „Sie“ = frisch, jung, sehr lebendig und künstlerisch interessiert (malte gute Aquarelle, wie wir später feststellten); „Es“, das kleine Mädchen Maike, 1 ½ Jahre jung: „ – – viel zu klug für ihr Alter!“ – meinte Maria. Sie muß das wissen, denn sie ist auch eine Pastorentochter.

In dem sonnenlichtdurchfluteten Südzimmer des Pastorates tranken wir zur Begrüßung ein recht gutes Glas Portwein. Der Pastor wollte von mir noch Einzelheiten hören über einige prägnante Registrierungen im Programm der gestrigen Orgelmusik, da er in die Husumer Zeitung eine Besprechung lancieren wolle. Ich bat ihn, mir einen Abdruck davon zu schicken (der kam aber nie!).

Anschließend gingen wir in das Amtszimmer, und dort konnte ich das alte Kirchensiegel – das mir ganz unbekannt war – ganz genau betrachten. Ich versuchte dann zuerst von dem Siegel Fotos zu machen, mit Blitzlicht. Wie sich aber später beim Entwickeln herausstellte, schaffte mein einfacher Apparat den zu nahen Abstand des Objektes von der Linse nicht. Das Objekt war zu klein. Zwei Handzeichnungen des Siegels und des Haltebügels ergänzten daher das unscharfe Foto. Der Probeabdruck des Siegels, den ich mit rotem Siegelack ver-

suchte, war schlecht; ich versuchte den Lack mit einer Wachskerze zu schmelzen und dann auf vorbereitete weiße Pappe zu tropfen. Aber die Kerze verrußte den roten Siegelack und der erstarrte viel zu schnell. Das Ergebnis war recht unvollkommen; der Pastor versuchte es erst gar nicht. –

Im nächsten Jahr, am 15. Juni 1972, lieh ich mir bei dem Pastor noch einmal das Kirchensiegel aus. Kirchensiegel – Kirchenstempel – Petschaft: Der Name „Petschaft“ stammt aus dem Tschechischen und heißt soviel wie = Handstempel zum Siegeln = petschieren: stempeln.

Merkwürdigerweise hatte Herr Pastor Dr. Haar mir, bei meinen vielen Besuchen der Insel in den Jahren 1955–1965, niemals von diesem wertvollen alten Petschaft gesprochen, das doch eine erhebliche Bedeutung hat für eine bestimmte Zeit besonders reicher künstlerischer Ausstattung des Inneren der Alten Kirche: Es ist die Wirkungszeit des königlich-dänischen „Stallers“ (Landrat) Laurentius Leve aus Morsum, dem Fährhafen der (damals) noch großen Insel „Strand“ zum Schleswiger Festland, im Südosten der Insel – – vor 1634.

Dieser vermögende Staller hatte 1469 den kostbaren silbervergoldeten Abendmahlskelch für die Alte Kirche und 1472 die

Das Taufbecken aus der Alten Kirche – heute in St.Clemens / Büsum

(Foto: Misburg3014 CC BY-SA 3.0)

reichverzierte Bronzetaufe für die Kirche in Buphever, einem Kirchdorf im Norden der Insel, gestiftet.

Im Jahre 1639 kam dann dieses große Taufbecken in die Alte Kirche, weil 1634 im Oktober die Kirche Buphever und das Kirchspiel von der großen Flut verschlungen worden war. Für die Alte Kirche war dies ein Ersatz für ihre alte Taufe, die der Seeräuber Cord Widderick, der im Jahre 1454 Turm und Kirche für sehr weltliche Zwecke mit seinen Kumpanen besetzt hielt, bei seinem Abzug mitnahm, außer 5 Abendmahlskelchen, Patenen⁵ und allen Geldschätzen. Die Taufe „schenkte“ Widderick später der Kirche in Büsum. –

Zu den künstlerischen Schätzen der Alten Kirche aus dem Ende des 15. Jahrhunderts zählt auch der große Flügelaltar mit vielen geschnitzten Gestalten aus dem



Leben Jesu und 16 sehr schönen Bildtafeln aus der Lübecker Schule (um 1475) im Inneren.

Eine ähnliche „Hochzeit“ der Kirchengeschmückung gab es in der Alten Kirche noch einmal um 1700; damals, als die drei großen Epitaphien, die Arp-Schnitger-Orgel (1711) und das riesige Gemälde vom Jüngsten Gericht (1735) darin Aufstellung fanden. – –

Im Herbst des Jahres 1971 sah ich in Itzehoe einen ziemlich schlechten Kinofilm „Die Wikinger“ mit dem amerikanischen Star Kirk Douglas als unüberwindlichem Helden. Das Einzige, was mich an dem bombastischen Machwerk interessierte, war die Art und Weise, wie darin ein Bischof eine Urkunde

siegelte. Er hielt zuerst die Siegellackmasse in einem langstieligen Eisenlöffel über ein Kohlenfeuer im Kamin, bis der Lack flüssig war und brodelte. Dann goß er einen ca. 5 cm großen Klecks auf den unteren Abschnitt der Pergamentsurkunde und drückte sofort das Petschaft in die nach den Seiten hochquellende Masse. Es entstand so ein deutlicher und schöner Ab-

⁵ Die Patene – liturgische Schale, verwendet bei der Austeilung des Abendmahls im Gottesdienst

druck des Siegels. Für mich war das Ganze ein wertvoller Tip. So also mußte man es machen!

Mit meinem Bruder Fiete suchte ich im Haushaltsgeschäft Dammann einen eisernen Gießlöffel aus, der dann – – zusammen mit einer Stange roten Siegelacks – – ¾ Jahr im Bücherbord auf meine nächste Pellwormfahrt wartete.

In Mutter Beeses Wohnung – wo wir wie alle Jahre logierten – wartete ich zwei Tage nach meiner Orgelmusik eine Zeit ab, am späten Nachmittag, in der der Propangaskocher in der Küche nicht benötigt wurde; ich probierte nun meine „neue“ Methode, Siegelabdrucke zu machen, aus, wie im Film gelernt. Der Siegelack schmolz recht schnell; ich goß ihn auf eine weiße Pappe und drückte dann sofort das Petschaft in die Mitte der Masse. Ich ließ das Ganze etwas abkühlen und hob den Stempel am Bügel von dem noch warmen Lack: Schon der erste Abdruck war wesentlich besser als alles, was ich 1971 fertiggebracht hatte. Beim 2. und 3. Abdruck blieben Spuren vom Lack in einigen Vertiefungen des Metallstempels hängen, kleben. Vorsichtig versuchte ich die Lackreste abzukratzen. Bald roch die ganze Küche intensiv nach Siegelack – ein Geruch, der an Amtsstuben und Urkunden erinnerte. (Am 18. 7. 1972 sagte mir Rechtsanwalt Dr. Wollny in Salzuflen, daß er und sein Kollege noch heute wichtige Urkunden auf diese Art

mit Siegeln versehen; nun nähmen sie zum Schmelzen des Lackes einen elektrischen LötKolben, das ging schnell und wäre sehr sauber.) Nun kamen aus allen Stuben die anderen Pensionsgäste: zwei Familien, ein Schriftsetzer mit Frau und ein Architekt mit Frau und zwei Kindern. Sie wollten sehen, was da so sonderbar „kochte“. Alle schauten meinen Manipulationen sehr interessiert zu. Jeder wollte das beinahe 500 Jahre alte Petschaft „mal in die Hand nehmen“, besehen, begreifen. Jeder gab auch umsonst gute Ratschläge, von denen ich aber nur den des Architekten annahm. Er schlug vor, das Siegel auf der Stempelseite leicht mit Öl einzufetten, damit sich das Metall nach dem Drucken besser vom Lack löse. Er holte auch gleich Nivea-Öl und rieb die Stempelseite damit ein. Nun bekam ich gute scharfe Abdrucke.

Jeder meiner Zuschauer wollte natürlich auch einen Abdruck haben. Den ersten, wirklich guten, bekam Frau Beese, das hatte ich ihr schon vorher versprochen.

Beschreibung des Kirchensiegels:

Es hat ungefähr die Größe eines Maria-Theresien-Thalers von 1780 und besteht aus einer Silberlegierung. Die Hauptseite = Stempelnegativ zeigt ein Marienbild in Halbfigur mit dem Jesuskind auf dem linken Arm, eine Krone auf dem Haupte mit

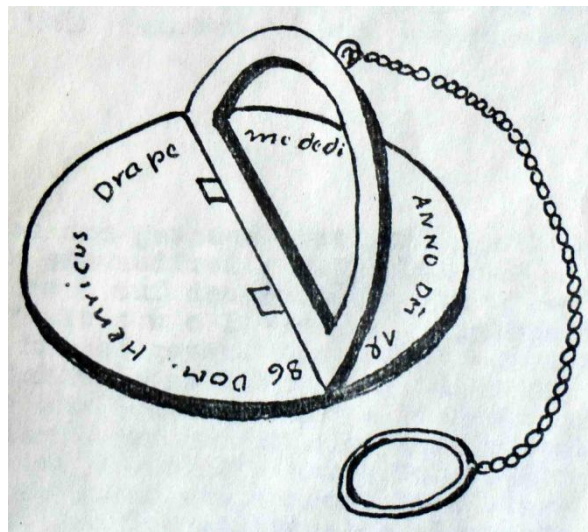
drei Sternen. Die ganze Gestalt ist von einer Gloriole = einem Strahlenkranz umgeben. Drei gotische Spruchbänder mit aufgerollten Enden umgeben die Gestalt; die drei Teile der Umschrift in gotischer Fraktur lauten:

SIGILLUM PAR .. OCH .. NOR .. IN PILWORM.

Unter der Halbfigur der Maria befindet sich eine nach unten geöffnete Mondsichel, darin ein nach links schräg stehendes Wappenschild mit zwei übereinanderstehenden schreitenden Löwen.

An der Rückseite des Petschaftes ist mit zwei Scharnieren ein halbkreisförmiger Bügel aus dem gleichen Metall angebracht, der die Handhabung erleichtert beim Siegeln; an dem Bügel ist eine kleine Kette mit einer Öse befestigt, die in einem dünnen Ring endet. Auf der Rückseite der Stempelplatte ist – in schon etwas verwischter Rundschrift einziseliert:

Dñs Henricus Dra . . Rector me dedit
1486



Über die Umschrift auf der Stempelseite entspann sich bald eine lebhaft Diskussion. Der Begriff „Sigillum“ auf dem linken 1. Teilstück bietet keine Schwierigkeit: „Siegel“; ebensowenig der Text auf dem 3. Teilstück: „in Pilworm“. Unklar nur war uns das Wort auf dem mittleren Spruchband, direkt über dem Kopf der Maria: „par .. och .. nor ..“ Auch das Spiegelbild des Negativs, das wir im Winkel eines Handspiegels betrachteten, brachte uns der Deutung nicht näher. Folgende Mög-

lichkeiten bestanden: „Parochianorum (der zum Kirchenkreis Gehörenden), aber an dritter und vierter Stelle standen zwei „r“! „Pastorati“, „Patrocinii“, „Patrocianotii“??? Entscheidend dabei war der 3. Buchstabe: Par (?) oder Pat (?) Wir kamen damals in Pellworm zu keinem Ergebnis. –

Ich greife jetzt vor auf den 18. Januar 1973. An diesem Tage be-

suchte ich von Salzuflen aus Herrn Pastor Dr. Haar in Holzhausen bei den Externsteinen und brachte ihm als Geschenk einen klaren Abdruck des Pellwormer Kirchensiegels mit. Aber auch Pastor Haar konnte den bewußten 3. oder 4. Buchstaben nicht unterbringen. „CHIANORUM“, das war klar. Aber der Buchstabe davor??

Pastor Haar verwies mich auf das dreibändige Werk von Richard Haupt: „Bau- und Kunstdenkmäler in Schleswig-Holstein“, 1882–87. Im Februar 1973 fand ich dies Werk (jetzt fünfbändig, in der Neuausgabe von 1924–26) in der Pfarrbibliothek der Propstei Münsterdorf, Itzehoe, Kirchenstraße 6. Dort stand im 1. Band, Seiten 491ff. wörtlich:

Im schönen spätgotischen „Sigillum Parrochianorum in Pilworm“ (1874 noch vorhanden) ist Maria mit dem Kinde im Strahlenkranz dargestellt; Heimreich (1662) spricht von einem Siegel, das den „Salvator“ zeige (d. h. wol auf Marien Arm (?)) auf dem Halbmond, unter ihm zwei Löwen, mit der Inschrift: „Sig. Pilwormensium 1484“ und „Dñs Henricus Drape Rector me dedit 1486.“

Soweit Richard Haupt. Mit diesem Zitat ist nun auch die Frage nach dem genauen Wortlaut des 2. Wortes der Siegelumschrift gelöst. Es heißt demnach einwandfrei: PARROCHIANORUM. Und unsere Unsicherheit vorher? Wer kommt auch auf den

Gedanken, das „Parochia“, griech. παροικία = Kirchenkreis mit zwei „r“ zu schreiben?! Aber der mittelalterliche Stempelschneider hat es getan. Das Wort „Parochie“ bedeutet auch: der Sprengel eines ansehnlichen Geistlichen oder Bischofs. „Parochianorum“ ist die Form Plural-Genitiv von „Parochianus“ = Pfarrkind, zur Pfarre gehörig. Also übersetzen wir nun: „Siegel der Pfarrkinder auf Pellworm“ oder „Siegel des Kirchenkreises in Pellworm“. Den Namen des Stifters des Petschaftes auf der Oberplatte hatte ich früher mit „Diafe“ – „Diapo“ – „Diako“ und so weiter zu deuten versucht. Haupt nennt hier einen Eigennamen „Drape“. So heißt die Widmung auf der Oberplatte also: „Dominus Henricus Drape Rector me dedit Anno Domini 1486“, übersetzt: „Herr Rektor Heinrich Drape hat mich geschenkt im Jahre des Herrn 1486.“

Nun zu den bildlichen Darstellungen des Siegels:

In der Mitte thront die Halbfigur der Maria mit dem Jesuskind auf dem linken Arm, mit Krone und Strahlenkranz. Unter der Gestalt der Maria schließt eine Mondsichel – die Öffnung nach unten – den unteren Teil des Siegelrundes ab. In der Wölbung der Mondsichel befindet sich ein schräg nach links gestellter Wappenschild mit zwei übereinanderstehenden, aufrecht nach links schreitenden Löwen. Solche Löwen kommen schon im mittelalterlichen Ortswappen von Husum vor. Zur Stadt wurde

Babylonische Darstellung der Astarte mit Mondsichel auf dem Kopf (Foto: Tangopaso)

Husum (heute Kreisstadt von Nordfriesland) erst 1603 erhoben von Herzog Johann Adolf. Es handelt sich bei den Löwen um das Wappen der Herzöge von Schleswig, zu deren Herrschaft 1480 auch die damals große und reiche Marscheninsel „Strand“ gehörte. –

Das Erstaunliche aber an diesem mittelalterlichen Kirchensiegel ist das Auftreten der Mondsichel in Verbindung mit der christlichen Madonna – der „Herren-Magd“ des Neuen Testaments. Die Frage erhebt sich: Welche Verbindung besteht zwischen dem uralten heidnischen Symbol der Mondsichel und dem christlichen Bild der Jungfrau Maria? Anders gesagt: Zwischen einer Gestalt des Neuen Testaments und dem orientalischen Attribut der Fruchtbarkeitsgöttin, mochte sie in Sumer „Ischtar“, in Babylon „Astarte“, in Ägypten „Isis“, in Griechenland „Aphrodite“ oder „Demeter“, in Rom „Venus“ oder „Selene“, „Luna“ heißen. Zur Klärung dieser Frage müssen wir ziemlich weit in der Geschichte der Religionen zurückgehen.

In Sumer erschien das Mond-Symbol schon um 3000 a. C. in Verbindung mit der Fruchtbarkeitsgöttin Ischtar. Ihr wurde schon früh auch der Lebens- oder Weltenbaum zugeordnet;

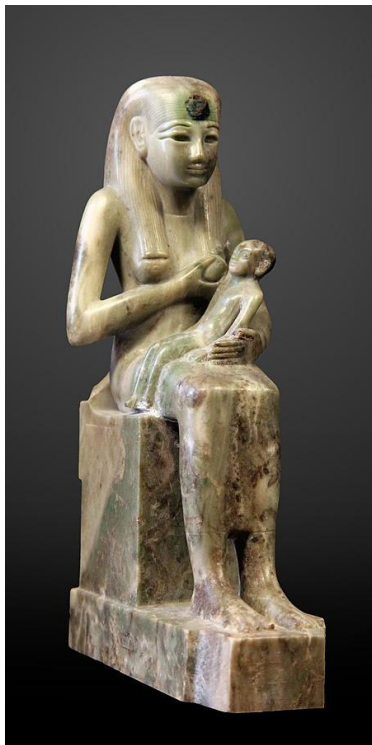


man „pflegte neben den Standbildern auf dem Altar lebende Büsche aufzustellen, deren Wurzeln abgehackt waren“. Hier also auch die Verbindung von Altarbild und Weltenbaumsymbol, das in der griechischen Mythologie im Heiligtum von Dodone (als Zeus-Eiche), in Delphi, dem Apollo-Heiligtum (als Lorbeerbaum neben dem kastalischen Quell) und weiter im „Baum der Erkenntnis“ im Paradies der Genesis des Alten Testaments bis hin zu der Esche „Yggdrasil“ in der nordischen „Edda“ erscheint.

Der syrische Baalsdienst mit der Göttin Astarte (Aschera) spielt in den Religionskämpfen des jüdischen Volkes, zur Zeit des Propheten Elias, eine wichtige Rolle. Im Neuen Testament ist die Fruchtbarkeitsgöttin Diana in Ephesus dem Apostel Paulus eine mächtige Gegnerin. Und bei allen diesen Kulturen ist der Mutter-Göttin die Mondsichel als Begleitsymbol beigegeben.

Über den Einfluß der alten heidnischen Riten auf das frühe Christentum schreibt Frank Thieß in seinem Werk „Das Reich der Dämonen“ über die „Mariologie“ in den Jahrhunderten um 250 bis 400 p. C.:

Es kam zu einer Beeinflussung der römischen Soldaten und Siedler in der ganzen (damaligen) Welt: Von allen Seiten gingen Götterlehren wie Meteoriten über sie nieder. Die Menschheit wollte glauben. Zauberbücher der ägyptischen Papyri berichten uns eingehend von der antiken Theosophie, gläserner Spiritualismus stand zwischen grobsinnlichen Mysterien. Da war der phrygische Attiskult, der in nächtlichen Feiern seine orgiastischen Ekstasen im Dienst der großen Göttermutter ausraste. Der ägyptische Isis- und Serapis-Kult: in diesem Dienst überschlug sich die religiöse Inbrunst in Zeugungsritualen. Er hatte viel Zulauf in den Weltstädten. Zeitweilig haben in Rom die Isistempele eine Mischung aus Bordellen und Weihstätten dargestellt. – So war in Ägypten die Stätte der Anbetung eines drei-einigen Gottes (Isis, Serapis–Osiris, Kind Horus) entstanden. Isis wurde als Göttermutter mit dem Kind Horus auf dem Arm dargestellt. Vor dem Bilde der Himmelskönigin brannten geweihte Kerzen, und die wächsernen Abbilder der



heilsbedürftigen Gliedmaßen hingen um den Isisaltar – wie heute die Weihgaben in der Grotte von Lourdes! Wenn in der christlich-katholischen Welt die Mutter Gottes eine besondere Verehrung genießt, so geht das auf die altheidnischen Mutter-Kulte zurück. Ihre Bedeutung schob sich – seit dem 4. Jahrhundert – langsam vor die des Vater-Gottes; und als im 4. Jahrhundert der Patriarch Nestorius in Konstantinopel versuchte, Maria wieder zur biblischen „Mutter Jesu“ zu machen, fegte man seine Auffassung und ihn mit brutalen Machenschaften hinweg. Die ägyptische Göttin Isis, deren Kult noch im 5. Jahrhundert bestand, hatte als „Gottesmutter“ die Marienverehrung der christlichen Religion gleichsam unterwandert. Der Ursprung jener Mutterreligionen, die durch die Vaterreligion verdrängt wurden, blieb im Unterbewußten erhalten.

Dies alles fing an mit einer mißverstandenen Stelle aus der Offenbarung des Johannes, Off. 12,1: „ – – und es erschien ein großes Zeichen am Himmel: ein Weib, mit der Sonne bekleidet, und mit dem Mond unter ihren Füßen, und auf ihrem Haupte eine Krone von 12 Sternen.“ Nach Loewenich „Geschichte des Katholizismus“ ist aber in diesem Zitat als Weib mit Sicherheit nicht Maria gemeint, sondern – symbolisch – das Volk Gottes = Israel, Tochter Zion. Der

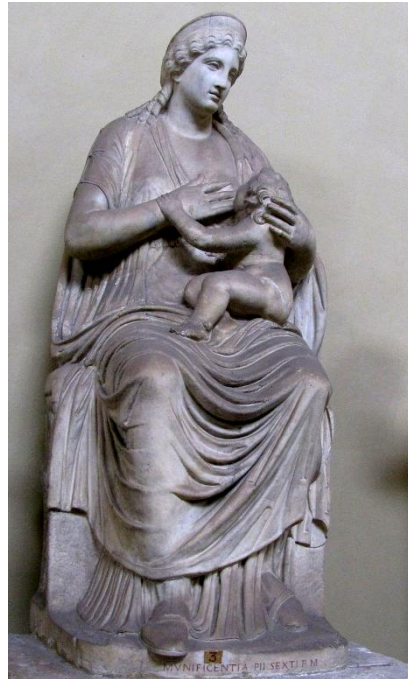
Isis mit Horus
(Foto: Louvre CC BY-SA 2.0 FR)

evangelische Theologe W. Künneth sagt in seiner Schrift „Christus oder Maria?“ (1950):

Die historische Berichterstattung über Maria ist dürftig; die apostolischen Zeugnisse schweigen über Maria. Sie gehört – erstaunlicherweise – nicht einmal zu dem Kreis der Jünger und Frauen, denen der auferstandene Herr erschienen ist.

An anderer Stelle: „Auch die Offenbarung des Johannes nimmt die Gestalt der Maria in das Gemälde seines gigantischen eschatologischen Weltendramas nicht auf.“ – –

Der Glaubensstreit in Konstantinopel um 400 (siehe oben), in dessen Mittelpunkt der Kirchenvater Nestorius stand, über die These, daß „Maria nicht nur die Mutter Jesu, sondern auch – entgegen der Bibelquellen – „Gottesmutter“ und „Königin des Himmels“ sei, wurde mit sehr irdischen Mitteln der Verleumdung und auch der Gewalt von dem Vertreter der 2. Version, Bischof Kyrillos, geführt. Er setzte seine Auffassung gegen Nestorius durch. Damit war der Übernahme des heidnischen Mutter-Gottes-



Isis mit Horus
Römische Darstellung

Gedankens Tür und Tor geöffnet. Jetzt hatte die in ihrer Leichtgläubigkeit und Naturgläubigkeit unveränderte Volksmenge wieder ihren Venus- und Isis-Kult zurück, der in den folgenden Jahrhunderten sich immer mehr ausbreitete, so daß – bald nach der Christianisierung Nordeuropas, schon im frühen Mittelalter – die „Himmelskönigin“ die schlichte biblische Mariengestalt verdrängte. Für diese Entwicklung ist weitgehendst die höchste Stelle des römischen Katholizismus, das Papsttum, der Vatikan verantwortlich. – –

Wie man da vorging? Eklatante Beispiele sind die offensichtlichen Bibeltextumdeutungen und Fälschungen in der „Vulgata“, der offiziellen römischen Bibelübersetzung aus den Ursprachen Hebräisch und Koine-Griechisch. Sie wurde um 400 von Hieronymus in Bethlehem angefertigt.

Hierzu ein Beispiel aus dem Alten Testament: In der Genesis 3,15 steht: „Ich will Feindschaft setzen zwischen deinem Samen und ihrem (der Schlange) Samen. Derselbe (er) wird dir den Kopf zertreten, und du wirst ihn in die Ferse stechen.“ (Luther-Übersetzung)

Im hebräischen Urtext steht:

עקב: תשופנו ואתה ראש ישופך הוא זרעה ובין

זרעך ובין שה (er wird den Kopf zertreten)

הא ובין בינך אשית ואיבה (du wirst ihn stechen)

Dieser Text besagt also, daß der Samen (die Nachkommen) Evas, die Menschheit, der Mann der Schlange den Kopf zertreten, zermalmen wird, und die Schlange wird ihn in die Ferse stechen, beißen.

Aus den hier besonders hervorgehobenen hebräischen Pronomina wird aber in der Vulgata: „Inimicitias ponam inter te et mulierem, et semen tuum et semen illius; ipsa conteret caput tuum, et tu insidiaberis calcaneo eius.“ Das heißt wörtlich übersetzt: „Und ich will Feindschaft setzen zwischen dir (der Schlange) und dem Weibe und zwischen deinem Samen und ihrem Samen. Dieselbe wird dir den Kopf zertreten und du wirst in ihre Ferse stechen.“ Diese Fäl-



Maria zertritt die Schlange
Gemälde von Martino Altomonte (1728)
(Foto: Wolfgang Sauber CC BY-SA 3.0)

schung ist bewußt ausgerichtet auf eine spätere Deutung dieser Stelle auf Maria als der Vernichterin der Sünde (Schlange), des Bösen. Folgerichtig sprach daher in unserem Zeitalter ein führender katholischer Theologieprofessor, Graber, auf dem Passauer Katholikentag 1950 – fußend auf der obigen Textstelle der Vulgata – von „Maria, der großen Schlangenzertreterin“ (Loewenich).

Und noch ein weiteres Beispiel aus dem Neuen Testament für derartige – „maria-günstige“ – Bibeltext-Manipulationen. In der Szene der Verkündigung des Engels Gabriel an Maria (Lukas 1,28) heißt es im griechischen Urtext: „χαῖρε, κεχαριτωμένη, ὁ κύριος μετὰ σοῦ.“ Luther übersetzt hier: „Gegrüßet seist du, Holdselige, der Herr ist mit dir.“ Wörtlicher übersetzte in unserem Jahrhundert E. Kautsch: „Gegrüßet seist du, du Begnadigte“, das heißt in beiden Fällen: Die biblische Maria ist eine Sünde-

rin, die aber „Gnade bei Gott“ gefunden hat.

Im Gegensatz zu diesen Übersetzungen heißt diese Textstelle in der Vulgata: „Ave Maria, gratia plena, dominus tecum; benedicta tu in mulieribus.“ Übersetzung: „Sei begrüßet, Maria, du bist voller Gnaden, der Herr ist mit dir; gesegnet bist du unter den Frauen.“ (Der letzte Halbsatz steht nicht im Urtext!) Mit dieser falschen Übersetzung aus dem Griechischen ins Lateinische wird aus der „benedigten“ Maria eine Maria „voller Gnaden Gottes“. Das ist unbiblisch. Die biblische Maria ist nicht die „Gottesmutter“ und „Himmelskönigin“, sondern eine schlichte „Magd“.

Zum Zwecke der „Aufwertung“ der Maria versuchte die römische Kirche auch hinwegzuinterpretieren, daß Jesus Marias erster Sohn war und daß nach ihm noch Brüder und Schwestern geboren wurden. Beispiele: Lukas 2,7: „ – und sie gebar ihren ersten Sohn.“ Und Markus 6,3 werden Jesu Brüder genannt: Jakobus, Joses, Judas und Simon sowie – ohne Namensangabe – seine Schwestern. All dieses versuchte man in späteren Jahrhunderten umzudeuten. Da wurden dann aus den

**Bernadette Soubirous
(1844–1879)**



ἀδελφοί und ἀδελφαί (Brüder und Schwestern) Jesu = συγγενές, Verwandte, Vettern. – –

Erst auf dem Konzil von Ephesus (431) wurde Maria „Gottesgebäerin“ genannt. Das ist ein sehr alter mythischer Gottesmutterbegriff aus dem Heidentum. Die Diana der Epheser war so eine „Gottesmutter“ ebenso wie Astarte, Isis und Demeter. Dadurch wurde die Paganisierung (Verheidung) der Kirche gefördert: Sie öffnete sich damit den alten heidnischen Vorstellungen. In der päpstlichen Bulle „Ineffabilis Deus“ des Papstes Pius IX., am 8. Dezember 1854, wurde die „immaculata conceptio“ (unbefleckte Empfängnis) der Jungfrau Maria verkündet und diese damit weiter „vergöttert“.

Schon wenige Jahre später, 1858, scheint die Vision einer „weißen Dame“ durch das 13-jährige französische Mädchen Bernadette Soubirous in Lourdes das Dogma der „immaculata“ höchst willkommen zu bestätigen. Aber auch die Schilderungen der Visionen des etwas schwachsinnigen Mädchens Bernadette werden im Sinne der Kirche „frisirt“ und gelangen so – zweckmäßig formuliert – an die Öffentlichkeit (Loewenich, Zola). Ähnlich verfährt man 1917 bei den Visionen der Kinder von Fatima. Um alle Zweifel bei der Masse der Gläubigen auszuschal-

ten, bringt Papst Pius IX. 1870 das Dogma von der „Unfehlbarkeit des Papstes“, wenn er „ex cathedra“ lehrt, vor das Konzil. Es wird denn auch mit 533 „Ja“-Stimmen (placet!) gegen ganze 2 „Nein“-Stimmen (non placet!) angenommen – – – – – nachdem allerdings die ablehnende Minorität, darunter allein 19 deutsche Bischöfe, im Ganzen ca. 60 Gegenstimmen, vor dieser Abstimmung aus Rom abgereist waren. –

In unserer Zeit folgte dann am 1. November 1950 das Dogma von der „leiblichen Himmelfahrt der Maria“. Es verkündigt – nach katholischer Auffassung –, daß nun Maria Jesus Christus (mindestens) gleichgestellt sei. Somit wird aus der göttlichen Drei-Einigkeit – Gott Vater, Sohn und Heiliger Geist – eine Vier-Einigkeit der katholischen Praxis. Diese halten wir Protestanten für Blasphemie (Gotteslästerung), und mit der Darstellung der Maria im Neuen Testament für ganz unvereinbar! Jedem denkenden Katholiken ist klar, daß das biblische Bild der Maria weder mit dem Dogma von 1854 noch mit dem von 1950 vereinbar ist. Man mußte während des Konzils dafür schon



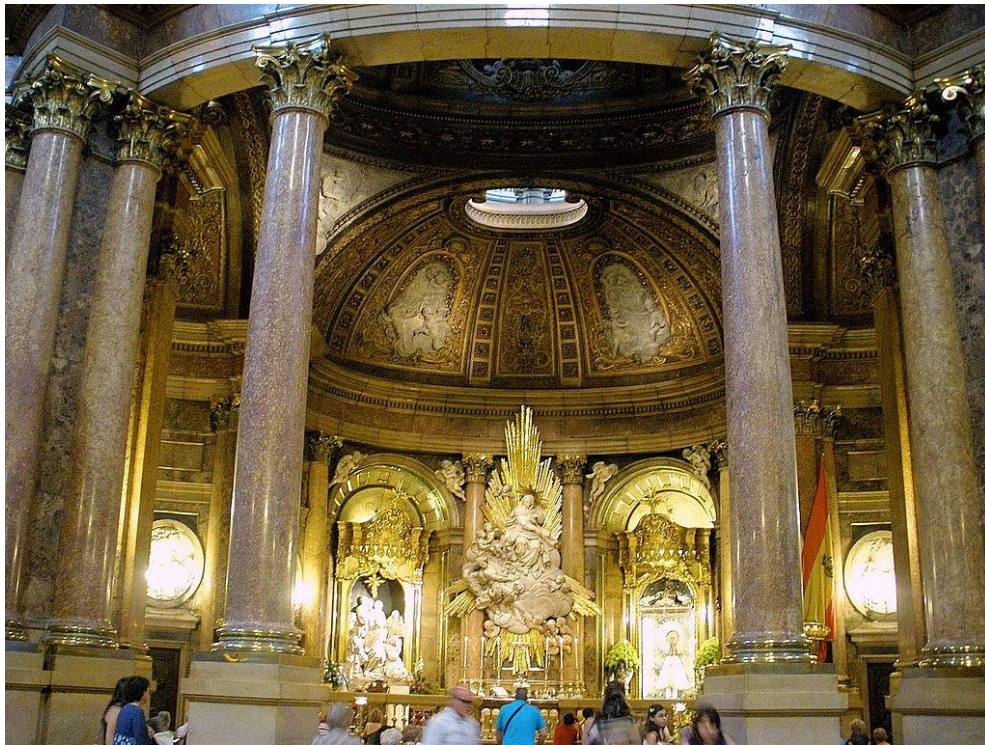
Marienstatue in Fatima/Portugal

die „altkirchliche Tradition“ bemühen, da die Bibel als Zeugnis ausfiel (Loewenich).

Wie menschlich aber diese „Tradition“ manchmal entstanden ist, das zeigt der Kirchenkampf in Konstantinopel – Nestorius gegen Kyrillos – im 4.–5. Jahrhundert (siehe oben). Über die Uneinigkeit sogar noch heute in den Reihen der katholischen Theologen über diese Fragen unterrichtet uns Propst Grüber (gestorben 1975) in seiner Autobiografie „Aus sieben Jahrzehnten“, Seite 192:

Unter den Benediktinermönchen im Konzentrationslager waren feine, sympathische Kameraden, die als „Ekklesiologen“, d. h. als Anhänger der Lehre von der Kirche, gegen die „Mariologen“ standen, d. h. gegen die Anhänger der Lehre von der „Gottesmutter“ Maria.

Zum Abschluß gebe ich noch zwei Beispiele für besonders krasse Auswüchse in der „Verhimmelung“ – „Vergöttlichung“ der Maria. Die „abgöttisch“ verehrte Marienstatue in der Kathedrale von Fatima in Portugal wurde im Jahre 1942 mit einer goldenen Krone geschmückt, die 950 Brillanten, 313 Perlen, 33 Saphire, 17 Rubine und 200 Türkise einfaßt. Wie hieß es zu Paulus' Zeiten in Ephesus: „Groß ist die Diana der



Epheser!“ Diese protzige und geschmacklose Darstellung der „Regina Angelorum“ steht in krassem Gegensatz zu der nüchternen Wirklichkeit der Bibel.

Hier noch ein einmaliger, kaum glaublicher Auswuchs dieser Fehlentwicklung der Marienverehrung und -Darstellung in der römisch-katholischen Kirche: In Spanien, in der Stadt Zarago-

Zaragoza: Basilica del Pilar – Santa Capilla de la virgen (Foto: Zarateman CC BY-SA 3.0)

sa, steht auf einer Säule die Statue der „Himmelskönigin“. Diese Plastik in der Wallfahrtskirche „Nuestra Senora de Pilar“ (1682) wurde in unserem Jahrhundert von den gläubigen Katholiken der Stadt in den Rang eines kommandierenden Generals der spanischen Armee erhoben – und bezieht als solche eine entsprechende monatliche Pension. Wer aber schluckt die hohe Militärgage? Der große Magen der „friedlichen“ katholischen Kirche, deren Habgier schon Goethe in seinem „Faust“ persiflierte. Welche eine Ungeheuerlichkeit: die Mutter Jesu, des Predigers der Nächstenliebe – hier als Kommandeuse eines zum Menschenmord abgerichteten Regimentes! Tiefer geht es wohl nicht. – –

– – –

Nach diesem weiten Weg – – einem Ausflug in die Mariologie der Kirchengeschichte – – wollen wir zurückkehren zu dem Pellwormer Kirchenkreis-Siegel von 1486, das unser Ausgangspunkt war.

Die Darstellung der Maria auf dem Petschaft – mit den drei Sternen auf der Krone, dem Strahlenkranz der Sonne und der Mondsichel unter der Halbfigur – ist nur ein Bildbeispiel aus der Reihe der aufgezeigten Entwicklung vom 4. Jahrhundert bis in unsere Zeit. Vergleichen wir es mit der „Himmelkönigin“



Maria in einem großen spätgotischen Leuchter in der Johanniskirche in Lüneburg, aus dem Jahre 1490, also nur vier Jahre nach dem Anfertigungsjahr des Pellwormsiegels, dann finden wir außer den schon aufgezeigten Attributen: Strahlenkranz, Dreisternenkrone, umgekehrte Mondsichel noch zusätzlich die „Mandorla“: das Oval, in dem die ganze Marienfigur steht. Die Mandorla war noch in der Zeit der Romanik allein Gott-Vater und Jesus, dem Salvator Mundi, vorbehalten.

Aber 400 Jahre nach der Christianisierung Nordeuropas hatte der übertriebene Maria = Himmelskönigin-Kult auch hier den Christus-Erlöser-Glauben überwuchert.

Anders gesagt: Der schlichte Glaube an den Heiland der Welt trat gänzlich zurück vor dem schwärmerischen, aber unbilischen Glauben an die mütterliche Himmelskönigin, die göttliche Fürsprecherin Maria, eine Muttergottheit, wie sie in vorchristlicher Zeit (siehe oben) fast alle Mythen beherrschte.

Unser Pellwormer Kirchensiegel hat in derselben Kirche auch noch eine Entsprechung auf den Bildtafeln im Innern des großen Flügelaltars. Die Bilder schreibt man der Lübecker Schule zu und datiert sie um 1475, also ca. 10 Jahre vor dem Kirchensiegel. Es sind 16 Bildtafeln, die das Leben und Leiden Christi darstellen.

Aber die beiden letzten oberen Tafeln zeigen nicht etwa die Himmelfahrt und Verklärung Christi, sondern die Auffahrt der Maria und ihre Krönung durch Gott-Vater. Diese – von



Leuchterdetail
(Foto: Frank Vincentz CC BY-SA 3.0)

**Marienleuchter in
St. Johannis / Lüneburg**
(Foto: Taxiarchos228 CC BY-SA 3.0)



den Bibeltatsachen her gesehene – – Fehlentwicklung, das heißt: die Schwerpunktverlegung vom „Salvator Mundi“ auf die „Regina Coeli“, erreichte Ende des 15. Jahrhunderts einen gewissen Höhepunkt, also nur wenige Jahrzehnte vor dem Auftreten Martin Luthers, vor der Reformation, die den Christen die Rückkehr zu Jesus als dem – nach dem Neuen Testament – allein wahren Fürsprecher vor Gott aufzeigte.

**Pellworm, Alte Kirche, Altar-Detail (15. Jahrhundert):
Mariä Himmelfahrt und Krönung durch Gott-Vater**

Anton Heimreich nennt in seiner „Nordfriesischen Chronik“ von 1666 die Alte Kirche auf Pellworm – als deren Geistlicher sein Vater, Johannes Heimreich, bis 1664 amtierte – Salvator-Kirche: „Die Kirche ist zu Ehren S. Salvatoris erbaut, dessen Bildniß herlich (?) über der Süderthür kann erkannt werden.“ Und auf der nächsten Seite (185) spricht er über das Kirchspielsiegel: „Das Kirchspielsiegel aber ist Salvator, so auf einem halben Mond sitzet, worunter zwei Löwen seyn, und stehet darum: Sigillum Pilwormensium Anno 1484, und ist dasselbe silbern.“ (Anmerkung Kern: Im Vergleich zu unserer Abbildung ist diese Schilderung ungenau; sie ist vielleicht aus dem Gedächtnis aufgezeichnet.)

R. Haupt bemerkt dazu:

Heimreich spricht von einem Siegel, das den Salvator (d. h. wol auf Marien Arm) auf dem Halbmond, unter ihm 2 Löwen, zeige. – – Dem Salvator (St. Helfer, Hülfper) soll die Kirche geweiht gewesen sein; Heimreich sah dessen Bild über der Kirchentür.

Es handelt sich höchstwahrscheinlich um das Tympanon über der „Priestertür“ an der Südseite des Chores, das seit dem Neubau der Apsis (1912–13) vor der Tür als Trittstein „auf dem Gesicht“ liegt. Vielleicht kann diese Frage eines Tages

gelöst werden, wenn man dies Tympanon ausgräbt, den Stein hebt und die Frontseite fotografiert. –

Es gibt aber noch zwei weitere Hinweise auf den „Salvator“: R. Haupt schreibt 1887 über die Malereien: „Die Apsis der Alten Kirche auf Pellworm (und der Chorbogen) ist ungemein reich ausgemalt gewesen. In der Apsis (die 1913 neugebaut ist) Teppichgehänge, darüber Ornamentfries, in der Kuppel der Hauptgegenstand, ganz wie Witting (Anmerkung: Bild des Salvators).“ Diese Malerei wurde genauer geschildert in „Kunstdenkmäler des Kreises Husum“ 1939, herausgegeben von Brauer und anderen. Es heißt da:

Die Apsis-Halbkugel (1913) zeigte Reste spätromanischer Bemalung (s. Jensen, Haupt). In der Mandorla: Christus thronend, die Rechte erhoben mit



**Christus Salvator mundi
Trier 10. Jahrhundert**

Kreuznimbus. Heiligenschein mit eingeschlagenen Kupferstiften. Der Grund der Mandorla: schwarzkonturierte Kreise, teilweise gelb ausgelegt. Zu beiden Seiten Reste der vier Evangelisten-Symbole.

Wie oben geschildert, wurde 1452 die erste, romanische Taufe der Alten Kirche, ein großer Bronzekessel, von dem Seeräuber Cord Widderick gestohlen und später der Kirche in Büsum „verehrt“. Wie ich mich bei einem Besuch der St. Clemenskirche in Büsum im Sommer 1969 selbst überzeugt habe, sind auf der „Kuppa“, der Außenwand des dortigen Taufkessels, vier Abbildungen des thronenden, lehrenden Salvators reliefartig angebracht, jede umgeben von 4 kleinen Medaillons mit den Symbolen der 4 Evangelisten. Das kirchenhistorische Symbol des St. Clemens aber, der Anker, ist auf dieser – jetzt in der Büsumer Kirche stehenden – Taufe

nicht zu finden. Dies scheint die Legende des Kirchenraubes auf Pellworm zu bestätigen.

Heimreich spricht 1666 bei der Schilderung der Alten Kirche nur vom „Salvator“, trotz des ihm bekannten Kirchensiegels von 1486. Man kann darin vielleicht eine bewußt protestantische Rückwendung zu der beherrschenden Gestalt der Kirche, Jesus Christus, sehen, dem St. Helfer, wie er bis in unser Jahrhundert hinein vom Tympanon über der Südtür der Alten Kirche dem Eintretenden entgegenschaut.

Literatur:

01. Neocorus: „Chronik des Landes Dithmarschen“ 1599 (Dahlmann 1904)
02. Heimreich, Anton: „Nordfriesische Chronik“ 1666–68 (Falck 1819)
03. Haupt, Richard: „Bau- und Kunstdenkmäler in Schleswig-Holstein“ 1887 (1926)
04. Bauer, Heinrich (Herausgeber): „Kunstdenkmäler des Kreises Husum“ 1939
05. Kittel, Rudolf: „Biblia hebraica, Liber Genesis“ 1937
06. Nestle, Eberhard: „Novum Testamentum Graece“ 1901
07. Hieronymus: „Vulgata – Clementina“ 1956

08. Luther, Martin: Bibelübersetzung 1522–24 (Stuttgart 1937)
09. Künneth, Walter: „Christus oder Maria?“ 1950
10. von Loewenich, Walther: „Der moderne Katholizismus“ 1956
11. Thieß, Frank: „Das Reich der Dämonen“ 1968
12. Grüber, Heinrich: „Erinnerungen aus sieben Jahrzehnten“ 1968

Si enim alicui placet mea devotio, gaudebo. Si autem pro mei abiectioe vel pro viciosi sermonis rusticitate nulli placet: me-
met ipsam tamen iuvat quod feci.⁶

Hroswitha von Gandersheim 970

1982

⁶ *Übersetzung:* Gefällt dem oder jenem die Demut mein, wird es mich freuen. Doch sollte auch niemand mir Beifall zollen, sei's meiner niederen Stellung wegen, sei's weil zu ungelenkt die fehlerhafte Sprache, hab' doch ich selbst an meinem Werke Freude.

INTRAVENÖS

„Nur ein kleiner Einstich in die Vene – das werden wir gleich haben; das merken Sie fast gar nicht“, sagte die Röntgen-Schwester; und weiter: „Wir machen jetzt eine Kontrast-Injektion im Blasen-Nieren-Bereich und dann nehme ich mehrere Röntgen-Aufnahmen.“

Ich darauf: „Das wird bei meinen strapazierten Arm-Venen gar nicht so leicht sein, noch eine passende zu finden: Sehen Sie mal meine zerstochnen Arme!“

Darauf die Schwester: „Das ist – zum Glück – nicht meine Sorge, sondern die des Urologen!“

Die Injektion – intravenös.

Der Arzt: „Das werden wir gleich haben!“ Er versucht einen Einstich in die rechte Armbeuge: 1. Versuch: vacat. 2. Versuch, weiter oben: vacat (Vene durchstochnen!)

Der Arzt: „Diese Rollvenen weichen immer aus vor der Kanüle!“ 3. und 4. Versuch: vacat!

Ich (denke): „Von den Venen her gesehen finde ich das ganz verständlich: Die Adern weichen aus vor der Kanülenspitze, die sie anstechen will. Ich sehe darin eine gewisse Logik: Man weicht unwillkürlich dem Unangenehmen, dem Schmerz aus, den man kommen sieht. Leider konnte ich das nicht!“

Der Arzt sieht mich an, wie ich da liege: mit den vier blutigen, erfolglosen Einstichen. Dann – etwas verärgert über seinen fünften vergeblichen Ellbogen-Versuch – sagt er: „Es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn wir (?) nicht endlich eine brauchbare Vene fänden!“

Darauf ich (mit steinernem Gesicht): „Sie haben völlig recht, Herr Doktor, dieser Vergleich liegt eigentlich nahe: bei einem Kirchenbeamten!“

Der Arzt stutzt – guckt auf – dann sagt er: „Na, hören Sie mal, Sie haben aber Humor!“, und lachte befreit. (Mir war nicht grade zum Lachen!) –



Finden Sie nicht, daß diese kleine Geschichte gut erfunden ist – so recht nach dem Motto: „Humor ist, wenn man trotzdem lacht!“

Postscriptum

Der Leser fragt: „Woher willst Du, ein Musiker, noch dazu ein beinahe „Halb-Heiliger“, so genau Bescheid wissen, ob ein Arzt geschickte Finger hat, überhaupt, bei Injektionen von Venen (ob subcutan, intravenös und so weiter) und überhaupt über solche speziellen Einzelheiten??“

Hier meine Erklärung, ein Versuch!

Anfang Dezember 1939 bekam ich von einem Herrn, der damals in Nordeuropa ganz groß in Mode war, die liebenswürdige Aufforderung, ihm bei seinen großräumigen Unternehmungen im In- und Ausland mit meiner schwachen Kraft als Sanitätssoldat behilflich zu sein mit meinen nachweislich recht geschickten Fingern. Über mein damals noch mangelhaftes Wissen auf medizinischem Gebiet würde er großzügig hinwegsehen, auch würde ich genügend Zeit haben, mich auf diesem Gebiet einzuarbeiten – er rechne immerhin mit einigen Jahren (darin sollte er auch recht behalten).



Sollte ich mich aber weigern, dieser seiner höflichen Aufforderung zu folgen, so würde er meiner jetzigen Lebensfreudigkeit ein schnelles Ende bereiten, nachdem ich dann mit Sicherheit nicht einmal mehr zu atmen brauche. –

Nun, wer konnte da schon widerstehen!?

Natürlich war es mir unmöglich – schon von meiner Erziehung her –, einer so großzügigen Aufforderung nicht sofort und freudigen Herzens zu folgen.

Mit seiner großzügigen Zeitplanung hat der bewußte Herr dann tatsächlich (6 Jahre) recht behalten. Nur der Zeitplan meines „Endes“ (bei einer eventuellen Weigerung) verschob sich etwas, weil der hohe Herr es vorzog, vor mir aufzuhören zu atmen.

Und da geschah etwas sehr Merkwürdiges: In dem Augenblick, in dem der hohe Herr seinen letzten Atemzug tat – nachdem er selbst mit einem kleinen röhrenartigen Instrument seinen eigenen Kreislauf gewaltsam und abrupt unterbrochen hatte: In diesem Augenblick atmete die ganze übrige Welt tief und erleichtert auf = „Les extrêmes se touchent!“

Krankenhaus Otterndorf Sommer 1984

„DAS LIEBEN BRINGT GROSS FREUD“

Das Hochzeitsständchen

- 12 Variationen (Improvisation) von Alexander Kern über das Volkslied: „Das Lieben bringt groß Freud“

Das Lieben bringt groß Freud,
das wissen alle Leut.
Weiß mir ein schönes Schätzelein
mit zwei schwarzbraunen Äugelein,
das mir, das mir, das mir mein Herz erfreut.

Ein Briefle schrieb sie mir,
i sollt treu bleiben ihr.
Drauf schick ich ihr ein Sträußele,
schön Rosmarin und Nägele,
sie soll, sie soll, sie soll mein eigen sein!

Mein eigen soll sie sein,
kein'm andre mehr als mein.
So leben wir in Freud und Leid,
bis uns Gott der Herr auseinander scheidt.
Ade, ade, ade, mein Schatz, ade!



Kommentar:

Man könnte sie vielleicht eine ehekritische Analyse nennen – diese Liedvariationen über das bekannte Volks- und Liebeslied in Dur und Moll, in denen die Melodie, der „cantus firmus“ (c.f.), das melodiose Richtmaß der Komposition, der „Reihe der Veränderungen“, in den die Melodie meistens im Sopran, gelegentlich auch mal in den untern Stimmen erscheint, anstandshalber neben dem Alt auch im Tenor und Baß aufkreuzt, denn dieses Unternehmen ist gedacht als ein vielfarbiges Bild der kommenden Ehejahre, der gemeinsamen künfti-

gen Lebensreise (E. H. E.) nach der bekannten Deutung dieser 3 Buchstaben als Abkürzung des lateinischen Sprichwortes: „Errare humanum est.“

Johann Sebastian Bach (ein unbestrittener Fachmann auch auf diesem, nur bedingt musikalischen Gebiet) schrieb eine ganz ähnlich gelagerte Abschieds-Reise-Musik für seinen zum Militär einrückenden Bruder Jacob: Der wurde Militärmusiker, Kunstpfeifer, trat als Oboist in Kurland in schwedischen Militärdienst und nahm 1709 an der Schlacht von Pultava teil (Karl XII. gegen Peter den Großen).

Bachs Abschiedsmusik für den Bruder: das Capriccio in B-Dur für das Cembalo enthält vor den einzelnen Sätzen Überschriften wie „– eine Vorstellung unterschiedlicher Casuum, die ihm in der Fremde könnten vorkommen.“

Bei solcher Vorschau ist es angebracht, gleich von vornherein anzunehmen, daß auf der Reise nicht alles so glatt gehen würde wie gewünscht. Man rechnet also mit Situationen, die mit „Adagio“ oder „Lamento“ benannt werden müssen und sich



am besten in dunklem Moll bewegen – später aber in eine Fuge übergehen, die ein signalhaftes B-Dur-Thema bringt, um den Abschied heller zu gestalten, wenn das „Übel“ überwunden ist. Soweit der historische Aspekt.

In unserm Fall, nun und hier – also 280 Jahre später –, muß zunächst stark betont werden, daß das besprochene Volkslied-Machwerk aus den Fingern und der Feder eines verliebten Mannes, eines Ehemannes (was kein Widerspruch sein muß!), eines über 5 Jahrzehnte erfahrenen, gesiebten d. i. seriösen Fachmannes stammt.

Der Autor trägt dieselbe Verantwortung für die unumstößliche Wahrheit seiner Behauptungen wie sein Bruder im Geist, Manfred Kyber, der in seiner klassischen Studie und Ehe-Analyse: „Lups“ mehrfach betont: daß die Ehefrauen – was den standesamtlich anerkannten Familiennamen anbetrifft – sich grundsätzlich nach dem Ehemann richten.

Kyber formuliert das zwar ein wenig anders, er sagt da in seiner lebenswahren Geschichte der Sperlingsfamilie „Lups“: „–

denn dem Namen nach richten sich die Frauen nach ihren Männern“ (Ende des Zitates). Aber nur böswillige Verleumder würden behaupten, daß der Dichter (oder war er Junggeselle?) hier die deutsche Sprache sozusagen bewußt manipuliert, d. h. einen Hintergedanken hineinbrachte, eine Zweideutigkeit.

Was heißt hier zweideutig? Frau Lups gibt selbst dazu in der Geschichte souverän das Stichwort, wenn sie sagt: „Stör mich nicht mit deiner Logik: Wir sind verheiratet und nicht logisch!“ So etwas kann man nur sagen (mit bedeutsamem Augenaufschlag) aus der Sicherheit langjähriger Erfahrung im Umgang mit „Ihm“: so spricht die Ehefrau Eva Lups! –

Es kann natürlich sein, daß – bevor Frau Lups zu dieser felsenfesten Meinung kam – einige Ehekräche vorausgegangen waren (die oben schon bei der Erwähnung der Moll-Varianten gestreift



wurden); und die Charakterstudie der Frau wird untermauert durch ihre große Lebenserfahrung, daß nämlich bei controversen Auffassungen im Zusammenleben grundsätzlich die Auffassung der Frau die einzig richtige ist, da das entscheidende französische Sprichwort: „Que femme veut, Dieu le veut“⁷ bisher niemals überzeugend widerlegt werden konnte von den sich mühsam, aber zwecklos verteidigenden Ehemännern. Für diese Tatsache lassen sich von Sokrates (Xanthippe) bis Tobias Knopp (Wilhelm Busch) tausende von vergeblichen Versuchen anführen, die natürlich zu nichts führten, im Gegenteil – sie unterhöhlten immer nur noch tiefer die Glaubwürdigkeit der Beweisführung der männlichen Partei. –

Man muß zugeben: Die Lage der

⁷ Was die Frau will, ist Gottes Wille.

Ehemänner ist verzweifelt = kein Wunder bei der Konkurrenz! Im Übrigen heißt es in der Kyber-Geschichte zum Schluß: „Herr Lups hielt eine Rede im Klub: ‚Wir sind Männer! Taten müssen wir sehen, Taten!‘, schrie er.“

Das war schon richtig: im Klub kamen sie ja auch alle zu Wort, die Herren. Und in der Folge taten sie dann auch erhebliche Taten: deshalb sind ihre Nachkommen kaum noch zu zählen, heute. Nur „darüber“ (s. o.) redeten sie nicht mehr oder höchstens hinter der Hand. Sinngemäß haben ihre Nachkommen dann auch alle dieselbe Mentalität. Wobei es dem Leser überlassen bleibt, das Wort „Mentalität“ entweder von dem lateinischen Substantiv „mens“ abzuleiten, das man übersetzen kann mit: Geist, Verstand, Meinung, Sinnesart, vielleicht auch: Gewissen; oder aber von dem französischen Verbum „mentir“, das, ins Deutsche übersetzt, schlicht „lügen“ heißt. Wir haben weiter oben die französische Sprache schon einmal bemüht. –



**Herr und Frau Knopp
(Wilhelm Busch)**

Ich gebe zu, daß kein Mensch glauben würde, daß dies alles genau der Wahrheit entspricht – wenn es von einer Frau geschrieben wäre. Aber der Autor ist ein Mann, genauer gesagt, ein Ehemann, ganz genau: ein versierter -zigjähriger Ehe-Profi!

Sollte diese Tatsache die langhaarige Opposition nicht doch etwas nachdenklich stimmen?

P.S.

Vielleicht könnte dieser Kommentar wirklich ausgelegt werden als eine Auswahl wohlgemeinter Ehe-Reise-Ratschläge.

Dann würde es zwei Möglichkeiten geben: Man kann sie annehmen oder ablehnen.

Anders gesagt: „Man“ kann sich den „Schuh“ anziehen, wenn er paßt, oder man läßt es: man muß ja nicht!

LUKANGA MUKARA

Im Herbst 1989 entdeckte ich in Salzuflen, in der Langen Straße, vor der Buchhandlung Fontes (= Die Quellen), ein schmales Taschenbuch mit dem Titel: „Die Forschungsreise des Afrikaners Lukanga Mukara ins innerste Deutschland“⁸. Dieses Heft, dieser Name, dieser Titel waren mir seit vielen Jahren, Jahrzehnten vertraut; meine Gedanken gingen zurück in das Jahr 1922, zurück zur Nordseeinsel Sylt, zum Kindererholungsheim, dem Freideutschen Jugendlager Klappholtal, dessen Leiter, Dr. Knud Ahlborn, zwischen Kampen und Blidselbucht im nördlichen Teil der Insel wohnte und wirkte.

In dieses Erholungsheim an der Nordsee wurde ich 1922 im Sommer von Itzehoe aus verschickt. Ich war damals ein sehr kleiner, sehr magerer Junge von 11 Jahren, ein rachitisches „Kriegskind“, stark untergewichtig, leicht anfällig für Infektionen. Nach Angabe meiner Mutter wog ich als 12-jähriges Kind nur 48 kg – das Ergebnis der englischen Hungerblockade: so-



gar über das Kriegsende hinaus! Diese „Hungerkur“ hatte dann – viel später, in den Jahren 1945/46 – der englische Staat ein zweites Mal bei mir angewandt, als ich im POW-Gefangenenlager La Hulpe bei Brüssel in Belgien lag. Bei Einlieferung dort wog ich (normal) 150 kg . Nach 9 Monaten aber nur noch 92 kg = Haut und Knochen. Dieses Volk „Albion“, das heißt: das „weiße“, „saubere“, „unschuldige“ Volk hat seinen Namen in Europa von den Kreidefelsen bei Dover am Kanal. –

1922 war ich 6 Wochen lang im Kindererholungsheim in Klappholtal auf Sylt. Der Leiter des Heimes, Dr. Knud Ahlborn, kam aus der Deutschen Wandervogel-Bewegung, die seit der Jahrhundertwende, bis zum 1. Weltkrieg, sehr positive Akzente für die Zukunft der deutschen Jugend setzte, die in der Tagung auf dem Hohen Meißner, im Oktober 1913, proklamiert wurden. Leider zerschlug der Krieg diese guten Ansätze: Fast alle führenden Männer fielen.

Dr. Ahlborn war einer der wenigen überlebenden Kriegsfreiwilligen, der nach dem Kriegsmord auf der Insel Sylt eine kleine neue Gemeinde der „Freideutschen Jugend“ sammelte. Dieses Jugendlager verwirklichte die Ideale der Vorkriegs-Jugend. So waren zum Beispiel im Lager Klappholtal Alkohol und Nicotin

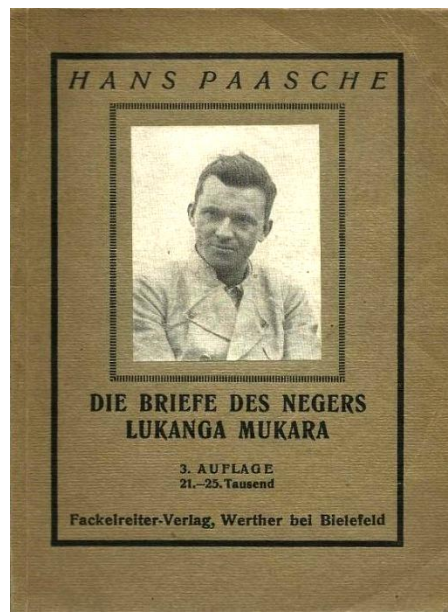
⁸ Der Buchtext steht jedermann gratis zur Verfügung:
<https://www.projekt-gutenberg.org/autoren/namen/paasche.html>

absolut verboten. Unnachsichtig jagte Dr. Ahlborn jeden Besucher des Lagers hinaus, der gegen diese Grundsätze verstieß.

Auf mich, den kleinen unterernährten Jungen, hat der Doktor in seiner Autorität einen großen Eindruck gemacht. Morgens wurde von ihm ein Grußwort gesprochen, das die Lagerbegleitung mit einem morgendlichen Volkslied beantwortete. Abends wurden Volkstänze eingeübt und fröhlich getanzt, wobei sich wieder alle Lagerinsassen beteiligten, seien es Ärzte, Schwestern, Gruppenleiter oder Köche, selbstverständlich auch die Kinder.

Ein riesiges Sonnenwendfeuer am breiten Stand der Insel – das Holz hatten wir gesammelt, Strandgut – beschloß damals (1922) unsern Ferienaufenthalt auf Sylt, in Klappholtal.

Wir Kinder wurden meist von weiblichen Gruppenleitern betreut, die in den Baracken den ganzen Tag mit ihren Kindern lebten, aßen, badeten, spielten und sangen. Ich lernte damals eine Fülle guter Volkslieder in der Art des Wandervogel-Liederbuches: „Der Zupfgeigenhansl“.



Eines der „Seeräuber“-Lieder dieser Art fand ich textlich erst 1989 wieder in einem modernen Volkslieder-Band: „Der mächtigste König im Luftrevier ist des Sturmes gewaltiger Aar –“, das war bei unserer Goldenen Hochzeit in Herrenalb im Schwarzwald. –

Unsere Klappholtaler Gruppenleiterin, genannt „Doris“, übte mit uns die Lieder ein und las uns abends vor dem Schlafen aus einem kleinen gelbbraunen Taschenbuch vor: Erlebnisse eines „Lukanga Mukara“, die wir so lustig fanden, daß wir oft alle laut loslachten über diesen komischen Afrikaner, der unser Deutschland so

völlig anders beurteilte, als wir es gewohnt waren. Die tieferen Gründe für diese „andere Sicht“ kamen uns Jungen natürlich nicht zum Bewußtsein. –

Noch heute – nach 70 Jahren – kann es uns noch passieren, daß wir kurz lachen, daß aber das Lachen uns „im Halse stecken bleibt“. Es ist erstaunlich, wie dieser Hans Paasche schon im Jahre 1912 die damalige (heutige?) Kolonialpolitik als falsch und für die Naturvölker verderblich anprangerte.

DAS POMMERNZENTRUM IN TRAVEMÜNDE

Besucht am 22. Januar 1993

Als wir auf das Gelände der Pommern-Kirche kamen, war der Sturm zum Orkan angewachsen. Wir legten uns schräge



gegen die Böen des Westwinds und flüchteten uns zunächst in die windab gelegene Kirchenportal-Nische, die etwas Schutz vor dem brausenden Sturm gewährte. Als wir dort standen, stellten wir fest, daß die großen, mit Kupferplatten belegten Portale abgeschlossen waren.

Derweil kam ein aufgeregter Herr von dem erleuchteten Gebäude im Südwesten der Kirche und fragte, was wir wollten. Wir: „Wir möchten die Kirche besich-

tigen, die wir nur aus Beschreibungen kennen.“

Er: „Der Weststurm hat sich so zum Orkan ausgewachsen, daß wir nicht wagen, die Portale zu öffnen. Diese Türen könnten herausgerissen werden von der Gewalt des Sturmes.“

Christoph sagte: „Wir sind extra von Cuxhaven hergefahren, um das Pommern-Zentrum zu besichtigen. Ist es nicht möglich, uns die Kirche zu öffnen?“

Er ließ sich erweichen: Christoph begleitete ihn und bekam den Schlüssel zum Südportal.

Der Wind, die Böen ruckelten wie wild an den Schallluken des Glockenstuhls des Turms in ca. 10–15 Meter Höhe. Einige Kupferplatten der Schalllöcher bewegten sich beim Anprall der



Windschläge. Wie lange das wohl halten würde?!



Gertrud und Martin Wulf

An der Westwand der Kirche, rechts und links von dem kurzen Gang ins Schiff-Langhaus waren die Namensschilder-Tafeln angebracht. Auf ihnen fanden wir sehr bald die Platte, die Maria zum Gedächtnis ihres Vaters, Pastor Martin Wulf († 1931) hat anbringen lassen. Die Inschrift der Tafel am Anfang der Zeile 65 lautet:

Wulf, Martin
Eixen 1876–1931

Marias Vater

Es ist ein großer Verlust, daß ich erst 1934 als Kantor und Organist an die Salvator-Kirche in Lauenburg/Pommern kam, nachdem mein zukünftiger Schwiegervater schon im Jahr 1931 als amtierender Geistlicher an seinem Herzleiden plötzlich verstorben war. Schon 1919, kurz nach dem 1. Weltkrieg, hatte er seine Frau Gertrud Wulf geborene Ebert durch die furchtbare Spanische Grippe verloren. Auch das fünftgeborene Kind, ein Junge, starb in derselben Woche.



Maria erzählte, dass ihr Vater ein hochmusikalischer Mensch war, der zeit seines Lebens lieber Musik als Theologie studiert hätte. Er spielte gut Klavier. In seinen Vikariatjahren an der Salvator-Kirche in Lauenburg wagte er es, das von ihm hochgeschätzte Oratorium „Das Paradies und die Peri“ (Robert Schumann, 1843) mit einem Oratorienchor aufzuführen, den er selbst zusammenbrachte und einstudierte. Auch die Aufführung leitete er.



Maria Kern zeigt auf die Gedenktafel für ihren Vater

Die Gedenktafeln im Kirchenraum

Das geräumige, moderne Haus war ursprünglich als Alterssitz der Grafenwitwe vorgesehen, die aber früh starb. So überließ der Graf das Haus den Wulfs, die es gut nutzten. In dem großzügigen Haushalt lebten nicht nur der Pastor mit seinen vier Töchtern, sondern auch eine Haushälterin, eine Köchin und zwei Küchenmädchen.

Der Weg zur nächsten Schule war zu weit, deshalb wurden die vier kleinen Mädchen Irmgard, Dore, Gertrud und Maria in den Grundschulfächern von einer Hauslehrerin unterrichtet. „Sie war sehr streng!“, erinnert sich Maria.



1931, nach dem plötzlichen Tod des Vaters und kurz nach der Konfirmation von Gertrud und Maria, nahm Pastor Wulfs Schwester Gertrud Bergmann die vier Mädchen auf. Dort, in Lauenburg, besuchten sie das Lyceum bis zur mittleren Reife. Irmgard und Dore, die älteren, mussten nach dem Tode des Vaters aus der Obersekunda abgehen, um einen Beruf zu erlernen. Maria und Gertrud waren erst in Untersekunda. Auch diese verließen die Oberschule, „weil kein Geld



Ab 1909 war er als Pastor in Eixen, Kreis Franzburg bei Stralsund tätig. 1912 heiratete er Gertrud Ebert (Marias Mutter). Das strohgedeckte Pfarrhaus brannte im Juli 1917 ab, und die Familie zog in den Nachbarort Semlow. 1924 übernahm der seit 1919 verwitwete Martin Wulf das Pfarramt in Besswitz (Rittergut von Zitzewitz) im Kreis Rummelsburg. Zu seinen Aufgaben gehörte auch die Betreuung mehrerer Gemeinden in Außendörfern. Der Pastor führte ein gastliches Haus, in dem viel musiziert wurde: Seine Freunde bildeten ein Quartett oder Streichtrio, das klassische Musik spielte.



mehr da war“. Ein Studium kam sowieso nicht infrage.

So lernte Irmgard Krankenschwester im Städtischen Krankenhaus. Onkel Doktor Nagorsen war seit Jahren ein Freund des Vaters Wulf gewesen. Dore lernte feine Weißwäsche nähen in einem Fachgeschäft in der Stadt Lauenburg. Gertrud und Maria lernten Buchhaltung und alles, was dazugehörte. Maria arbeitete für den jüdischen Steuerberater Schwarzkopf. Dort musste sie 1935 aufhören, und sie fand eine Stellung als Sekretärin im Lauenburger Landratsamt. In der Telefonzentrale saß sie als eine Art Empfangsdame.

So lagen die Dinge, als ich am 2. Oktober 1934 mein Amt als Kantor und Organist an der Salvator-Kirche antrat, das ich bis Dezember 1939 versah, offiziell aber noch bis März 1945, dem 9. März, jenem Tag, an dem Maria zu Fuß nach Osten Richtung Danzig und Pillau floh vor dem Russen, der von Westen, von Stolp über Lauenburg nach Osten, nach Danzig durchstieß.

1993



DIE ANALOGE GENERATION

Von Alexander Kern handschriftlich kopiert
(Verfasser unbekannt)

Für alle, die vor 1945 geboren sind

Wir wurden vor der Erfindung des Fernsehens, des Penicillins, der Schluckimpfung, der Tiefkühlkost und des Kunststoffes geboren und kannten weder Kontaktlinsen, noch die Pille.

Wir kauften Mehl und Zucker noch in normalen Tüten und nicht in Geschenkverpackungen. Wir waren schon hier, bevor Kreditkarten, Telefax, die Kernspaltung, Laser und Kugelschreiber zum täglichen Gebrauch zur Verfügung standen. Radar gab es auch noch nicht, wir nannten das schlicht „Funkmessverfahren“.

Es gab noch keine Geschirrspülmaschinen, Wäschetrockner, Klimaanlage, „last minute“-

Flüge, und der Mensch war noch nicht auf dem Mond gelandet.

Wir haben zuerst geheiratet und dann erst zusammengelebt. Zu unserer Zeit waren „bunnies“ noch kleine Kaninchen und Käfer keine Volkswagen. Mit jemandem zu gehen, bedeutete schon fast, verlobt zu sein. Wir dachten nicht daran, dass der „Wienerwald“ etwas mit Brathähnchen zu tun hätte, und Arbeitslosigkeit war eine Drohung, aber kein Versicherungsfall.

Wir waren schon da, bevor es den Hausmann, die Emanzipation, Pampers, Aussteiger und computergesteuerte Heiratsvermittlung gab. Zu unserer Zeit gab es weder Gruppentherapien, noch „weight watchers“, Sonnenstudios oder das Erziehungsjahr für Väter und keine Zweitwagen.

Wir haben damals keine Musik vom Tonband oder über Transistorradio oder die New Yorker Symphoniker via Satellit gehört. Es gab auch keine elektronischen Schreibmaschinen, keine künstlichen Her-



zen, keinen Joghurt und keine Männer, die Ohrringe trugen.

Die Worte „Software“ für alles, was man beim Computer nicht anfassen, und „non food“ für alles, was man nicht essen und trinken kann, waren noch nicht erfunden.

In dieser Zeit bedeutete „made in Japan“ noch billige Ware und man hatte noch nie etwas von Pizza, McDonald's und Instant-Kaffee gehört. Der Ausdruck „Pommes mit alles“ war auch noch nicht geboren.

Wir liefen schon auf der Straße herum, als man noch für fünf Pfennige ein Eis, einen Beutel Studentenfutter oder eine Flasche Knickerwasser kaufen konnte. Wir haben Briefe mit 6-Pfennig-Marken frankiert und konnten für 10 Pfennige mit der Straßenbahn vom einen Ende der Stadt bis zum anderen fahren.

Wir waren sicher noch nicht dabei, als man entdeckte, dass es einen Unterschied zwischen den Geschlechtern gibt, aber wir haben die erste Geschlechtsumwandlung noch miterlebt.



Wir sind die letzte Generation, die so dumm ist zu glauben, eine Frau muss einen Mann erst heiraten, um ein Baby zu bekommen.

Wir mussten fast alles selbst tun und mit dem auskommen, was wir hatten. Zu glauben, dass der Staat uns letztlich versorgen würde, wenn wir vorher über unsere Verhältnisse gelebt haben, wäre undenkbar gewesen. Wer mehr ausgab, als er einnahm, war schlichtweg ein krimineller Bankrotteur. Und „Bock“ mussten wir immer haben.

Die ganze Entwicklung haben wir über uns ergehen lassen müssen. Ist es da ein Wunder, wenn wir manchmal etwas konfus erscheinen? So ist wohl auch die Kluft zwischen den Generationen entstanden. Wir haben alles überlebt und sind der Statistik zu Folge die gesündeste Generation. Das ist vielleicht ein Beweis für unsere „überholte Lebensweise“.

Darum haben wir allen Grund zum Feiern und freuen uns darüber, dass wir das auch noch können!